Weltgeschichte.

Neunter Theil.

I.

Weltgeschichte.

Von

Leopold von Ranke.

Erste bis dritte Auflage.

Neunter Theil, erste Abtheilung.

Zeiten des Uebergangs zur modernen Welt
(XIV. und XV. Jahrhundert).

Herausgegeben von
Alfred Dove und Georg Winter.

Leipzig,
Verlag von Duncker & Humblot.
1888.

Vorwort.

Den Freunden der Rankeschen Weltgeschichte stellt sich hier versprochenermaßen ein neunter und letzter Theil des Werkes vor, welcher dasselbe mit dem Ausgange des Mittelalters an das von dem Dahingeschiedenen ins Auge gefaßte Endziel führt. Der Zufall hat, wie einst bei den Geschichten Herodots, dem ältesten aller namhaften universalhistorischen Versuche, so auch bei diesem jüngsten unter ihnen den Gang der Darstellung nach dem Gesetz des Musenreigens äußerlich gegliedert und abgeschlossen.

Ueber den Ursprung des Unternehmens der Herausgeber und die Art ihrer Arbeit überhaupt ist bereits im Vorwort zum achten Theil ausführlich Bericht erstattet worden; nur wenige Bemerkungen, die sich auf den heute vorgelegten Band insbesondere beziehen, sei es erlaubt, zu wiederholen oder hinzuzufügen.

Die dreizehn Capitel dieses Theils sammt Eingang und Schlußwort, das vierzehnte und funfzehnte Jahrhundert umfassend, bilden in allem Wesentlichen, nach Form und Inhalt, den bisher zurückbehaltenen Rest eines Heftes, welches von Ranke selbst für die jüngste, im Sommersemester 1870 unternommene Wiederholung seines Collegs über das nachstaufische

Zeitalter eigenhändig niedergeschrieben worden. Dies Manuscript, dessen erste Abschnitte den letzten sieben Capiteln des achten Theils — nebst dem einleitenden Ueberblick, daselbst von Seite 407 an — zugrunde liegen, befindet sich, im Vergleich mit den ebenso zerstückten, wie mannigfaltigen Papieren, aus denen wir die Rankesche Darstellung der staufischen Periode in den vorderen Partien des achten Theils zusammenzusetzen hatten, in einem verhältnißmäßig einfachen Zustande. Nur an wenigen Stellen zeigte sich die einheitliche Fassung des Textes unterbrochen, um für Beilagen von älterer Herkunft Raum zu lassen; noch seltener begegneten, wie z. B. beim Schlußwort, mehrfache, einander parallele Entwürfe, die eine Auswahl oder auch eine Verschmelzung erforderten. Das nachgeschriebene Schülerheft, welches für die dem achten Theile einverleibten Abschnitte allenthalben willkommene Ergänzungen aus dem mündlichen Vortrage des Meisters darbot, versagte schon beim zweiten Capitel dieses neunten seinen Dienst: der Hochsommer des Jahres 1870 raubte dem Zuhörer die nöthige Sammlung, ja der Lehrer selbst blieb unter solchen Umständen weiter als sonst hinter dem Ziele der Vorlesung zurück. Aus alledem ergiebt sich, daß der bescheidenen, von der Pflicht der Entsagung beherrschten Redaktionsthätigkeit der Herausgeber diesmal beiweitem engere Grenzen gezogen waren, als beim vorigen Bande. Unmittelbarer, in ursprünglicherer Gestalt, als damals, hat man hier ein von Ranke selber fertiggestelltes Schriftwerk vor Augen.

Desto nachdrücklicher ist freilich daran zu erinnern, daß dies Schriftwerk von dem Verewigten keineswegs als solches entworfen worden, noch vollends zur Veröffentlichung durch den Druck bestimmt gewesen ist. So gewiß ein gutes Buch

ein schlechtes Collegienheft abgäbe, so wenig läßt sich umgekehrt der leicht angelegte Grundriß einer große Zeiträume, zumal von so verworrenem geschichtlichen Inhalt, umspannenden Vorlesung ohne weiteres auf die Stufe einer endgültigen welthistorischen Darstellung erheben. Wäre es Ranke selber vergönnt gewesen, sein Werk in literarisch abgeschlossener Form soweit herabzuführen, er hätte sich ohne Zweifel vor allem in diesem Theil zu durchgreifenden Aenderungen, im Ganzen wie im Einzelnen, gedrungen gefühlt. Die Composition, wenn der lockere und unregelmäßige Aufbau der Erzählung diesen Namen verdient, steht zwar mit dem besonderen Charakter der geschilderten Periode, der allgemeinen Auflösung des vordem so straff centralisirten geschichtlichen Gemeinlebens, in innerem Zusammenhang; nichtsdestoweniger wäre wohl eine strengere Betonung der Momente der Einheit, ein Vermeiden der häufigen Wiederholungen, des für den mündlichen Vortrag allerdings nützlichen Vor- und Zurückgreifens der Darstellung erreichbar gewesen. Dazu kommt, daß sich gerade dem vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert erst in jüngster Zeit die kritische Geschichtsforschung eifrig und glücklich zugewendet hat: ihren Ergebnissen hätte Ranke sicherlich die aufmerksamste Rücksicht erwiesen, und die Thatsachen selbst, sowie das Urtheil über ihre Bedeutung, hätten demgemäß an vielen Punkten eine andere Gestalt angenommen.

Sollten wir jedoch aus solchen Gründen den Lesern, die den achten Theil der Weltgeschichte so freundlich begrüßt, den neunten, dessen Idee nicht minder von den letztwilligen Wünschen des Verstorbenen gefaßt worden, am Ende lieber gänzlich vorenthalten? Wir waren nicht dieser Meinung. Auch in diesen

rasch und zu anderem Zwecke hingeworfenen Capiteln tritt die weltumfassende Anschauung Ranke's, sein Scharfblick für die geringsten Erscheinungen des geschichtlichen Daseins und so mancher andere unschätzbare Vorzug seines Geistes oft und hell genug zu Tage, um einen dankbaren Sinn darüber das Fehlende, nicht mehr Herbeizuschaffende, verschmerzen zu lassen: statt des Besseren wird man mit dem Guten gern vorlieb nehmen.

Es gereicht mir zur Freude, mittheilen zu dürfen, daß Herr Dr. Georg Winter, auf dessen Schultern die Last der Arbeit bei diesem, wie bei dem vorigen Theil in erster Linie geruht, sich das weitere Verdienst erworben hat, zu dem ganzen Werke der Weltgeschichte Ranke's ein Gesammtregister anzufertigen. Dasselbe wird gleichzeitig mit diesem Bande ausgegeben, und zwar als zweite Abtheilung des neunten Theils in Verbindung mit dem — daneben auch für sich erscheinenden — von dem Unterzeichneten eingeführten Ergänzungsbändchen, welches, wie bereits früher angekündigt, zum Ersatz für ein von Ranke beabsichtigtes, mehr betrachtendes, als erzählendes Schlußcapitel, die stenographische Wiedergabe von Vorträgen enthält, die der Verewigte im Herbst 1854 zu Berchtesgaden dem Könige Maximilian II. von Baiern „über die Epochen der neueren Geschichte" gehalten hat.

Bonn, im Juli 1888.

Alfred Dove.

Inhaltsverzeichniß.

	Seite
Eingang	1
Erstes Capitel.	
Kaiser Heinrich VII.	4
Zweites Capitel.	
Ludwig der Baier.	30
Drittes Capitel.	
Kaiser Karl IV.	63
Viertes Capitel.	
England und Frankreich im vierzehnten Jahrhundert	93
Fünftes Capitel.	
Italien im vierzehnten Jahrhundert	110
Sechstes Capitel.	
Die späteren Luxemburger	117
Siebentes Capitel.	
Das deutsche Städtewesen	128
Achtes Capitel.	
Zeiten des Schismas	159

Seite

Neuntes Capitel.

Das Concil von Constanz und die Hussitenkriege . . . 182

Zehntes Capitel.

Momente der deutschen Geschichte im weiteren Verlauf des funfzehnten Jahrhunderts 197

Elftes Capitel.

Frankreich und England im funfzehnten Jahrhundert . . 233

Zwölftes Capitel.

Nordische Reiche 246

Dreizehntes Capitel.

Timur Beg; Eroberung Constantinopels durch die Türken 254

Schlußwort 270

Eher bei dem Falle Bonifaz' VIII., als bei dem der Hohenstaufen, könnte man einen welthistorischen Abschnitt machen. Denn die kaiserliche Gewalt, wie sie Friedrich II. zuletzt besessen, hatte doch in Wahrheit nur Italien und Deutschland umfaßt; die päpstliche, die in seiner Person das Kaiserthum selber zugrunde gerichtet, erstreckte sich dagegen über das gesammte Abendland. Eben diese Macht nun hatte durch das Ereigniß von Anagni einen unverwindlichen Schlag erlitten: die ganze romanisch-germanische Völkerwelt mußte von dessen Wirkung betroffen werden. Es begann damit in der That eine Epoche der Rückbildung für die römische Hierarchie überhaupt: der Aufenthalt der Päpste in Avignon, das Schisma, die Concilien bilden eine Reihe von Begebenheiten, durch welche das Papstthum in immer unangenehmere Verwicklungen gerieth. Als das Unterscheidende kann man bezeichnen, daß bisher das Princip der Einheit in den abendländischen Völkern überwogen hatte und noch immer vorgedrungen war, nunmehr aber die einzelnen Reiche auf der von Philipp dem Schönen für alle erstrittenen Grundlage sich zu größerer Selbständigkeit erhoben. Damit hängt denn das Emporkommen der Landessprachen, die mannigfaltige Cultur, die sich allenthalben herausbildet, zusammen. Das

vierzehnte und funfzehnte Jahrhundert zeigen einen Fortschritt nationaler Entwicklung unter dem gemäßigten Einfluß der Kirche und bereiten insofern jene große Secession im Glauben vor, welche das sechzehnte charakterisirt. Auch durch diese ward jedoch die Einheit des Lebens keineswegs völlig zerrissen; nicht allein die gemeinsame Grundlage der Cultur wurde beibehalten: indem man nur die anstößigsten und drückendsten Doctrinen beseitigte, behauptete sich im wesentlichen selbst die gleiche Religion.

Noch viel stärker blieben natürlich die Momente der Einheit in den Zeiten des Uebergangs, die uns hier beschäftigen. Sie hatten um so größeres Gewicht, als auf der anderen Seite auch die einzelnen Reiche doch noch weit entfernt davon waren, je für sich geschlossene Staatskörper darzustellen. Das in diesem Augenblicke mächtigste, Frankreich, wurde sehr bald von seinem Nachbar England beinahe bis zur Auflösung herabgebracht. Handelte es sich dabei um den Eingriff einer fremden Dynastie, welche der einheimischen die Herrschaft zu entreißen suchte, so stand auch umgekehrt England noch immer unter einem gewissen Einfluß des französischen Wesens: die französische Sprache beherrschte noch von Amtswegen den englischen Staat. Gründlicher fast, als diese großen westlichen Mächte, schienen nach dem Sturze des Kaiserthums die so lange eng verbundenen centralen Gebiete, Deutschland und Italien, von einander geschieden. Dafür war jedoch hier die Absonderung bis zum Extrem entwickelt, das Princip der Selbständigkeit bis in die unteren Kreise des öffentlichen Lebens eingedrungen. Allenthalben erhoben sich Autonomieen und kleine Staatsbildungen: in Deutschland vorwiegend fürstlich regierte Territorien, in Italien hingegen städtische Republiken. In dem

letzteren Lande wirkte dann die Entfernung des Papstthums dahin, die ohnedies vorhandene Zersetzung weiter zu befördern. Anarchische Zustände nahmen überhand, welche alsbald — denn irgend eine höhere, friedenstiftende Autorität schien unentbehrlich — den Gedanken einer Erneuerung der kaiserlichen Gewalt über Italien nahelegten; was denn nicht geschehen konnte ohne eine abermalige Verflechtung der deutschen Geschicke mit den italienischen.

Auch insofern ist die Abwesenheit der Päpste von Rom ein großes Ereigniß: das Kaiserthum des vierzehnten Jahrhunderts hängt wesentlich damit zusammen.

Erstes Capitel.

Kaiser Heinrich VII.

Von 1273 bis 1308 hatte man nur römische Könige, d. h. solche, welche die höchste Gewalt in Deutschland ausübten mit der Anwartschaft auf das Kaiserthum, das sie jedoch nie erlangten. Den drei römischen Königen folgten nun wieder drei römische Kaiser: Heinrich VII., Ludwig der Baier, Karl IV. Daß es mit dem Königthum allein, von welchem wenigstens Papst Bonifaz behauptete, es könne auch wieder zurückgenommen werden, auf die Dauer in Deutschland selbst nicht gehen würde, zeigte sich wohl. Auf die Wahl Adolfs war in der That dessen Absetzung gefolgt; auch der Gegner aber, der ihn gestürzt, vermochte die Gründung einer festen monarchischen Gewalt am Ende nicht zustande zu bringen.

Kommen wir noch zurück auf den Ausgang dieses Königs Albrecht, der persönlich ohne Zweifel Eigenschaften besaß, welche ihn zu einer solchen Aufgabe tauglich machten. Wir sahen, wie er den geistlichen Fürsten imponirte, wie er das Verhältniß zwischen Bonifaz und Philipp von Frankreich dazu benutzte, um die Anerkennung des Papstes zu erlangen, ohne sich doch in dessen Feindseligkeiten fortreißen zu lassen. Für diese Haltung hatte er vor allem ein Motiv in dem Ver-

hältniß zu Böhmen, wo sein Schwager Wenzel II. eine sehr bedeutende Stellung, die ihn auch mit dem Papst entzweite, eingenommen hatte. Wenzel wurde König von Polen im Widerspruch mit dem angemaßten Rechte Roms und streckte die Hand nach Ungarn aus, welches der Papst dem Hause Anjou versprochen hatte. Papst Bonifaz behauptete, die polnischen Provinzen gehörten dem römischen Stuhl an und Ungarn trage jeder König von ihm zu Lehen. Er widersetzte sich dem König Wenzel in der einen und der anderen Beziehung. König Albrecht war in der thüringisch-meißnischen Angelegenheit mit Wenzel verbunden, er hatte ihm Meißen verpfändet; jetzt aber brach er mit ihm: die Vereinigung jener beiden östlichen Kronen mit der böhmischen — eine Combination, die noch über die Erfolge Ottokars hinausging — dünkte ihn selber als Herrn von Oesterreich unerträglich. Er trat auf die Seite des Papstes Bonifaz, als dieser kurz vor seinem Sturze den Prinzen von Neapel Karl Robert als rechtmäßigen Erben der Arpaden, von denen derselbe in weiblicher Linie abstammte, anerkannte; worauf Karl Robert — übrigens zugleich ein Neffe König Albrechts — an den ungarischen Magnaten wirklich Unterstützung fand.

Wenn König Albrecht nicht gegen Philipp von Frankreich einschreiten wollte, so lag also das vornehmste Motiv dafür in dem Wunsche, den Krieg gegen Böhmen zu unternehmen. Er muthete seinem Schwager Abtretungen sehr bedeutender Art an: Wenzel sollte auch Polen fallen lassen, Meißen herausgeben, ihm den Ertrag der böhmischen Bergwerke einräumen u. s. w. Um dies durchzuführen, überzog Albrecht den friedlichen Wenzel im Jahre 1304 im Bunde mit Ungarn und einer großen Anzahl deutscher Fürsten mit Krieg. Haupt-

sächlich gelüstete es ihn nach den Silbergruben von Kuttenberg, und dahin zunächst wandte er seine Waffen; allein er fand hier in der streitbaren Bergmannschaft und auch an den Rüstungen im Lande großen Widerstand. Im Jahre 1305 war er nicht fähig den Krieg wieder aufzunehmen, und da Wenzel II. damals starb, so schloß er mit dem Nachfolger, seinem Neffen Wenzel III., einen Frieden, nach welchem dieser als König von Böhmen und Polen, jedoch nicht von Ungarn anerkannt ward, das Meißner Land aber dem Habsburger Hause zurückerstatten sollte.

Allein schon 1306 fand auch König Wenzel III., als der letzte Przemyslide, nach wüstem Leben einen jähen Tod. Er hatte Böhmen unter die Verwaltung seines Schwagers, des Herzogs Heinrich von Kärnthen, gestellt; und viele von den böhmischen Großen waren der Meinung, diesen sofort zum König zu wählen. Aber König Albrecht nahm als Lehnsherr das Recht an sich, über Böhmen zu verfügen, und ernannte seinen eigenen Sohn Rudolf zum Nachfolger. Und so mächtig war er, daß auch die Barone nur im Einverständniß mit ihm handeln wollten. Im Oktober 1306 wurde Rudolf in aller Form von den Ständen anerkannt, indem er sich zugleich mit der Wittwe König Wenzels II., Elisabeth, vermählte. Die Stände versprachen überdies, im Falle seines Ablebens einen seiner Brüder über sich anzuerkennen; denn mit Oesterreich verbunden zu sein, hielten auch die Böhmen für nothwendig. Dessenungeachtet wählten sie, als schon im Juli 1307 auch Rudolf starb, da indessen mancherlei Mißvergnügen ausgebrochen war, nun wirklich Heinrich von Kärnthen; im Widerspruch freilich mit den Mähren, die an Oesterreich festhielten. König Albrecht zögerte keinen Augenblick, seine Rechte

geltend zu machen; auch in Kärnthen fiel er ein. Die Städte der Königinwittwe Elisabeth waren für ihn und nahmen seine Besatzungen, Schwaben und Elsässer, auf. Hie und da aber kam es zu Empörungen des Landvolks gegen sie.

Auf das genaueste hängt nun die meißnisch-thüringische Streitfrage hiemit zusammen. Der römische König empfing jenem Vertrage von 1305 gemäß das Meißner Land von Böhmen zurück und nahm es in unmittelbaren Besitz. Im Jahre 1306 erneuerte er sodann den Anspruch des Reiches auf Thüringen, welchen sein Vorgänger erworben hatte. Er lud den Landgrafen Albrecht, der noch auf der Wartburg saß und jetzt mit seinen Söhnen Friedrich und Diezmann befreundet war — der illegitime war bereits gestorben — nach Fulda vor und forderte ihn auf, den früher an das Reich, nicht an Adolf geschehenen Verkauf anzuerkennen, was der alte Landgraf nicht verweigern konnte. Er sollte zugleich die Wartburg den Leuten des Königs einräumen. Durch den Tod Wenzels III. wurde zwar die Thätigkeit Albrechts zunächst nach der böhmischen Seite gerichtet. Nachdem jedoch die Wahl seines Sohnes dort durchgesetzt war, wandte sich der König, wie nicht anders zu erwarten stand, wieder gegen die Wettiner. Er hatte Meißen inne und in Thüringen in der Stadt Eisenach Unterstützung. Er schickte nun eine kleine Truppenschar unter seinem Feldhauptmann Nortenberg nach dem Osterlande.

Man muß sich seine Politik vergegenwärtigen. Er wollte Oesterreich und Böhmen unter seiner Familie unauflöslich verbinden, nunmehr das spätere Sachsen hinzufügen: selbst im Elsaß und in Schwaben war sein Ansehen vorwaltend. Noch war die Schweiz ihm unterthan. Eine große Hausmacht, wie

die des späteren Oesterreichs, schien bevorzustehen. Allein die Wettiner hatten sich doch nicht ganz unterworfen. Statt die Wartburg dem Könige zu übergeben, nahm Landgraf Albrecht seinen kriegsgewaltigen Sohn Friedrich den Freidigen in die Burg auf. Es geschah durch den Einfluß der späteren Gemahlin des Landgrafen, Elisabeth von Orlamünde. Friedrich hatte sich zudem mit seinem Bruder Diezmann wieder verbunden. Am 21. Mai 1307 begegneten sie den Truppen des Königs, die sie als die Schwaben bezeichneten, bei Lucka und schlugen sie aus dem Felde; eine unbedeutende Kriegshandlung, die aber doch dadurch von hohem Werthe ist, daß sie das Uebergewicht einer lokalen Gewalt über die Reichsgewalt zur Anschauung brachte.

Doch bekam das alles erst Wichtigkeit, da nun im Juli der böhmische König Rudolf starb und jene neue Königswahl eintrat, die alles zweifelhaft machte. Heinrich von Kärnthen war der Schwager des Markgrafen Friedrich. Dieser ward um so mächtiger, als sein Bruder Diezmann im December 1307 in einer Kirche zu Leipzig aus unbekanntem Anlaß ermordet ward; er konnte als der gefährlichste Feind des Königs Albrecht betrachtet werden. Der König war entschlossen, seine Waffen gegen ihn zu wenden. Die alte Tradition ist, er sei durch die beginnende Empörung der Waldstätte in der Schweiz gehindert worden. Aber nachdem man die Geschichte des Tell als eine Sage hat aufgeben müssen, so stellt sich aus den gesammelten Urkunden auch heraus, daß Albrechts Vögte im hohen Gebirg gar keine eigentliche Bewegung veranlaßten. Wenn es eine solche gab, so war sie mehr in dem benachbarten Adel, der durch allerlei Uebergriffe Albrechts verdrossen war. Und aus diesem ging nun auch die Katastrophe des Königs hervor.

Von jenem Bruder König Albrechts, Rudolf, der einst selbst zum römischen Könige bestimmt gewesen, und Ottokars Tochter Agnes lebte ein Sohn, Johann, der die Besitzungen seines Vaters in Anspruch nahm, ohne daß er recht wußte, welche es eigentlich wären. Bei dem Abkommen mit Böhmen im Jahre 1305 war davon die Rede gewesen, Meißen eben ihm zuzuwenden; aber Albrecht konnte sich nicht entschließen, es ihm zu überliefern. Da der König ihn hinhielt, so faßte Johann einen gewaltigen Zorn gegen ihn. Bei einem Gastmahl in Winterthur hatte der König — es war im Mai — Kränze an seine Umgebung vertheilt. Johann sagte seinem Oheim: für ihn seien Kränze aus Blumen nicht mehr geeignet; er sei jetzt zu seinen Jahren gekommen und verlange sein Erbe. Der König gab ihm freundliche Antwort, welche aber das erbitterte Gemüth des Jünglings noch mehr aufreizte. Als Albrecht über die Reuß wollte, gab ein Freund Johanns diesem ein, daß dies die erwünschte Gelegenheit zur That sei. Sie hatten ihn ganz allein. Johann stieß dem Oheim selber das Schwert in die Brust (1. Mai 1308). Es war auf der Landspitze zwischen Aare und Reuß, wo später das Kloster Königsfelden gebaut worden ist. Johann befreite die deutschen Fürsten von einem Manne, der sie gewaltig im Zaum zu halten suchte; jetzt konnten sie wieder aufathmen. Albrecht war ihnen zu stark, zu scharf, zu verhaßt gewesen.

Ob es nun noch jemals eine kräftige königliche Gewalt geben, und wie sich Böhmen, Oesterreich und Thüringen zu dem Reich verhalten würden, das waren jetzt die großen Fragen. Sie waren speciell österreichischer und allgemein deutscher Natur. Sollte die Autorität des Königthums und die des Hauses Oesterreich vereinigt bleiben? Man hätte

damit der seit Rudolf wiedererstandenen Reichsgewalt eine entschiedene Wendung zur Erblichkeit gegeben. Zog man das Gegentheil vor, wie einst nach dem Tode Rudolfs, so blieb nicht bloß für die Zukunft den Zufälligkeiten der Wahl ihr Spielraum: auch darüber mußte Zweifel entstehen, ob alsdann einer Territorialmacht, wie die Habsburg-Oesterreichs, gegenüber ein anderer überhaupt fähig werden könne, das Ansehen der höchsten Gewalt einigermaßen aufrecht zu erhalten. Das Schicksal der Regierung Adolfs sprach nicht dafür.

Kopp führt die Meinung eines Engländers an, welcher den Wunsch aussprach, daß das deutsche Reich in dem Hause Habsburg erblich werden möge, um dem Skandal der Wahlen und den Intriguen der Kurfürsten vorzubeugen; eine Aeußerung, die wohl vornehmlich aus der Hoffnung zu erklären ist, daß Deutschland alsdann den Franzosen, den Gegnern Englands, stärkeren Widerstand leisten würde. Denn das läßt sich auch sonst nicht verkennen, daß auf die Entscheidung der obschwebenden Frage, so sehr dieselbe das innere Interesse des deutschen Reiches zu betreffen schien, doch die allgemeinen politischen Verhältnisse den größten Einfluß ausübten. Nach dem Tode Albrechts drang König Philipp von Frankreich geradezu auf die Wahl seines Bruders, Karl von Valois, und Papst Clemens V., damals in französischer Gefangenschaft, erklärte sich für ihn. Wenigstens hat er das dem Könige von Frankreich officiell versichert: andere sagen allerdings, insgeheim sei er dagegen gewesen. Darauf nun gingen die Kurfürsten freilich nicht ein. Wohl aber ist es klar, daß es hauptsächlich die unter ihnen waren, welche der französischen Partei angehörten, von denen die neue Wahl vollzogen worden ist.

Obenan stand Peter Aichspalter, Erzbischof von Mainz, einst als Leibarzt bei Rudolf von Habsburg emporgekommen, der jedoch in Diensten Wenzels von Böhmen, zuletzt als Kanzler dieser Krone, im Gegensatz zu Albrecht in Verbindung mit Frankreich und dem Papstthum getreten war; Clemens V. verdankte er die Erhebung auf den Stuhl zu Mainz. So war auch Balduin, Sohn des bei Worringen gebliebenen Grafen Heinrichs III. von Luxemburg, der soeben noch in Paris studirt hatte, durch französischen Einfluß unmittelbar nach dem Tode König Albrechts in Trier zum Erzbischof eingesetzt worden. Der nun faßte sofort den Gedanken, seinen Bruder Heinrich von Luxemburg, einen tapferen Ritter, der in Paris bei ihm verweilt hatte, zum Throne zu befördern.

Es war also ein Niederländer, der aber seiner Nationalität nach als ein Franzose betrachtet werden muß. Heinrich war von König Philipp dem Schönen zum Ritter geschlagen worden, hatte sich sogar einst als dessen Vasall bekannt und ihm im englischen Kriege Dienstmannschaft zuzuführen versprochen. Noch 1305 hatte er sein Vasallenversprechen gegenüber Philipp wiederholt und sich 1308 am päpstlichen Hofe in Poitiers aufgehalten. Seine Wahl ist daher wohl als Resultat der nunmehr innigen Verbindung zwischen Frankreich und dem päpstlichen Hof und ihres vereinten Einflusses auf die deutschen Dinge zu betrachten; im Gegensatz gegen die von Albrecht verfolgte Politik, die sich zuletzt entschiedener gegen Frankreich gewandt hatte. Der vornehmste Gedanke war, eine Einmischung des Reichs in die englisch-französischen Händel zum Nachtheil Frankreichs, wie sie einst Adolf begonnen hatte, zu vermeiden.

Entscheidend wurde erst, daß Heinrich auch den Erzbischof

von Mainz, Peter Aichspalter, persönlich für sich gewann. Das geschah jedoch nur durch große Verpflichtungen, u. a. der Erstattung der von König Albrecht der Kirche von Mainz zugefügten Beschädigungen, der Zölle, der Gerichte über Geistliche und Weltliche. In der Vorwahl zwischen den drei Erzbischöfen zu Rense wurde Heinrich von Luxemburg designirt; die Wahl selbst fand am 27. November 1308 statt. Heinrich bestätigte die schon erklärten Vergünstigungen, wobei er bis an die äußerste Grenze seiner eigenen Erniedrigung, sowie der des Reiches schritt. Es war doch wieder ein bloßer Graf, dessen Wahl von den geistlichen Kurfürsten ausschließend ausgegangen war. Heinrich war schlank, blond, nicht groß, wohlgebildet; er sprach langsam und kurz, zeigte sich großmüthig und milde.

Und dem bot sich nun durch ein eigenthümliches Glück fast ungesucht die Gelegenheit zu einer großen Erwerbung dar. Heinrich von Kärnthen war mit der älteren der beiden przemyslidischen Prinzessinnen, Anna, vermählt. Aber er zerfiel mit den Großen, und da sich die jüngere, Elisabeth, mißhandelt sah und flüchtete, so nahmen sich diese ihrer an und boten mit ihrer Hand dem Sohne des neuen römischen Königs die Krone von Böhmen an. Palacky schreibt dem Herzog Heinrich von Kärnthen Unfähigkeit zu. Was stärker war, Partei oder Unfähigkeit, bleibe dahingestellt. Im August 1309 kam eine Botschaft der Böhmen, geführt von dem Abte Konrad von Königssaal, zu König Heinrich VII. nach Heilbronn, um ihm die Lage ihres Landes vorzustellen. Der römische König behauptete, es sei ein heimgefallenes Reichslehen; jedoch wolle er dafür sorgen, daß die noch unverheirathete Prinzessin Elisabeth Königin von Böhmen werde. Es dauerte jedoch noch beinahe ein Jahr, bevor er den entscheidenden Schritt hiezu

that. Endlich im Juni 1310 auf dem Reichstag zu Frankfurt erklärte er feierlich die Heinrich von Kärnthen geleisteten Eide für nichtig und verlobte seinen Sohn Johann mit der Prinzessin, indem er denselben zugleich mit Böhmen belehnte. Also mit dem doppelten Rechte des Reichs und des Erbes durch eine Tochter kam das luxemburgische Haus nach Böhmen. Es ist wohl kein Zweifel, daß Peter Aichspalter, der frühere Kanzler dieses Landes, die ganze Sache geführt hat.

Ein Reichsheer sammelte sich in Nürnberg und rückte unter Peter Aichspalters Anführung im October 1310 nach Böhmen. Einige Städte widerstanden auch hier, aber der Bischof von Prag ging zu seinem Erzbischof über; am 3. December ward Johann nach Prag geführt und am 7. Januar 1311 vor dem Altar in St. Veit gekrönt. Um den Erfolg zu sichern, hatte Heinrich VII. nicht versäumt, sich mit den vornehmsten Nachbarn zu verständigen. Er hatte anfangs gezögert, die Mörder seines habsburgischen Vorgängers zu ächten; ja er soll einen Augenblick Absicht auf Oesterreich selbst gehabt haben. Man erzählt indeß, es sei gesagt worden, schon fünf Könige seien um Oesterreich gefallen, er könne leicht der sechste sein. Wie die Sachen standen, konnte er schwerlich daran denken, dieses Land anzugreifen. Er belehnte vielmehr die Habsburger mit Oesterreich, Steier und Krain und versprach ihnen die Willebriefe der Kurfürsten, auch Geld und eine Vermählung. Sie dagegen sagten zu, ihm auf ihre Kosten zur Erwerbung des Königreichs Böhmen behilflich zu sein.

Dabei blieb es nun doch, oder es kam vielmehr erst jetzt recht dahin, daß Böhmen einen großen Einfluß im Reiche ausübte. Aus einem vergessenen Formelbuch hat Palacky die

Zusagen an den Tag gebracht, welche die neue Regierung den Böhmen gemacht hat. Sie enthalten Vorrechte, wie sie damals auch in England behauptet wurden: keinen Kriegszug außerhalb des Landes zu thun, keine Steuer außer bei Gefangenschaft des Königs oder Verheirathung einer Prinzessin zu zahlen u. s. f. Die Privilegien sind dem Adel sehr vortheilhaft; sie stehen, so viel ich sehe, in Widerspruch mit denen alter Könige. Zur ersten Einrichtung gehörte noch, daß Mähren, welches an Oesterreich verpfändet war, an Böhmen zurückgegeben ward (1311).

So setzte sich das Haus der Luxemburger in Böhmen fest. Sie sind eigentlich Grafen von Limburg und erst durch Vermählung mit der Erbin von Luxemburg, Ermesinde, zu dieser Grafschaft gelangt. Der erste Sproß aus dieser Verbindung, Heinrich II., hat sich durch eine lange, weise und glückliche Regierung (1226—1274) dort einen großen Namen gemacht. Dessen Sohn Heinrich III. kam in jener Schlacht von Worringen (1288) um; die alte Grafschaft Limburg ging dabei verloren. Aber Luxemburg wurde von dem Sieger, dem Herzoge von Brabant, dem Besitzer, den er mit seiner Tochter vermählte, gelassen. Dies ist Heinrich VII. Sein Bruder, Erzbischof Balduin von Trier (1308—1350), gehört zu den großen Hierarchen des Reichs, die man einmal zusammenstellen sollte. Eine Zeit lang hat er sogar zugleich Mainz verwaltet. Er hat die territoriale Größe des Hauses begründet, das dann hundertunddreißig Jahre eine vorwaltende Rolle spielte, aus dessen Erbe beides hervorgegangen ist: die Größe von Oesterreich und die Gründung des Hauses Brandenburg.

Damals war fast die vornehmste rein deutsche Frage die alte meißnisch-thüringische. Dem Landgrafen Friedrich, welcher

die königlichen Truppen bei Lucka geschlagen, hatten die letzten Rüstungen König Albrechts vorzugsweise gegolten. Friedrich wurde durch dessen Tod von einer großen Gefahr für seine Existenz befreit. Er hatte jetzt selbst die Pleißner Lande, die eigentlich zum Reiche gehörten, vorläufig in seine Hand bekommen. Mit dem Erzbischof Peter Aichspalter hatte er eine Zusammenkunft in Gotha, welches eigentlich mainzisches Lehen war. Noch schien alles ungewiß; aber die Verhältnisse zu Böhmen nöthigten den König, Rücksichten auf den Landgrafen zu nehmen, der dort seinen Schwager Heinrich von Kärnthen hätte unterstützen können. Die Reichsstädte in Thüringen sahen sich hierauf genöthigt, ihren Frieden mit dem Landgrafen zu machen. Sowie dann Prag eingenommen war, wurde am 18. December 1310 ein Vertrag geschlossen, in welchem das Reich seine Ansprüche auf Meißen und Thüringen aufgab und der erlauchte Herr Friedrich mit Landgrafschaft und Markgrafschaft belehnt wurde. Bald darauf wurde ihm auch die Verwaltung des Pleißner Landes auf zehn Jahre übertragen.

So blieb nach langem Kampfe das Territorialfürstenthum Sieger über die Ansprüche, welche im Namen des Reiches erhoben wurden. Dem neuen Könige war es, wie man sieht, um eine gründliche Beruhigung zu thun. Die Dynasten von Oesterreich, Böhmen und Meißen-Thüringen kamen neben einander zu friedlichem Besitz. So wurden die Anjous in Ungarn befestigt. Der deutsche Adel kam unter diesen Umständen empor. Der vornehmste Grund für das Verfahren Heinrichs war, daß seine Gedanken von vornherein auf das Kaiserthum, d. h. nach Italien gerichtet waren.

Den Römerzug Heinrichs VII. muß man als eine Reaction

gegen die Verwaltung des Papstes Bonifacius ansehen. Das Kaiserthum ward ideal noch sehr hoch gehalten. Auf einem Siegel Heinrichs findet sich die Umschrift: Ich, die Krone der Kronen und das Haupt der Welt, bestätige die Gewalt des Herrschers und unterwerfe ihm die Städte und die Stämme der Völker. In einer zu Pisa dem justinianischen Rechtsbuch hinzugefügten Extravaganz heißt es ausdrücklich, jede Creatur sei schuldig dem römischen Kaiser zu gehorchen. Es ist eben das Gegentheil von dem, was in der Bulle Unam sanctam vorkam. Insofern war Heinrich VII. ein Verbündeter Philipps des Schönen. Ein Papst wie Clemens V. dagegen konnte für ihn sein: er bestätigte die geschehene Wahl, nachdem er die Persönlichkeit des Gewählten geprüft hatte; er war mit dem Gedanken der Erneuerung des Kaiserthums einverstanden. Auf die Erreichung allgemeiner und phantastisch gefaßter Ansprüche kam es jedoch dabei nicht an, sondern nur darauf, in Italien Frieden zu stiften: so faßte es nicht allein Papst Clemens, sondern Heinrich VII. selber auf.

In der Versammlung zu Speier, vor seinem Aufbruch, hielt Heinrich eine Rede, in welcher er sagt: seit Friedrich II. sei der Name des Kaiserthums verschollen; allein eben dadurch sei die größte Unordnung ausgebrochen. Der Papst lade ihn jetzt selbst ein, die Krone zu empfangen; auch die lombardischen Städte riefen ihn, um die alte Ordnung durch die Autorität seines Namens wiederherzustellen. Sein Sinn war, allenthalben die Verjagten mit den Insassen zu versöhnen, als ein Vater, um Frieden zu machen. Als der erste Verjagte von Vercelli zu ihm nach Turin kam (October 1310), der ihm sagte, er sei als Anhänger der Partei des Kaisers vertrieben worden, versetzte Heinrich: er habe keine Partei; er komme

nicht zugunsten eines Theils, sondern zum Nutzen der Gesammtheit. Da als das Oberhaupt der Guelfen König Robert von Neapel betrachtet ward, so faßte Heinrich den Gedanken, mit diesem in Freundschaft und Verwandtschaft zu treten; er bestimmte ihm eine Zeit, sein Lehen von Kaiserswegen zu empfangen, und zwar eine entfernte, nach dem Wunsche des Papstes.

Aus Klugheit riethen einige Heinrich, nicht sogleich mit der Zurückführung der Vertriebenen vorzugehen; er ließ sich aber nicht davon zurückhalten. In Chieri führte er zuerst die Ghibellinen heim und setzte einen Vicar ein, welcher den Frieden zu erhalten wußte; so in Asti und anderen Städten. Gleich darauf aber verlieh er einem Guelfen die Markgrafschaft Montferrat, was die Ghibellinen mißbilligten, was aber seinen Ideen ganz entsprach und ihnen erst den rechten Ausdruck gab. In Novara führte er die Ghibellinen zurück, bewirkte aber zugleich, daß der Bischof, auf den man sich nicht hätte verlassen sollen — wahrscheinlich ein Guelfe — von dem Erzbischof von Mailand, der es bisher verweigert hatte, geweiht wurde.

In Mailand erklärte er der versammelten Bürgerschaft, seine Absicht sei, keine Partei zu bilden; zu seinen Füßen saßen die alten Gegner Visconti und della Torre und hielten sich an der Hand. Es war in der That nichts Geringes gewesen, daß er sich überhaupt nach Mailand gewagt, wo die Guelfen vollkommen herrschten. Er ließ seine Truppen nicht aus einander gehen, bis er selbst im erzbischöflichen Palast seinen Sitz genommen hatte, was seinem ermüdeten deutschen Gefolge sehr unbequem war. Bald darauf nahm er auch den Palast der Commune ein. Er nahm dann hier die eiserne

Krone, nicht in Monza; denn nur deshalb sei dies bisher geschehen, weil seine Vorgänger nicht nach Mailand selbst hätten kommen dürfen. Die Mailänder machten ihm ein ansehnliches Geschenk, nicht von 40 000, wie die Ghibellinen, sondern von 100 000 Gulden, wie die Guelfen vorschlugen. Bei der Krönung wurden Ritter geschlagen, Ghibellinen und auch Guelfen, jene in größerer Anzahl; doch nur darum, weil die Guelfen großentheils nicht von ihm zu Rittern erhoben sein wollten. Und so führte Heinrich nun in allen lombardischen Städten die Verjagten zurück, die Guelfen in Brescia und in Piacenza, die Ghibellinen in Como und Mantua. Da er dann nach Rom gehen wollte, so ward im Rath der Lombarden sowohl wie der Ultramontanen d. h. der Deutschen beschlossen, daß der König einen Generalvicar für den Frieden aufstellen — seinen Schwager, den Herzog von Savoyen — und die Häupter der Parteien mit sich fortführen sollte.

Alles dies war wohlgemeint und groß; aber zunächst konnte es doch nur als ein Versuch, die deutsche Herrschaft herzustellen, erscheinen; kein Wunder, daß sich denn auch alsbald eine entgegengesetzte Bewegung hervorwagte. Zuerst brach ein Aufruhr in Mailand aus, wohl auch darum, weil das dem König bewilligte Geschenk aufgebracht werden mußte, sowie einiges andere, was zu seinem Römerzug gehörte. Der Anstoß kam ohne Zweifel von den Guelfen; er wurde jedoch auch den Ghibellinen zugeschrieben. Bei dem Volke suchte man einen allgemeinen Widerwillen gegen die Deutschen zu erwecken. Diese zeigten aber eine ausnehmende Tapferkeit, vor allen Herzog Leopold von Oesterreich, und behielten den Platz. Von den übrigen Städten empörte sich zuerst Cremona, sah indeß bald, daß es sich nicht behaupten könne. Heinrich

wollte sie züchtigen: mit bloßem Schwert zog er ein und ließ ihre Mauern niederreißen. Desto hartnäckiger wehrte sich Brescia; es ward nur durch Hunger bezwungen. Jedoch gehörte auch dann noch die Unterhandlung des päpstlichen Legaten dazu, um die Uebergabe zu bewirken. Sie erschienen, einen Strick um den Hals, vor dem König und fügten sich seinen Anordnungen.

Im October 1311 hielt Heinrich ein Parlament der Lombardei zu Pavia. Obwohl alle Elemente zu seinen Füßen wogten, wenige Ghibellinen und wenige Deutsche um ihn waren, so behielt er doch guten Muth und ging vorwärts. Freilich bemerkte er schon überall die Einwirkungen des Königs Robert. Er erfuhr, daß derselbe geheime Verbindungen mit den Guelfen unterhalte, welche ihn nach wie vor für ihren Herrn erkannten. Heinrich wollte das von einem nahen Verwandten des heiligen Ludwig nicht glauben und meinte, es sei mehr ein Thun seiner Räthe. Doch die Sache war richtig und unzweifelhaft. Kaum hatte sich daher der römische König entfernt, so regten sich in seinem Rücken die Guelfen in der Lombardei, ohne daß sie jedoch die Oberhand hätten behalten können. König Heinrich stellte im Januar 1312 den Grafen Werner von Homberg als allgemeinen Hauptmann der Reichsgetreuen auf; wer dem Bunde noch nicht beigetreten sei, sollte dazu genöthigt werden. Er selbst hatte inzwischen den Weg nach Süden über Genua eingeschlagen.

In Genua hatten sich die Ghibellinen in der Uebermacht erhalten; sie hatten hier mehr eine populare Stellung inne. Unter ihrer Vermittlung war ein sogenannter Volksabt aufgestellt worden. Als sich die Guelfen, unter denen die Fieschi und Grimaldi waren, gegen diese Ordnung der Dinge im

Jahre 1289 erhoben hatten, waren sie geschlagen und aller Bedeutung beraubt worden. Unter den Spinola und den Doria wurde dann eine Verfassung begründet, welche darauf beruhte, daß ein Capitän mit beschränkten Rechten aufgestellt ward. Die Doria aber und mit ihnen die Ghibellinen, behielten immer die Oberhand. Im Jahre 1307 war indeß eine neue Entzweiung zwischen den Spinola und Doria selber eingetreten. Die Doria neigten jetzt zu den Guelfen und traten mit den Grimaldi in Bund, wurden aber von den Spinola besiegt. Obizo Spinola erschien als Rector und Generalcapitän der Republik und des Volkes von Genua. Die Stadt stand damals in der vollsten Blüthe ihrer Macht. Ihr kam es zustatten, daß sich das griechische Kaiserthum in Constantinopel behauptete. Während sich Venedig an Neapel hielt, war Genua dessen natürlicher Feind, also auch nothwendig antiguelfisch. Es hatte einen blühenden Handel in Corfu und Tripolis. Das früher so mächtige Pisa trat dagegen vollkommen in den Schatten. Der entscheidende Kampf zwischen beiden Städten war im Jahre 1284 bei Meloria ausgefochten worden. Die Genuesen hatten auf das rascheste gerüstet, auch besaßen sie von vornherein die Uebermacht; sie eroberten die Standarte von Pisa. Diese Stadt ist seitdem eigentlich niemals wieder emporgekommen. Auf Corsika und Sardinien bekamen die Genuesen das Uebergewicht über die Pisaner; auch Elba wurde von den ersteren in Besitz genommen. Im Jahre 1299 mußten sich die Pisaner zu einem Waffenstillstand auf 27 Jahre bequemen.

Für Heinrich VII. war es nun von der größten Bedeutung, daß Genua sich ihm anschloß. Was ihn hiebei am meisten begünstigte, war, wie es scheint, eine Wiedererhebung

der Doria gegen die Spinola. Heinrich stellte den Frieden zwischen ihnen her und wurde selbst von den Einwohnern als Herr der Stadt auf 20 Jahre angenommen. Seiner Rolle als Friedensstifter blieb er somit auch hier getreu. Aber zuletzt war es doch bloß eine Parteiung der Ghibellinen unter einander gewesen, was ihm eine Handhabe zum Eingreifen bot. Und zugleich schienen sich die allgemeinen Gegensätze eher zu verschärfen. Eben in Genua langten Gesandte des Königs Robert bei Heinrich an, um die begonnene Verhandlung über die Vermählung der Kinder beider Herrscher zu Ende zu führen. Heinrich beschwerte sich gegen sie darüber, daß in Toscana Truppen König Roberts zur Unterstützung der widerspenstigen Guelfen erschienen seien; sie aber erklärten, sie hätten keinen anderen Auftrag, als die Heirath abzuschließen, und wollten von jener wohlbegründeten Klage nichts hören. Der römische König trug dann kein Bedenken, auch die Sendboten des Königs von Sicilien zu empfangen, die ihn ebenfalls in Genua aufsuchten.

Der aragonesische König Friedrich, der 1296 gekrönt worden war, ist merkwürdig durch die Energie, mit der er sich behauptete. Seine ganze Familie, sein Großadmiral selbst, fielen von ihm ab. Mancherlei feindliche Einfälle wurden versucht; er wußte sie dadurch abzuweisen, daß er sich in keinen Kampf im offenen Felde einließ. Der Städte aber war er sicher; diese konnten nicht erobert werden. So wurde er 1302 als interimistischer König, d. h. für sein Leben lang, von Karl II. anerkannt. Aber nach der Thronbesteigung Roberts von Neapel (1309—1343) brachen die Irrungen, die sehr tief in der Sache lagen, wieder aus. Heinrich VII. gedachte sie zugunsten Friedrichs beizulegen, ohne doch darüber mit Robert brechen zu müssen; allein wie wenig ließ sich das erwarten!

Ohne mit Robert weiter gediehen zu sein, brach Heinrich von Genua auf und kam im März 1312 nach Pisa, wo er mit Freuden empfangen ward. Aber die anderen mächtigen Communen in Toscana: Florenz, Siena, Lucca, wollten nichts von ihm hören. Florenz verweigerte nach tumultuarischen Auftritten, seine Gesandten auch nur aufzunehmen. Siena und Lucca unterstützten die dem Kaiser feindlichen Bewegungen in der Lombardei, namentlich den Abfall von Parma. Nur vergebens eröffnete der König einen Rechtsgang gegen sie. Er giebt den drei toscanischen Städten, ohne Zweifel mit Recht, Schuld, daß die tyrannischen Bürger, welche dort die Macht in Händen hielten, die usurpirten Güter ihrer verbannten Mitbürger nicht herausgeben wollten.

In Florenz war die neue Parteiung entsprungen aus dem Widerstreit der ritterlichen Donati, die sich die Schwarzen, und der kaufmännisch stolzen Cerchi, die sich die Weißen nannten. Guelfen und Ghibellinen im alten Sinne waren es nicht, doch waren die Donati, die Schwarzen, mehr guelfisch, sie hingen mit dem Papst Bonifacius zusammen, die Bianchi dagegen mehr ghibellinisch. Der Graf von Valois, der von Bonifacius berufen wurde, um Frieden zu stiften, begünstigte doch mehr die Neri; es kam zu neuen Gewaltsamkeiten zwischen den Parteien, in deren Folge die Bianchi Florenz verließen (1302) und von Karl von Valois mit einem Verbannungsdecret belegt wurden. Ihre Versuche, zurückzukehren, scheiterten. Die Schwarzen riefen den Herzog Robert von Calabrien, den nachmaligen König, als ihren Feldhauptmann aus. Sie waren mit Lucca verbunden und eroberten im Verein mit diesem die Stadt Pistoja, die sich zu den Gegnern hielt. Dagegen sammelten sich unter der Leitung eines päpstlichen Legaten

die ghibellinisch-bianchischen Geschlechter in Arezzo, was dann zu einer Demonstration gegen die kirchliche Verfassung führte. Florenz unterlag einem Interdict, ohne aber viel Notiz davon zu nehmen. In Arezzo dagegen stand das Oberhaupt der Ghibellinen, Uguccione della Faggiuola, dem Versuch eine neue Partei zu bilden zum Trotz, an der Spitze; er war das Haupt der Ghibellinen in der Romagna.

In diese Parteiung einzugreifen, war für Heinrich VII. noch ungleich schwerer, als in der Lombardei. Eben während er in Oberitalien seiner Friedensbestrebung Raum verschaffte, hatten sich die Guelfen in Toscana unter Beihülfe König Roberts desto stärker organisirt. Sie legten die innerhalb der einzelnen Städte drohenden Entzweiungen bei und erneuerten die alten Verbindungen unter einander. Für die pacificatorischen Ideen des römischen Königs gab es dieser compacten Macht gegenüber keine Aussicht. Vielmehr ließ sich ein großer Kampf, fast im Sinne der alten Zeiten, gewärtigen, worauf so mancher in der Leidenschaft der Faction seine Hoffnung setzte.

Unter denen, welche damals als toscanische Verbannte lebten, war auch einer der größten Autoren, einer der berühmtesten Männer aller Zeiten, Dante Alighieri, welcher, der Partei der Ghibellinen oder Weißen angehörend, von Karl von Valois, als dieser, wie berührt, durch die Guelfen berufen, um Frieden zu machen, nach Florenz gekommen, im Januar 1302 aus Florenz verbannt worden war. Vielleicht war das Unglück für ihn so groß nicht. In die Geschäfte der Stadt verwickelt, als Priore an der Spitze einer Partei, hätte er wohl nie die göttliche Komödie geschrieben. Erst die Verbannung gab ihm Zeit zu Studien in Belgien oder in

Paris. In der Entfernung und im Unglück entwickelte er eine über Alles erhabene, weltumfassende Gesinnung. Er erschien in dem Augenblick der Ankunft Heinrichs VII. bei demselben in Mailand. Er forderte alle Fürsten und Mächte von Italien auf, sich dem Kaiser zu unterwerfen, diesen selber aber, sich gegen die Anstifterin alles Uebels, die Stadt Florenz, zu wenden. Vielleicht in Pisa bei Heinrich ist das Buch über die Monarchie verfaßt, worin er dem Kaiser die Oberaufsicht über alle Fürsten und Republiken der Welt zu vindiciren sucht. Dem Papst habe der Kaiser Ehrfurcht zu beweisen, weil der Mensch auch des ewigen Heils bedürfe. Genug, ein Geist wie Dante sah die Rettung der Welt in der Herstellung der Idee des Kaiserthums.

Sofort, wie Dante begehrte, auf Florenz und Siena loszugehen, wäre jedoch unmöglich gewesen. Heinrich entschloß sich, zunächst in Rom die kaiserliche Krone zu erwerben, und wandte sich über Viterbo dorthin, woran ihn die feindlichen Städte ihrerseits nicht zu hindern vermochten. In Rom befand sich der Bruder des Königs Robert, Herzog Johann von Achaja, von dem Heinrich VII., weil noch immer die Rede von einer Vermählung war, sogar enge Freundschaft erwartete, aber nur Feindschaft erfuhr. Johann behauptete, durch Briefe seines Bruders beauftragt zu sein, ihn nicht nach Rom, noch zur Krönung kommen zu lassen. Indessen konnte er beides nicht hindern. Als Heinrich über den Ponte Molle ging und die Feinde ihre Pfeile auf ihn abschossen, gab der König eine unendlich ruhige und sichere Gesinnung kund. Er sah, daß noch keiner gefallen sei: Gott schützte sie, Gott wird auch mich schützen! So ging er hinüber. Die Peterskirche freilich vermochte er nicht einzunehmen. Oft hat man in den Straßen gegen die Orsini und die Neapolitaner geschlagen, aber ver-

geblich. Es kamen Briefe des Königs von Frankreich an, welche zum Widerstand gegen Heinrich VII. aufforderten, ganz wider den Sinn ihres Vertrages, der in des Papstes Händen war; daher manche von den Großen gewonnen wurden, andere wieder nicht. Um die Verwüstung der Stadt zu verhindern, beschlossen die Kardinäle, auch ohne daß noch die zur Veränderung der Krönungsstätte nöthigen Briefe des Papstes eingetroffen waren, den König im Lateran statt in St. Peter zu krönen; es geschah am Peter-Paulstage (29. Juni) 1312.

Was sich dem Könige bei seinen Pacificationsversuchen in Mittelitalien entgegensetzte, war das schon in den Händen der Guelfen befindliche Uebergewicht. In der Lombardei, wo es noch nicht so stark war, gelang es ihm damit. In Toscana und Rom aber wollten die Guelfen keinen Frieden, weil es allemal ein Verlust für sie war und ein Vortheil ihrer Gegner, ihnen gleichgestellt zu werden. Weniger als je aber ließ Heinrich jetzt als Kaiser davon ab, seinen Gedanken zu verfolgen. Er wollte auf den Papst, der nun, wahrscheinlich von dem König von Frankreich veranlaßt, einen Waffenstillstand zwischen ihm und Robert forderte, keine Rücksicht nehmen, denn er kannte die Gesinnung des letzteren nunmehr zur Genüge. Seine Tochter Beatrix, die er mit dem Sohne des Königs von Neapel zu verheirathen gedacht hatte, verlobte er noch in Rom mit dem Sohne und Erben des Königs von Sicilien, der durch den Ausspruch des Kaisers einen Anspruch auf Neapel selbst bekam. Heinrich ließ sich durch seine Umgebung nicht abhalten, nachdem die Hitze, derentwegen er nach Tivoli gegangen, vorüber war, noch einmal nach Rom zurückzugehen, um den Guelfen nicht das Uebergewicht zu lassen und um seinen Anhängern Zutrauen einzuflößen. Er ließ eine Besatzung daselbst zurück.

Und nun wandte er sich gegen die Florentiner, wie einst Dante ihm gerathen hatte. Man hat später behauptet, wenn er ein Castell vor der Stadt, wo ihre beste Mannschaft war, eingeschlossen hätte, würde er diese erobert haben. Aber das sind bloße Voraussetzungen und Meinungen. Die Ausgewanderten sagten ihm dagegen, er werde Florenz nehmen, wenn er unmittelbar davor erscheine. Und zu einer regelmäßigen Belagerung gegen eine so große Stadt war Heinrich doch viel zu schwach. Es waren zuweilen, wenn seine Truppen Lebensmittel herbeiholten, nur 300 Mann bei dem Kaiser, der selbst gefährlich krank war. Ende October hob er die Belagerung wieder auf. Indessen war er darum nicht im Nachtheil, weder gereizt noch gebeugt. Von San Casciano aus nahm er die umliegenden Oerter ein, manche Florentiner bekam er gefangen, unter anderen Conrad Filache, einen der Vornehmsten von allen. Man rieth ihm denselben hinzurichten, aber den Kaiser dauerte seine Jugend und Schönheit, und er ließ ihn frei. Der junge Mann ging nach Florenz, wo er den Leuten erzählte, der Kaiser sei freundlich und sanftmüthig; aber er machte keinen Eindruck.

Der Kaiser suchte seine Freunde zusammenzuhalten. Er empfand es, wenn sie ihn verließen, so gute Gründe sie auch vorwandten; er sagte, mitten unter seinen Feinden sollten sie ihn nicht verlassen. Er war unglücklich, wenn er hörte, daß die Kirchen beschädigt wurden, und ließ strenge Executionen, die freilich wenig nützten, verhängen. Niccolo von Butrinto kann seinen Eifer für die Kirche nicht genug rühmen; aus Rücksicht auf diese allein habe er den Pisanern ihre Privilegien, z. B. über Sardinien, nicht bestätigen wollen. Und da die eigentliche Quelle des Widerstandes gegen ihn nicht, wie ihm

Dante gesagt hatte, Florenz war, sondern der König Robert von Neapel, so nahm er sich vor, diesen im nächsten Jahre mit Krieg zu überziehen. Darum sprach er am 26. April 1313 in Pisa nach angeordnetem Rechtsgang ein Verdammungsurtheil über Robert aus; als Hochverräther wurde derselbe aller seiner Ehren, Länder und Würden für verlustig und des Todes schuldig erklärt. Zwischen dem Prinzen von Anjou und dem Reiche mußte sonach ein Kampf auf Leben und Tod ausbrechen.

Im Sommer 1313 brachte der Kaiser eine für jene Zeit nicht unbedeutende Streitmacht zusammen, 4000 Ritter, worunter 1500 Deutsche. Soeben kam ihm aber von Deutschland her noch ein größerer Zuzug, mit dem Erzbischof Balduin von Trier bereits in der Schweiz, an dem allgemeinen Sammelpunkte, angelangt war. Heinrich hatte jetzt eine enge Verbindung mit dem König Friedrich von Sicilien, der das hohenstaufische Interesse aufrecht erhielt. Mit dessen Flotte wollte sich die genuesische vereinigen und dann einen Angriff auf Neapel wagen. In Allianz mit Genua und Aragon stand der Kaiser noch einmal in einer großen Weltverbindung. Schon oft hatte sich auch in Siena Neigung zur Unterwerfung gezeigt, und es ist keine Frage, daß sie zu erreichen war.

Da kam Heinrich VII. um in Buonconvento. Ob ihn jener Dominicaner vergiftet hat? Das wird ewig streitig bleiben. Viele Zeitgenossen führen an, daß er unmittelbar nach dem Genuß des Kelches, der ihm als Kaiser zustand, krank geworden sei. In Florenz hat man den Dominicaner als den Befreier des Vaterlandes begrüßt. Des Kaisers Sohn Johann aber hat den Beichtvater freigesprochen. Auch Niccolo von Butrinto leugnet die Unthat; er und mehrere andere

sagen, der Mönch werde fälschlich beschuldigt. Trotzdem ist schon das Gerücht selbst ein Ereigniß.

Heinrich VII. war kein großer Mann, aber gut, standhaft, barmherzig, voll echter und glänzender Ideen. Universalhistorisch ist seine Erscheinung insofern von Wichtigkeit, als sie, die Rechte des Kaiserthums wahrnehmend, doch auch zugleich die Unmöglichkeit, sie zur Geltung zu bringen, zur Anschauung brachte. Gegen die Menge und Kraft der Feinde war er bei weitem zu schwach. Oder dürfte man sagen, daß der Ausgang seines Unternehmens noch ungewiß war, als ihn sein Schicksal ereilte? So meinten wenigstens alle die, welche an seine Ermordung glaubten. Wie durch Albrechts Katastrophe die Herstellung der königlichen Gewalt in Deutschland, so wäre durch Heinrichs plötzlichen Tod die der kaiserlichen in Italien vereitelt worden.

Das ist gewiß, daß nun die Gegner des Kaiserthums fast allenthalben erst recht das Haupt erhoben. Selbst Papst Clemens schien sein früheres Entgegenkommen zu bereuen. Er sprach jetzt nicht bloß von einer Superiorität, die dem Papstthum unzweifelhaft über das Reich zustehe; er bestand sogar auf dem Recht, dem Kaiser während der Vacanz des Thrones seinerseits zu succediren, und übertrug alsdann das Reichsvicariat in Italien dem Könige Robert. In Toscana setzte sich die Herrschaft der Guelfen und der Stadt Florenz nun erst vollkommen fest. Robert blieb Signore bis 1321, neapolitanische oder französische Prinzen bis 1341; dann folgte der entscheidende Umsturz des Adels, 1343, worauf eine weitere Entwicklung des republikanischen Wesens eintrat. Auch in Genua kamen durch die Einwirkung des Königs Robert die Guelfen wieder empor; die Ghibellinen fanden an den

Königen von Aragon und Sicilien Unterstützung. Zuweilen kam es so weit, daß die beiden Parteien die verschiedenen Handelsplätze unter einander theilten. Indessen erhob sich aber das Volk gegen beide. Ein Streit der Seeleute mit den Schiffspatronen, welche Edelleute waren, im Jahre 1339 gab Anlaß, daß ein Doge gewählt wurde. Man wollte eigentlich einen Volksabt einsetzen; da jedoch das allgemeine Vertrauen sich fast zufällig auf einen Edelmann, Simone Boccanegra, wandte, der schon hohe Aemter bekleidet hatte, so kam man überein, ihn zum Dogen auszurufen; was doch wohl eine Nachahmung von Venedig war, hier aber einen populären Ursprung hatte. Boccanegra wußte Ordnung zu halten. Er verwaltete das Amt bis 1364; er verstand es zugleich, die vornehmen Kaufleute zu befriedigen. In Mailand behaupteten sich die Ghibellinen unter dem geschickten und klugen Matteo Visconti den Feindseligkeiten der Guelfen gegenüber. Auch die Päpste hatten trotz ihrer hohen Ansprüche keinen Einfluß: alles erhob sich und erhielt sich durch eigene Kraft.

Zweites Capitel.

Ludwig der Baier.

König Rudolf von Habsburg hatte sich einst bemüht, der höchsten Gewalt als solcher in Deutschland selbst eine starke Repräsentation zu geben, als der große Constabel in die gährungsvolle Welt Frieden und Ordnung wieder einzuführen. Nach seinem Tode war unter Adolf ein Rückschlag eingetreten, und trotz entschiedener Begabung zur Herrschaft, trotz aller Anstrengung, aller ansehnlichen Macht war es Albrecht in zehnjährigem Regimente nicht gelungen, die königliche Gewalt auf die Dauer wider jede Erschütterung zu befestigen. Eine allgemeine Abhängigkeit von der Krone ward in Deutschland freilich wieder anerkannt; allein das Ueble war, daß man die Krone selbst von dem Grundsatz der Wahl nicht unabhängig machen konnte oder wollte: jeder Nachfolger mußte so gewissermaßen wieder von vorn anfangen. Was Rudolf für Deutschland und das Königthum gethan, bestrebte sich Heinrich VII. für Italien und das Kaiserthum durchzusetzen; als er vorzeitig dahingerafft ward, hatte er an seinem Theil noch weit geringere Erfolge zu verzeichnen. Das Schicksalsvolle ist, daß sich die Idee des Kaiserthums inmitten der in tödtlicher Feindschaft wider einander entbrannten italienischen Parteien nicht

realisiren ließ, ohne daß man die eine gegen die andere zu Hülfe rief. Eigentlich wäre nun ein Nachfolger erforderlich gewesen, der beide Richtungen in sich vereinigen und ihnen Bedeutung und Leben hätte geben können. Ob der Sohn des Verstorbenen, König Johann von Böhmen, dazu die geeignete Persönlichkeit gewesen wäre, steht dahin, aber die nöthige Macht hätte er am ehesten besessen. Allein er war noch zu jung, als daß seine Wahl von seinen Freunden hätte durchgesetzt werden können. Indem nun hiedurch das Princip der freien Wahl an und für sich eine neue Stärkung erhielt, trat das allerungünstigste ein: die vorhandenen dynastischen Gegensätze führten zu einer Doppelwahl, der dritten innerhalb eines Zeitraums von wenig mehr als einem Jahrhundert.

Die Oesterreicher erneuten, wie sich nicht anders erwarten ließ, ihren Versuch, die Krone wieder zu erlangen. Das Haus war mächtig und reich; zwei Brüder, Friedrich der Schöne und Leopold, der ebenso klug war wie muthig und die Geschäfte eigentlich führte, beide mit einander einverstanden, gaben ihm ein großes Ansehen. Auch gelang es ihnen jetzt Freunde zu finden, besonders in dem Erzbischof von Köln und dem Kurfürsten-Pfalzgrafen Rudolf von Baiern; mit jenem tritt das Haus Oesterreich sogar in enge verwandtschaftliche Verbindung. Aber eben so hartnäckig blieben die Freunde Heinrichs VII. und der bisherigen Politik, deren hauptsächlichste Vertreter Balduin von Trier und Peter Aichspalter, Erzbischof von Mainz, waren. Da auch ihnen selber König Johann von Böhmen noch zu jung erschien, so wandten sie sich an Herzog Ludwig von Baiern. Es gelang ihnen, denselben für sich zu gewinnen, obwohl er Friedrich von Oesterreich bereits die Versicherung gegeben hatte, daß er für keinen anderen sein wolle.

Ludwig war zwar aus einem der vornehmsten fürstlichen Häuser, aber doch, da ihm nur ein Theil von Oberbaiern eigen angehörte, nicht viel stärker, als seine Vorgänger von Habsburg und von Luxemburg bei ihrem Anfange gewesen waren. Jedoch er war tapfer und kriegerisch. Als sein Vetter Stephan von Niederbaiern gestorben war, der ihn und seinen Bruder zum Vormund des hinterlassenen Kindes eingesetzt hatte, suchten dessen Mutter und Wittwe, verbündet mit dem hohen Adel des Landes, Ludwig die Vormundschaft zu entwinden und übertrugen sie dem Herzog Friedrich von Oesterreich, an welchem der hohe Adel im Reich einen großen Rückhalt hatte. Aber der niedere Adel und alle Städte waren für die Aufrechterhaltung des Testaments; diese schlossen sich an Ludwig an, der den Kampf allein ausfocht und jenen am 9. November 1313 bei Gamelsdorf eine große Niederlage beibrachte. Dies ohne Zweifel richtete die Augen der Wähler auf ihn. Ludwig war von seiner Jugend auf besonnen und männlich. Auch später gab er keiner Uebereilung Raum, obwohl er von Natur heiter war; er flößte Zutrauen ein.

Es kam nun auf die übrigen Stimmen an. Sachsen war entzweit; es hatte sich in zwei Linien gespalten, von denen die eine für den Oesterreicher, die andere für Ludwig von Baiern war. Auf Böhmen war nicht zu zählen: den Luxemburgern setzten die Oesterreicher die kärnthnerische Stimme entgegen. Der Ausschlag einer legalen Wahl hing demnach vorzüglich von Brandenburg ab. Markgraf Waldemar hätte eigentlich einen Prinzen seines eigenen Hauses, Heinrich, zu befördern gewünscht; er schwankte deswegen in seinem Bezeigen. Es ist nicht recht klar, weshalb er sich zuletzt zu der luxemburgischen Partei wandte. Indem er aber dieser beitrat, gab er ihr die

Majorität. Auf dem Felde von Frankfurt erschienen beide Theile. Beide Bewerber wurden gewählt: Friedrich am 19. October 1314 in Sachsenhausen von dem Erzbischof von Köln und dem vertriebenen König von Böhmen, Heinrich von Kärnthen; Ludwig der Baier am 20. October in Frankfurt selbst durch die für ihn votirenden Erzbischöfe von Mainz und von Trier und den neuen König Johann von Böhmen. Ein unzweifelhaftes Uebergewicht hatte Ludwig dadurch, daß er eine Stimme mehr zählte. Auch öffnete ihm Frankfurt seine Thore. Und wenn man historisch urtheilen soll, so war doch seine Wahl allein im Sinne des Reichs geschehen; denn Heinrich von Kärnthen war nie als böhmischer König anerkannt worden. Ludwigs Wähler knüpften überdies an die in Italien beobachtete Politik an, während auf der anderen Seite kein Zweifel ist, daß König Robert von Neapel in gewisser Weise gegen Ludwig eingriff. Mit Robert war Friedrich der Schöne in den ungarischen Händeln verbündet. Ludwig ward am 25. November 1314 zu Aachen gekrönt. Indeß hatte auch Friedrich einiges für sich. Er war einen Tag eher gewählt worden, als sein Nebenbuhler; außerdem dieser zwar an dem bestimmten Orte, er dagegen durch den Erzbischof von Köln gekrönt, dem dies Recht nach dem Herkommen zustand. Beide begannen ihre Regierung mit allerlei Gnadenerweisungen, die von der Seite Ludwigs besonders den Städten, vonseiten Friedrichs hauptsächlich den Rittern, die ihm zu Diensten waren, zu Theil wurden. Das waren überhaupt die Elemente, die sich eben im öffentlichen Leben auseinandersetzten.

Die allgemeine Parteiung, die nun ausbrach, ist durch ein großes Ereigniß, die Gründung der schweizerischen Eidgenossenschaft, ausgezeichnet. Die schweizerische Unabhängigkeit ist

recht eigentlich das Product dieses Streits zwischen Ludwig dem Baiern und Friedrich von Oesterreich. Ohne auf die Untersuchung einzugehen, deren negatives Resultat es ist, daß weder die Gewaltsamkeiten Albrechts und seiner Vögte, noch auch die Acte der Rebellion, welche die Tradition erzählt, in der Wahrheit begründet sind, kann man nur so viel aussprechen, daß der Gegensatz der Reichsfreiheit oder Unmittelbarkeit und der aufkommenden fürstlichen Gewalt, den wir in jener Epoche an vielen Orten finden, z. B. in Thüringen und im Osterlande, auch in dem Hochgebirge und den Thälern, in den drei Waldstätten eine innere Gährung erhielt. Diese drei Lande waren noch nicht vereinigt, sie verdanken ihre Freiheit Heinrich VII. Denn nach dem Tode Albrechts und dem Umschlag der Reichsgewalt regten sich hier die Tendenzen, die sonst nicht hervorgetreten wären, alle Anfänge der Landeshoheit abzuschütteln. Sie fanden bei Heinrich VII. williges Gehör. Fast ohne dessen Zuthun wurde das Recht von Schwyz und Uri auch auf Unterwalden erstreckt. Leopold von Oesterreich, der an der Unternehmung in Italien theilnahm und sich besonders bei Brescia sehr tapfer bewies, forderte nun von Heinrich VII. die Rechte seines Hauses am Elsaß, Schwyz, Uri, den Waldstätten überhaupt, zurück. Der Kaiser erklärte, er sei über die Rechte des Herzogs und des Reichs nicht genau genug unterrichtet. Er setzte am 15. Juni 1311 eine Commission nieder, um darüber zu befinden. Diese aber hat wohl nie gesprochen, und es blieb alles beim Alten, d. h. die Rechte des Reichs, die Unmittelbarkeit und Freiheit hatten die Oberhand.

Gerade für diese Lande war es nun von der größten Bedeutung, daß es zu einer zwischen Oesterreich und Baiern

zwiespältigen Wahl kam. Was aber den eigentlichen Anlaß zum Kampfe gab, war ein alter Zwist zwischen Schwyz und Einsiedeln. Das Kloster wurde von den Schwyzern überfallen, diese dafür mit Interdict und Bann heimgesucht. Indem nun der Krieg zwischen Ludwig und Friedrich entbrannte, und die meisten Dynastien im oberen Lande sich für Friedrich erklärten, fand es Ludwig der Baier angemessen, die drei Waldstätte von Acht und Bann zu befreien und in seinen besonderen Schutz zu nehmen. Zwischen den Waldstätten und den Anhängern von Oesterreich, vor allen Luzern, kam es darauf zu offenen Feindseligkeiten. Da erst greifen die Waldstätte einige von Oesterreich zu Lehen ausgethane Stätten an. Uri, bei dem Werner von Attinghausen und Walther Fürst erschienen, suchte mit Glarus und Schwyz in eine Art von Bund zu treten, um sich gegen den kommenden Sturm zu vertheidigen.

Herzog Leopold, auf seinen Bruder gestützt, faßte nun die Absicht, die Waldstätte, die keine Unterstützung von Ludwig dem Baiern bekamen noch bekommen konnten, durch die Ritterschaft im österreichischen Interesse zu erdrücken. Er vereinigte seine Scharen mit den kyburgischen in Zug. Den Rittern ging auch eine stattliche Schar zu Fuß zur Seite. Aber die Lande hatten die natürlichen Mittel der Defensive eines Gebirgsvolks. Sie warteten der Ankommenden zur Seite des Wegs am Berge Morgarten. Da wälzten sich von der Höhe Stämme und Baumäste in den Weg über die Ritter her. Dann stürzten die Waldleute selbst den Rittern und Fußknechten entgegen und brachten ihnen eine vollständige Niederlage bei (15. November 1315). Sie haben den Tag in allgemeinen Festen gefeiert. 1332 verbündeten sich die Waldstätte mit Luzern, was anfangs mit Vorbehalt der Rechte von Oesterreich

geschah, jedoch, da Oesterreich darauf nicht eingehen wollte, mit offenem Abfall endigte. Von da aus hat sich dann die Eidgenossenschaft in den folgenden Jahrzehnten Schritt für Schritt immer weiter ausgedehnt. Wäre nun Friedrich anerkannter König gewesen, so würden sich die Schweizer seinen Anordnungen, die dann sofort zu der Größe seines Hauses beigetragen hätten haben unterwerfen müssen. Da jedoch Friedrich nicht durchdrang, so erfolgte vielmehr das Entgegengesetzte. Auf dem nächsten Reichstag zu Nürnberg nahm das Reich Partei für die Schweizer. Oesterreich wurde als Reichsfeind betrachtet. Die alten Reichsprivilegien der drei Länder, die nun einen ewigen Bund schlossen, wurden bestätigt.

Der Verlauf des eigentlichen Bürgerkriegs um die Krone in Deutschland selbst hat wenig historisches Interesse, da beide Theile längere Zeit einer großen Entscheidung auswichen. Wenn Ludwigs Sache mehr und mehr die stärkere ward, so geschah es hauptsächlich dadurch, daß er seines feindseligen Bruders, des Pfalzgrafen Rudolf, Meister wurde und es zugleich verstand, Johann von Böhmen bei seiner Sache festzuhalten. Im Bunde mit diesem bestand er endlich den ritterlichen Anlauf Friedrichs von Oesterreich in der Schlacht bei Mühldorf. Friedrich hatte in Folge seines Bundes mit Ungarn heidnische Kumanen um sich und war an Mannschaft beiweitem der stärkere, sodaß Johann von Böhmen anfangs von dem Treffen abgerathen hat. Indessen ein Vortheil ergab sich für Ludwig aus der Ungeduld seines Gegners, welcher am entscheidenden Tage nicht einmal seinen Bruder Leopold, der noch um einen Tagemarsch entfernt war, erwarten wollte. Er wünschte den Glanz der Anführung selbst und allein zu genießen. Im prächtigen Wappenrock warf er sich auf den Feind.

Er soll bei funfzig persönlich erlegt haben. Ludwig dagegen gab sich nicht preis. Es heißt, er habe die Anführung einem Nürnberger, Siegfried Schweppermann, überlassen, der Wind und Sonne über die Oesterreicher gewann und sie zur rechten Seite angriff, während Ludwig den Burggrafen von Nürnberg in ihren Rücken entsandte. Doch scheint es, als gehöre die Erzählung von Schweppermann wohl auch zu den ausschmückenden Erfindungen des 15. Jahrhunderts, von denen man bedauern muß, daß sie nicht wahr sind. Genug, Friedrich ward gänzlich geschlagen und gefangen genommen. „Vetter, wir sehen Euch gern", sagte Ludwig, als er ihn empfing (28. September 1322).

Und hiedurch ward nun Ludwig so mächtig, daß auch er auf die Politik früherer Könige eingehen und erledigte Reichslehen für sein Haus einziehen konnte. Durch den Tod Waldemars war die Mark Brandenburg 1319 erledigt worden; seine askanischen Vettern von Sachsen und Anhalt hatten gewisse Ansprüche, aber Ludwig hielt jetzt nicht für nöthig, diese zu respectiren. 1324 belehnte er seinen ältesten Sohn Ludwig feierlich mit der Mark, dem Erzkämmereramte, Stettin und Demmin. Bald darauf vermählte er sich mit Margarethe von Flandern, was ihm eine große dynastische Aussicht gab. Doch muß man sagen, daß er dieser Stützen auch um des Reiches willen geradezu bedurfte. Denn durch die vorhergehende Spaltung war es geschehen, daß sich neben den beiden Gegenkönigen gewissermaßen ein dritter Competent erhoben hatte in der Person des Papstes Johanns XXII. Dieser behauptete, das Reich sei noch vacant und dessen Leitung und Verwaltung stehe deshalb ihm dem Papste, zu. Er setzte alle Reichsvicarien in Italien ab, erließ Befehle nach Basel, nach Braunschweig,

gleich als sei er der Kaiser; er wollte die deutschen Bischöfe nicht bestätigen, außer unter der Bedingung, daß sie keinen von beiden Königen anerkennen würden. Ueber das Wahlrecht spricht er sich höchst sonderbar aus: er redet von den Fürsten, die, wie man sagt, eine Stimme bei der Kur haben. Von sich selbst behauptet er, ihm komme zu die Bestätigung, sowie auch die Zurückweisung und Verwerfung eines Kaisers. Er gebot jedem, den Erwählten den Gehorsam zu verweigern.

Dieser Johann XXII. (1316—1334) war überhaupt beflissen, alle die alten Anmaßungen des Papstthums aufrecht zu erhalten. Ein Franzose von geringer Herkunft, der sich durch seinen Fleiß — er lag Tag und Nacht über den Büchern — und das Feuer, mit dem er sich ausdrückte, zur höchsten Stelle erhoben hatte. Villani erzählt, sein Vater sei ein Schuhflicker gewesen, durch das Haus Anjou sei er emporgekommen. Als Kanzler Roberts habe er sich dem Papste Clemens durch Briefe empfohlen, von denen der König nichts gewußt habe. Im Conclave compromittirten beide Parteien auf ihn, da sie sich zwei Jahre nicht hatten verständigen können, und er wählte sich selbst. Er hatte eine natürliche Neigung zu Frankreich. Mußte er in Frankreich residiren, so wollte er auch die französische Krone über alle anderen erheben. Die Rechtmäßigkeit Ludwigs des Baiern hatte er niemals anerkannt; er selbst wollte sich als Reichsvicarius geriren. Jetzt erklärte er Ludwig, der sich das Reich angemaßt, geradezu für abgesetzt, bei Strafe des Bannes im Falle des Ungehorsams. Der Papst nahm also etwa die gleichen Rechte über das Reich im Ganzen in Anspruch, wie der Kaiser über die einzelnen Lehen des Reiches. Nun bestand zwar das Papstthum schon lange nicht mehr in der Fülle seiner Macht; es war nicht

bloß unter den directen Einfluß von Frankreich gerathen: schon fing eine Nation nach der anderen an, sich von dem römischen Hofe in größerer Selbständigkeit abzusondern. Dennoch setzte das Vorgehen Johanns Ludwig immer in große Verlegenheit.

Jener unermüdliche Leopold faßte, durch diese Umstände bewogen, einen Plan nach dem anderen, um seinen Bruder zu befreien. Ludwig mußte endlich darauf eingehen. Es hat persönlich etwas Nobles, wie sich diese Fürsten dabei betragen. Ludwig geht selbst nach der Feste, um seinem Gegner Vorschläge einer Verzichtleistung zu machen. Sie kommen überein, daß Friedrich den König Ludwig anerkennen und seinen Bruder vermögen soll, die Reichsgüter herauszugeben, widrigenfalls er sich selbst wieder in das Gefängniß stellen werde. Friedrich vermag das Versprechen nicht zu erfüllen, ohne Zweifel weil seine Brüder dagegen waren, und stellt sich in der That wieder zur Haft. Diese deutschen Fürsten behandeln die Gesetze des Ritterthums mit einer Art von Religiosität. Hierauf werden die alten Gegner zu Freunden. Sie essen und trinken mit einander, sie schlafen auf einem Bette. Ja, Ludwig überläßt seinem Nebenbuhler eine Art von Statthalterschaft in Baiern, als er gezwungen ist, seinem Sohne in Brandenburg beizustehen. Endlich schließen sie den sonderbaren Vertrag, daß sie das Reich mit allen seinen Würden, Ehren, Rechten, Leuten und Gütern mit einander, gleich als eine einzige Person besitzen wollen (5. September 1325). Sie wollen beide den Titel eines römischen Königs und Augustus führen, einerlei Siegel haben, die Lehen zugleich verwilligen, die Nutzungen gemeinschaftlich genießen. Das Hofgericht soll bald dem einen, bald dem anderen folgen. An dem Vertrage selbst läßt sich

nicht zweifeln; er ist 1527 und noch einmal unter Leopold I. aus dem kaiserlichen Archive hervorgezogen worden.

Es kommt nicht so sehr darauf an, wie sie sich dabei unter einander verständigen wollten, als darauf, daß sie das Reich gemeinschaftlich zu behaupten dachten, daß einer dem anderen die königliche Krone und Würde gönnte. Sie waren übrigens auch Vettern, beide Enkel Rudolfs von Habsburg. Es steht fest, daß nun auch Friedrich ohne Widerspruch Ludwigs Akte der höchsten Reichsgewalt ausübte, z. B. seinem Bruder einige Schweizer Orte, wie Schaffhausen, St. Gallen, verpfändete. Das ist offenbar, daß Ludwig durch die päpstlichen Anfeindungen dahin gebracht war, mit seinem Nebenbuhler eine freundschaftliche Abkunft zu treffen. Auch nach Leopolds Tode führte Friedrich den Titel eines Königs fort. Keine Frage, daß sich Friedrich selber durch seine Versöhnung mit Ludwig mit dem Papste verfeindete; aber eben dies war die Absicht, nicht mitten in ihrem Streit diese auswärtige Gewalt aufkommen zu lassen. In dem ganzen Laufe des Jahres 1326 hat Friedrich Antheil an der Reichsregierung, aber nicht länger. Bei einer Zusammenkunft mit Ludwig in Innsbruck, 1327, scheint er darauf Verzicht geleistet zu haben, vielleicht weil die Kurfürsten es nicht billigten oder aus irgend einem anderen Grunde, der uns unbekannt ist. Aus einem Briefe Ludwigs ersehen wir nur, daß kein neuer Bund zwischen ihm und Friedrich geschlossen worden war; auch findet sich seitdem keine weitere Urkunde in Reichsgeschäften von Friedrichs Hand. Soviel war für Ludwig immer erreicht, daß er diese Opposition los war und es nun wagen konnte, sein Augenmerk nach Italien zu richten und den Streit mit dem Papst energisch in die Hand

zu nehmen, welcher inzwischen zu den größten Dimensionen angewachsen war.

Wir sahen bereits, daß Johann XXII. nicht mehr durch bloße rhetorische Anmaßungen, sondern ernstlich dazu geschritten war, sich der Gelegenheit der zwiespältigen Wahl zwischen Friedrich und Ludwig zu bedienen, um kaiserliche Rechte auszuüben. Er hatte von Anfang an verboten, dem Könige zu gehorchen; die ihm geschworenen Eide löste er auf, denn sie könnten nicht gehalten werden ohne Schaden an dem ewigen Heile. Ludwig hatte protestirt, der Papst mit einem zweiten und dritten Verfahren geantwortet, welches am 23. März 1324 mit der definitiven Androhung des Bannstrahles endigte. Ludwig ward aufgefordert, abzustehen von den angemaßten Titeln und der Verwaltung des König- und Kaiserreichs; wenn er das nicht binnen drei Monaten thue, solle er dem Banne ohne weiteres verfallen sein. Da der König dem natürlich nicht gehorchte, so ward nun im Juli 1324 der Bann wirklich über ihn ausgesprochen. Die Absicht war, den König Karl von Frankreich zu seinem Nachfolger zu ernennen. Die Erzbischöfe von Mainz und Köln waren dafür gewonnen; dem Herzog Leopold von Oesterreich, der mit Karl eine Zusammenkunft in Bar-sur-Aube hielt, war das Reichsvicariat, die Wiederunterwerfung der Schweiz und die Verpfändung einer Anzahl von Städten versprochen worden. Schon ward ein Tag zu Rense gehalten, und der Papst suchte alles hervor, sowohl um die Kurfürsten zu überzeugen, daß er ihr Wahlrecht nicht antasten wolle, als um ihnen einzureden, sein Eingriff geschehe nur für diesmal.

Allein die deutschen Fürsten waren nicht so verblendet, um hierauf einzugehen. Gleich in der Versammlung kam man

nicht zum Ziele: es war besonders der Bruder des Erzbischofs von Mainz, der eine wirkliche Ausführung des Entwurfs verhinderte. Natürlich! Was hätte daraus werden sollen, wenn sie einen Franzosen zum König gewählt und die unmittelbaren Gewaltsamkeiten des Papstes gebilligt hätten? Der König selbst hielt standhaft fest. Er appellirte von dem Papst, dem er nun auch ein langes Sündenregister vorhielt, an ein allgemeines Concilium und an den wahren, legitimen Papst. Das Bedeutende ist nun, daß man in Deutschland das Verfahren der Franzosen, d. h. den Widerspruch gegen den Papst auf dem Grund nationaler Rechte, nachahmte, und zwar nicht allein im Gegensatz gegen den Papst, sondern auch gegen die Franzosen selber, welche die päpstlichen Gerechtsame für sich und ihre eigene Politik in Anspruch nahmen. Es war aber in Deutschland nicht eine Ständeversammlung, wie in Frankreich, sondern jener hochfürstliche Verein der Wähler, der, nicht vom Papstthum anerkannt, eben sein Wahlrecht auch diesmal mit Festigkeit in Anspruch nahm. Außerdem waren es nicht sowohl Juristen, als Klosterbrüder, Minoriten, damals mit den Dominicanern und dem Papst zerfallen, welche den Streit aufnahmen. Eine sehr nachhaltige Wirkung aber konnte das nicht haben, solange Friedrich, obwohl in Ludwigs Gefangenschaft, doch noch als römischer König anerkannt wurde. Man sieht, daß demgemäß eben die Rücksicht auf den Gegensatz gegen den Papst es war, was Ludwig veranlaßte, eine Vereinbarung mit seinem gefangenen Nebenbuhler zu treffen.

Erst nachdem diese Sache endgültig beigelegt war, beschloß nun Ludwig sein Glück in Italien zu versuchen. Aber gleich der Reichstag war nicht zu eigentlicher Theilnahme zu bewegen. Die geistlichen Fürsten forderten vor allem erst eine

Aussöhnung mit dem Papst. Ludwig ging gleichwohl nach Italien, aber nur mit einem Gefolge von hundert gewappneten Rittern. Er wollte ursprünglich nur in Trient ein Parlament mit den Reichsgetreuen halten und dann wieder nach Deutschland zurückkehren. Hier aber erklärten ihm, wie er in einem seiner Briefe erzählt, städtische Abgeordnete aus neunzehn Bisthümern, daß sie ihm ihre Pflicht aufkündigen würden, wenn er sie nicht schütze. Sie wünschten eine kaiserliche Autorität für sich zu haben, um sie dem Papst entgegensetzen zu können. Ludwig schwur den Ghibellinen, nicht zurückzukehren, bis er gekrönt sei, und entschloß sich wirklich weiter vorzudringen. Die Ghibellinen sagten ihm eine bedeutende Geldhülfe zu. Hierauf erst kamen Deutsche in größerer Anzahl über die Alpen. Im April 1327 schreibt er von Como, daß ihm bereits mehr Städte und Schlösser gehuldigt hätten, als weiland Heinrich VII. In Rom war eine Revolution ausgebrochen auf das bloße Gerücht der Ankunft des Imperators. War nun aber Ludwigs Stellung der des Kaisers Heinrich gleich? Ich sollte es nicht denken. Nur sein erstes Auftreten im oberen Italien erinnert im allgemeinen an die Haltung des Vorgängers.

In der Lombardei erhielt er sich in ziemlichem Ansehen, besonders so lange er mit dem mächtigen Galeazzo Visconti verbündet war. In Pisa hielt er Hof und erneuerte die Politik Heinrichs VII. gegen Neapel. Auch in Toscana erhoben sich darauf die Ghibellinen unter dem lucchesischen Tyrannen Castruccio Castracani zu großer Bedeutung. Für die Lösung der nächsten Aufgabe, die Erreichung Roms und den Erwerb der Kaiserkrone, kam Ludwig indeß nicht die politische Parteiung Italiens, sondern etwas ganz anderes, die allgemeine Gedankenbewegung des Zeitalters zu Hülfe: unerwartete

Bundesgenossen fand er gegen das Papstthum an den Minoriten, den alten Vorkämpfern der Curie gegen den staufischen Kaiser Friedrich II. Mit dem Streit zwischen Staat und Kirche fiel abermals jene Frage zusammen, die sich schon öfters geregt hatte — zuerst zwischen Paschalis II. und Heinrich V., zuletzt zwischen dem Eremitenpapst von Murrone und dessen Nachfolger Bonifaz VIII. — die Frage, ob Christus und die Apostel, welche der Klerus und vor allem das Papstthum zu repräsentiren vorgaben, Eigenthum besessen hätten, oder nicht. Johann XXII. bestand auf der Bejahung, und es war ihm dies in der kaiserlichen Protestation ausdrücklich zum Vorwurf gemacht worden. Er ließ die Anhänger des Satzes von der absoluten Armuth verdammen. Dagegen fand diese letztere Theorie in dem großen Orden der Minoriten Repräsentation und Rückhalt. In einer stattlichen Versammlung zu Perugia (1322) hatten sie die von dem Papst angenommene Doctrin über das gemeinschaftliche Eigenthum Christi und der Apostel für falsch erklärt. Es war zunächst eine idealistisch-theoretische Bewegung innerhalb des Franziscanerordens selbst, des am weitesten verbreiteten und populärsten unter allen; indem sie jedoch — nicht zufällig — mit dem Papstthum zusammenstieß, erhielt sie eine allgemeine Bedeutung. Der ganzen Kirche, wie sie damals war, ihrem Besitz und ihrem Einfluß auf die weltliche Gewalt ward durch die extreme Lehre der Minoriten der Boden unter den Füßen entzogen.

Es konnte nicht ausbleiben, daß sich auch die höhere Gelehrsamkeit der Zeit, die theologische wie die juristische, dieser Handhabe bemächtigte. Die Ideen, welche Dante über die Monarchie und ihre ursprüngliche Berechtigung aufgestellt hatte, wurden von den Monarchisten der neuen Generation dahin

ausgedehnt, daß das Papstthum dem Kaiserthum geradezu unterworfen sei. Es sind Ideen von der größten Tragweite, welche Kirche und Staat umfassen. Besonders ragt hier Marsilius von Padua hervor, der zugleich mit Johann von Jandun 1324 das Buch Defensor pacis ausarbeitete, worin er des allgemeinen Friedens wegen auf eine Beschränkung der päpstlichen Gewalt dringt. Er behauptet darin, daß unter den Aposteln kein Unterschied bestanden habe, niemand sei der erste gewesen. Das Vicariat Petri bestreitet er damit, daß ja die Anwesenheit Petri in Rom selbst höchst ungewiß sei. Er leugnet die Verbindlichkeit der Decretalen, die er nur als gewisse oligarchische Festsetzungen betrachtet. Höchst merkwürdig sind die 41 Sätze, mit denen das Buch schließt. Die legislative Gewalt weist Marsilius nur der Mehrheit oder dem besseren Theile der Staatsbürger zu, oder dem Fürsten, sofern derselbe an ihre Stelle tritt. Nur dem Fürsten stehe ferner eine jurisdictionelle Gewalt zu. Auf die legislative Gewalt führt der Defensor pacis die Dispensation in Ehesachen zurück, ebenso die höchste Gewalt über die Temporalien. Sein ganzes Räsonnement beruht auf dem Begriff der zwingenden Rechtshoheit, die er dem Papstthum ab- und vielmehr der weltlichen Gewalt auch gegenüber der Kirche zuspricht. Diese allgemeinen Tendenzen nun waren es, welche dem Könige den Anhalt zu großen und allgemeinen Unternehmungen gaben, zumal da ihm zugleich eine örtliche Volksbewegung in Rom entgegen kam.

Die Unzufriedenheit der Römer über die Entfernung des Papstes veranlaßte 1327 die Vertreibung der Anhänger Roberts von Neapel, der vom Papst zum Reichsvicar ernannt worden war. Ein demokratisches Regiment wurde eingerichtet, die Angriffe der Guelfen und Neapolitaner wurden zurückgewiesen.

Sciarra Colonna, der als das Oberhaupt der Ghibellinen auftrat, berief König Ludwig nach Rom. Der Papst verdammte diese Bewegung natürlich um so mehr, als sie dem von ihm gebannten Ludwig den Weg bahnte. Die Männer des Capitols, die Stadtgemeinde, wollten dem Kaiser ihrerseits Bedingungen vorschreiben. Aber ohne Rücksicht darauf zu nehmen, zog Ludwig im Januar 1328 in Rom ein und nahm mit seinen ghibellinisch-monarchistischen Freunden den Vatikan ein. Die hohe Geistlichkeit hielt sich ferne, aber Ludwig gewann das Volk und zwar dadurch, daß er das Recht desselben, sich einen Kaiser zu wählen, anerkannte. Er trug kein Bedenken, sich ganz auf die populäre Seite zu stellen, vollkommen in Uebereinstimmung mit den allgemeinen kirchlichen und socialen Tendenzen der Zeit. Am 17. Januar 1328 wurde der Kaiser nicht von dem Papst, noch von den Cardinälen, sondern von den Syndici des Volks gekrönt. Sciarra Colonna setzte ihm die Krone auf, ein anderer reichte ihm das Scepter.

Dann aber konnte man auch den Papst überhaupt nicht anerkennen; man erhob Zweifel an der Rechtgläubigkeit Johanns XXII. und fand ihn im ersten Parlament der Ketzerei schuldig, eines Verbrechens, durch das er nothwendig das Papstthum verwirkt habe. Das Volk forderte den Kaiser auf, gegen diesen Ketzer zu verfahren. Am 13. April 1328 erschien Ludwig auf dem Thron, die Krone auf dem Haupte, die Weltkugel und das Scepter in den Händen. Ein deutscher Abt trat auf und erklärte Johann von Cahors für den mystischen Antichrist und für abgesetzt. In einer Versammlung von Klerikern und Laien ward darauf ein anderer Papst gewählt, ein Minorit Rainalucci, der sich Nicolaus V. nannte. Das

Volk wurde gefragt, ob es ihn wolle; so — in der nämlichen plebejischen Form wie der Kaiser — wurde er anerkannt.

Merkwürdig, daß es soweit gekommen war; aber freilich war das alles nur ein Moment. Es ist klar, daß Ludwig doch mehr im Interesse der ghibellinischen Partei gehandelt hatte, daß er Ansprüche erneuerte, aber keine wesentliche Macht erwarb. Sehr gewiß, daß sofort eine Reaction gegen den Kaiser eintrat, daß seine Autorität eigentlich nur auf der Anerkennung durch die Partei beruhte. So wie er Geld von den Römern forderte, empörten sich diese wider ihn und seinen Papst. Nicht einen Augenblick konnte sich der letztere halten. Und da der Kaiser die Neapolitaner in der Umgegend nicht besiegen konnte, so mußte er auch Rom wieder verlassen. Die Guelfen kehrten zurück und stellten alles wieder her, wie es gewesen war. Nicolaus V. folgte dem Kaiser und forderte Gnadengelder von ihm, der selber nichts besaß. Weder in Toscana, noch in der Lombardei ward etwas ausgerichtet. Um nur von Tag zu Tag leben zu können, bot Ludwig alles feil, was noch von kaiserlichen Rechten übrig war. Nicolaus V. ward gefangen und vor Johann XXII. gebracht, den er mit einem Strick um den Hals um Gnade anflehte. Dagegen behauptete sich Ludwig selber wenigstens in ziemlicher Macht. Er konnte das Kaiserthum nicht wirklich wiederherstellen, aber er leistete doch Widerstand.

Hiefür nun war es von hoher Bedeutung, daß dem Papstthum überhaupt ein nationaler Widerstand entgegengesetzt wurde. Indem nämlich die Päpste in ihrem Aufenthalt zu Avignon ihre alte Unabhängigkeit einbüßten, ereignete sich zugleich, daß sie nun ihrerseits die Kirchenfreiheit, die sie einst dem Staate gegenüber begründet, selber bedrängten.

Johann XXII. machte, wie Villani sagt, den Anspruch, die kirchlichen Pfründen selbst zu verleihen ohne Rücksicht auf die Wahl. Er dehnte das Recht der Besetzung der in curia vacant gewordenen Stellen weiter aus. Nach einer Bulle vom 30. Juli 1322 eignete er sich die Besetzung aller höheren Stellen in Italien, namentlich in den Diöcesen von Genua, Ravenna, Pisa und dem Patriarchat von Aquileja an. Auch in Deutschland fing er an auf diese Weise einzugreifen. Eben hier aber setzte sich ihm nunmehr ein nationaler Widerstand entgegen. Der Kaiser fand seinen vornehmsten Rückhalt daran, daß er in jenem Augenblick trotz der päpstlichen Excommunication über Deutschland verfügen konnte. Was soviel größere und in anderer Hinsicht mächtigere Männer unter seinen kaiserlichen Vorgängern vergebens erstrebt hatten: auch so fand er in Deutschland noch immer Gehorsam.

Am 5. April 1328 hatte der Papst die Kurfürsten aufgefordert, da der König keine Rechte mehr, weder an das Reich, noch an das Herzogthum habe, zur Wahl eines neuen römischen Königs zu schreiten. Es ist auch im April eine Versammlung deswegen gehalten und eine neue Wahl auf den Mai 1328 anberaumt worden, eben in den Tagen, da der Kaiser in Rom war; allein die deutschen Fürsten schritten nicht zur That: sie wählten keinen anderen. 1330 excommunicirte der Papst Ludwig aufs neue und forderte insbesondere Johann von Luxemburg auf, auf eine neue Wahl Bedacht zu nehmen. Jeden Aussöhnungsversuch wies der Papst von sich. 1331 erklärte er im voraus alles für nichtig, was Ludwig auf dem Reichstage, den er beabsichtigte, vornehmen könne. Allein in Deutschland ward darauf keine Rücksicht genommen. Und zum Glück für den Kaiser gerieth der Papst eben damals mit dem derzeit

mächtigsten deutschen Hause, dem luxemburgischen, selbst in Kampf. Jener Balduin von Trier war nach und nach zum Administrator von Speier und Worms, endlich auch, und zwar im Widerspruch mit einem von dem Papst eingesetzten Candidaten — Heinrich von Virneburg, Propst zu Bonn — zum Erzbischof von Mainz gewählt worden. Hiedurch bekam er ein großes Interesse, sich dem Papst zu widersetzen, zumal da sein Gegner Anhang in Mainz hatte und unaufhörlich bekämpft werden mußte. Das gewöhnliche Mittel, die geistlichen Kurfürsten für sich zu gewinnen, versagte also dem Papst Johann XXII. Aber die Lage des Kaisers war nichtsdestominder noch immer sehr unbequem.

Die größte Schwierigkeit, und zwar eine sich immer wieder erneuernde, bildete für Ludwig den Baiern das Verhältniß zum König Johann von Böhmen, der in der großen allgemeinen Parteistellung sein Freund war, mit dem er aber in einzelnen Interessen unaufhörlich zusammenstieß. König Johann ist ein Typus des ritterlich-fürstlichen Lebens der Zeit; mehr Franzose, als Deutscher und vollends als Böhme; er liebte Paris, hielt sich viel daselbst auf und ließ seinen Sohn dort erziehen. Bald besucht er den päpstlichen Hof in Avignon, bald zieht er mit den deutschen Rittern nach Litthauen aus, unaufhörlich wie zum Schlagen, so auch zum Frieden bereit. Er war mißvergnügt, daß Ludwig der Baier die Mark Brandenburg für seinen Sohn behielt, da er das Land doch vor der Bewältigung des Gegenkönigs den Luxemburgern versprochen habe. Eine andere dynastische Frage war, ob Tirol an Oesterreich, Baiern oder Böhmen fallen sollte. Aber noch weiter, über die deutschen Grenzen hinaus griff die Differenz. König Johann begab sich, wie er sagt, um das Grab seines Vaters zu besuchen, im Jahre 1331 nach Italien, wo er den größten Theil des nördlichen Landes, von Bergamo

und Brescia bis Modena und Lucca hin, sich unterwarf. Kaiser Ludwig konnte nicht allein nichts dagegen thun, sondern nach einer persönlichen Zusammenkunft auf einer Donauinsel bei Regensburg im Juli 1331 zeigte er sich sogar den Entschuldigungen Johanns gegenüber ganz einverstanden mit dessen Unternehmung. Es war die erste That des jungen Karl von Mähren, daß er die dortige Herrschaft seines Vaters Johann von Böhmen übernahm, welche auf der Verbindung mit Savoyen und der Erinnerung an Heinrich VII. beruhte, aber freilich ohne bessere Mittel ebenso wenig haltbar war, wie die italienischen Erfolge Ludwigs.

Man begreift die politischen Gegensätze und Abwandlungen jener wirren Jahre oft nicht mehr. Im Jahre 1333 schien der Kaiser der ewigen Streitigkeiten mit dem Papste müde zu sein und erklärte sich bereit, die Krone an seinen Vetter Heinrich von Niederbaiern und alle seine französischen Besitzthümer an Frankreich abzutreten. Heinrich war zugleich der Schwiegersohn des Königs Johann von Böhmen, und sehr wahrscheinlich war diese luxemburgische Verwandtschaft das Motiv für jenen Gedanken. Als aber, wie die Anhänger des Kaisers überhaupt, so die Städte remonstrirten, ließ er ihnen sagen, es sei ihm nicht in den Sinn gekommen, bei seinen Lebzeiten auf die Krone Verzicht zu leisten. Statt dazu zu schreiten, hegte er vielmehr einen Augenblick den Gedanken, den Papst Johann selbst, der über den Zustand nach dem Tode eine häretische Meinung geäußert habe, abzusetzen; dafür waren die Minoriten, die Universität Paris und selbst ein Cardinal aus dem Hause Orsini. Im Jahre 1334 hat Ludwig den letzteren direct aufgefordert, ein Concil an einem sicheren Ort zu versammeln, wo er sich dann mit den geistlichen und welt-

lichen deutschen Fürsten einfinden wolle. In der That war auch die deutsche Nation jetzt in ihrer Opposition einmüthig; die Einheit der Kirche schien nur aufrecht erhalten werden zu können, wenn man zu einem Concilium schritt. Es existirt bei Raynaldus ein Ausschreiben, worin Ludwig nachweist, daß der Papst den Kaiser nicht richten könne, vielmehr selbst das Concilium als Richter über sich anerkennen müsse. Daß Johann XXII. ungeachtet seiner unaufhörlichen Drohungen nicht kräftiger vorging und nicht mehr erreichte, hat ohne Zweifel seinen Grund in diesem inneren Widerstande, auf welchen er stieß. Ohne seines kaiserlichen Gegners Meister geworden zu sein, starb er neunzigjährig am 4. December 1334.

Ihm folgte Benedikt XII., ein Müllerssohn aus der Grafschaft Foix (1334—42), der beiweitem gelindere Saiten aufzog. Er konnte die Akte seines Vorgängers nicht zurücknehmen, hütete sich aber, sich so enge wie dieser an Frankreich anzuschließen. Als eine Gesandtschaft ihn um die Absolution des Kaisers Ludwig bat, ließ er dieselbe merken, daß er selbst den Kaiser gern absolvirt haben würde, wenn ihm der König von Frankreich nicht gedroht hätte, es werde ihm dann schlimmer gehen, als Bonifaz VIII. Was hiezu beitrug, war der Ausbruch der französisch-englischen Unruhen. Man fürchtete in Frankreich einen Bund Ludwigs mit Eduard III. Aber eben dies mag auch den Muth der Deutschen verdoppelt haben. Immer enger schlossen sich die Fürsten um den Kaiser zusammen. Durch Eduard von England, für den es unendlich wichtig war, in seinen Verwicklungen mit Frankreich die Reichsgewalt auf seiner Seite zu haben, waren einige unter den deutschen Fürsten noch vorwaltende Streitigkeiten vollends vertragen worden. Der König von England hatte die nieder-

ländischen Städte, die zum Theil unter das Reich gehörten, für sich. Im September 1338 kam er zu dem Kaiser nach Koblenz, es ward ein prächtiger Hoftag gehalten; in Gegenwart von vier Herzögen, drei Erzbischöfen, wenigen Bischöfen, aber vielen Grafen und vielen tausend Rittern und Herren ward der König zum Reichsvicarius in Niederdeutschland unterhalb Kölns bestellt.

Durch diese Theilnahme an den englisch-französischen Verwicklungen also ward Ludwig in den Stand gesetzt, sich auch dem Papste gegenüber kräftiger aufzustellen. So geschah es, daß endlich alle Deutschen sich gegen die bisherigen Angriffe der Curie vereinigten. Die Kurfürsten erhoben sich zu dem Gedanken, ihr Wahlrecht vom Papstthum unabhängig zu machen. Im Juli 1338 kamen sie zu Rense zusammen und sollen, wie es in den Urkunden heißt, beschlossen haben: das Reich und ihre fürstliche Ehre, die sie von dem Reich haben, nämlich an der Kur des Reichs, in seinem und ihren Rechten zu handhaben und zu schirmen. Der vornehmste Beschluß aber ist, daß der von den Kurfürsten gewählte König unmittelbar nach der Wahl die kaiserlichen Rechte ausüben sollte, ohne die Bestätigung des Papstes zu erwarten. Ein anderer Beschluß lautet dahin, daß jeder Lehnsmann des Reichs dem Kaiser zuzuziehen verpflichtet sein solle, wenn er einen Kriegszug zur Vertheidigung des Reichsrechtes unternehme. Wer sich dem widersetze, solle des Todes schuldig sein. Außerdem wurden dem Fehderecht Beschränkungen auferlegt, der Raub streng verboten. Alles Gesetze, welche die innere Ordnung, hauptsächlich aber die äußere Würde des Reiches betreffen. Ludwig publicirte sie, mit dem Diadem gekrönt. Nothwendig hatte hier der Kaiser die deutschen Fürsten auf seiner Seite, welche in der Wahl ihr

wichtigstes Recht erblickten. Die Verbindung des Papstes mit Frankreich rief dergestalt die Opposition in Deutschland recht eigentlich hervor. Einer der wichtigsten Akte dieses Jahrhunderts. Das ausschließende Recht der Kurfürsten war niemals vorher förmlich anerkannt worden. Dadurch aber wurden, wie natürlich, auch die kirchlichen Eingriffe des Papstthums abgewehrt. Der Angriff, der auf den Kaiser geschah, führte zu einem Erwachen der Idee der Selbständigkeit und engeren Verbindung des Reiches.

Was war es nun, das diesen Fortgang der Dinge lähmte? Eine Territorialfrage wie so oft. Auch Ludwig ward von dem Zwiespalt der Interessen ergriffen, der dem späteren Königthum in Deutschland überhaupt inhärirte: der Repräsentation der allgemeinen Interessen wirkte die Vorliebe für sein Haus in schädlichem Sinne entgegen. Wir sahen, auf der Verbindung mit Luxemburg, oft gebrochen, oft wiederhergestellt, wozu die kriegerische wie politische Beweglichkeit König Johanns das meiste beitrug, beruhte Ludwigs ganze Stellung. Eben mit diesem Hause aber gerieth er jetzt in eine schwerwiegende territoriale Differenz. Die Erbin von Tirol und Kärnthen, Margaretha, die Ludwig doch etwas eigenmächtig selbst so reich gemacht hatte, indem er erklärte, daß das Erbe auf Frauen übergehen könne, war mit seiner Bewilligung mit Johann, dem freilich noch sehr jungen Sohne König Johanns von Böhmen, vermählt worden. Bei einem so ungleichen Paar erfolgten naturgemäß Streitigkeiten. Der junge Fürst ward endlich von den Landsassen ausgeschlossen und mußte wieder nach Hause gehen. Der Kaiser nahm sich der Sache auf das lebhafteste an und, von seinen Juristen überredet, daß er auch in Ehesachen zu entscheiden und zu dispensiren befugt sei, hob

er endlich jene Ehe auf und vermählte Margarethe mit seinem eigenen Sohne. Es war die Handlung, die ihm eigentlich die Ruhe seines Lebens gekostet hat. Hiedurch verlor der Kaiser die Verbindung mit Luxemburg, der er sein Glück verdankte. Balduin von Trier schloß sich jetzt an Frankreich an. Und auch die übrigen Fürsten konnten unmöglich diesen Anfang einer Vereinigung geistlicher und weltlicher Macht in der Hand des Kaisers gerne sehen. Die territoriale Stellung Ludwigs, welcher Brandenburg behauptete, Niederbaiern erwarb, die Landvogtei in Oberschwaben an seinen Sohn Stephan verliehen hatte und überdies seine Augen auf die Niederlande richtete, erweckte ohnedies ihre Eifersucht.

Dazu kam nun, daß eben jetzt ein Papst den römischen Stuhl bestieg, der sich wiederum auf das engste an Frankreich anschloß, Clemens VI. Derselbe stand zugleich mit dem luxemburgischen Hause in der engsten Verbindung. Er war der Lehrer des jungen Karl von Mähren, des Sohnes König Johanns, gewesen. Sein Zögling hatte ihm das Papstthum, er diesem das Kaiserthum geweissagt. So wie nun Clemens, ein sehr weltlicher Herr, nach Weibern, Ehren und Macht begierig, in der That Papst geworden war, erneuerte er den Bann, der über Ludwig ergangen, wies dessen Gesandte von sich und erklärte ihm, er habe keine Gnade zu hoffen, wenn er nicht das Kaiserthum herausgebe. Zugleich forderte er die Kurfürsten auf, eine neue Wahl vorzunehmen. Und jetzt, da Luxemburg und dessen ganzer Anhang von dem Kaiser abgefallen war, machte das Wort des Papstes doch mehr Eindruck, als bisher. Denn dieses Haus, so wesentlich verletzt, erhob sich eifrig, um sich zu rächen. Zunächst gelang es dem König Johann, den Herzog Albrecht von Oesterreich mit sich zu verbinden. Der

eine, Johann, war blind, der andere, Albrecht, war lahm. Aber jener besaß eine unvergleichliche Beweglichkeit, dieser wußte sein Land auf das beste zu regieren. Zum Krieg entschloß man sich auch jetzt noch nicht, aber die Eigenmächtigkeit Ludwigs bewirkte doch so viel, daß der Papst nun anfing, mit seinen Einflüsterungen bei den deutschen Fürsten Gehör zu finden.

Im Juni 1343 waren die Kurfürsten in jenem Baumgarten bei Rense wieder versammelt, diesmal, um über einen Nachfolger sich zu besprechen. An Candidaten fehlte es nicht. Ludwig, der seine ganze natürliche Freundlichkeit aufbot, um die Fürsten zu beschwichtigen und für sich zu gewinnen, konnte doch die Wahlversammlung nur dadurch unterbrechen, daß er versprach, er werde kein Mittel unversucht lassen, um die Gnade der heiligen Mutter Kirche wiederzuerlangen, ihren Winken werde er sich unterwerfen. Wirklich entschloß er sich zu einer Unterwürfigkeit unter Papst Clemens, welche allen Gerechtsamen des Reichs entgegenlief. Die Vollmacht, die er seinen Gesandten gab, ward in Frankreich vorgeschrieben und enthielt eine völlige Wegwerfung gegenüber dem Papst, welche seine bisherige Stellung geradezu vernichtete. Papst Clemens VI. ergriff den Augenblick, den Kaiser zu einem Widerruf alles dessen zu drängen, was er gegen die Curie unternommen hatte, vor allem der Erhebung des Gegenpapstes. Ludwig soll erklären, er habe niemals geglaubt, daß jener Petrus wahrhaft Papst gewesen sei, noch auch, daß der Kaiser oder das römische Volk das Recht habe, einen Papst zu wählen. Ferner sollte er sich von den schismatischen Minoriten lossagen, die Grundsätze des Marsilius von Padua anathematisiren und versprechen, daß er der Kirche und dem Papst devot gehorchen wolle.

Indem er alle dem absagt, was er gethan, soll er auf der anderen Seite alles anerkennen, was gegen ihn geschehen ist.

Das ist offenbar, daß der Kaiser, indem er eine Factionsstellung in der Kirche zu der seinen gemacht und sich zu herausfordernden Schritten hatte fortreißen lassen, mit der übrigen lateinischen Christenheit zerfiel; man darf sich nicht wundern, wenn der König von Frankreich gegen ihn war. Daß er sich so lange behauptete, verdankte er wohl nur dem Unternehmen Eduards III. gegen Frankreich. Für das Reich aber war nun die Frage, ob es den Kaiser in seiner Stellung als Oberhaupt schützen wolle, wenn er die offensive Haltung gegen das Papstthum aufgebe, mit anderen Worten: ob es möglich sei, die kirchliche Einheit zugleich mit der Würde des Reiches aufrecht zu halten. Und dies ist allerdings die Richtung, welche der Frankfurter Reichstag von 1344, der größte, den Ludwig während seiner Regierung gehalten, einschlug. Zuerst kamen die Kurfürsten in Köln zusammen, wo sie sich, so viel man sieht, gegen des Papstes Anmuthungen inbezug auf das Reich vereinigten. Dann gingen sie nach Frankfurt, wo bereits die übrigen Fürsten, Herren und Städte beisammen waren. Dem Kaiser wird eine Rede in den Mund gelegt, nach der er erklärt haben soll, er sei bereit, das Kaiserthum in die Hände des Papstes zurückzugeben, wenn die Stände es fordern. Sollten sie aber auf den alten Schlüssen verharren, so werde er sie behaupten. Besonders wird es dem Vicekanzler von Trier, Meister Wicker, zugeschrieben, daß man beschloß, an den früheren Satzungen, vornehmlich von 1338, festzuhalten: denn sonst würde der Kaiser die Regierung, die Kurfürsten würden ihre Würde verlieren. So erklärten namentlich die Städte, von denen hier zum erstenmal eine förmliche Deliberation

erwähnt wird: die Artikel seien zu Unglimpf des Reiches, ohne welches sie nicht bestehen könnten. Eine neue Versammlung der Kurfürsten zu Rense wurde hierauf gehalten, woselbst die letzteren dem Kaiser ihr Mißfallen über seine übertriebene Demüthigung vor dem Papste aussprachen.

Es war also eigentlich eine Erhebung der Kurfürsten und der damaligen Reichsstände sowohl gegen die Anmaßungen des Papstes, als gegen die Nachgiebigkeit des Kaisers, was hier dem Reiche eine gewisse Repräsentation verschaffte. Der Papst war noch immer stärker als der Kaiser. In solchen Fällen waren sonst die Fürsten meistens deshalb auf die Seite der Kaiser getreten, weil diese Stand hielten. Jetzt ereignete sich dasselbe, obwohl sich der Kaiser selber schwach gezeigt. Offenbar war die Haltung Ludwigs des Baiern kirchlich unhaltbar; in diese hatte das Reich nicht eingestimmt, aber die große politische Stellung wollte es festhalten trotz seiner nunmehrigen Nachgiebigkeit. Das gab nun doch dem Kaiser Ludwig einen nationalen Rückhalt, der überdies fast ein allgemeiner wurde; denn auch England und selbst Spanien nahmen daran Anstoß, daß die Franzosen Anstalten trafen, die Rechte des Papstes in Deutschland zu verfechten. Dem Kaiser gelang es, die Feindseligkeiten des Hauses Luxemburg, das bei der Mehrzahl der übrigen Fürsten in der Tiroler Angelegenheit Sympathien fand, zunächst durch einen Vertrag, durch welchen er jenem die Lausitzen überließ, zu beendigen. Nicht lange jedoch, so wurde die kaum errungene Sicherheit wieder durch eine neue dynastische Frage gefährdet. Solche waren es, was den Kaiser immer mit seinen besten Freunden entzweite.

Ebendamals wurde Holland, zu dem nicht allein Seeland, sondern auch Friesland und Hennegau gehörten, durch den Tod

des Grafen Wilhelm erledigt. Der Kaiser, mit dessen Schwester vermählt, zog die erledigten Lehen zugunsten seines Hauses ein, im Gegensatz zu Eduard III., welcher ebenfalls mit einer Schwester des Grafen vermählt war und wenigstens Seeland für sich zu behalten wünschte. In dieser Hinsicht waren die Franzosen für den Kaiser. Denn in der Verwicklung der europäischen Angelegenheiten liegt zuweilen auch ein die allgemeine Freiheit rettendes Moment; doch wurde die allgemeine antipäpstliche Politik der über diese territoriale Frage uneins gewordenen Beherrscher von Deutschland und England dadurch nicht wesentlich alterirt. Auch die Unordnungen der Königin Johanna I. von Neapel, die zu der Ermordung des Königs Andreas von Neapel führten, wirkten insofern ein, als Papst Clemens VI. über den Thron zugunsten Ludwigs von Tarent, eines seiner Anverwandten, verfügen wollte. Dem setzte sich aber der König Ludwig von Ungarn aus dem Hause Anjou entgegen, der nun mit dem Kaiser in Bund trat und ganz Italien gegen den Papst aufregte. In Rom selbst erhob sich bereits der große Volkstribun Cola di Rienzi, von demokratisch-antikisirenden Tendenzen erfüllt, ursprünglich nicht geradezu gegen den Papst, aber doch in einer Haltung, in welcher er alle jene verjährten Rechte des römischen Volkes, die man längst als beseitigt betrachtete, wieder in Anspruch nahm.

In dieser Lage, gereizt und erbittert, schritt nun Clemens VI. zu dem äußersten Mittel. Er erließ eine Bannbulle gegen den Kaiser, voll von gräßlichen Verwünschungen: sein Ausgang und sein Eingang sei verflucht; der Herr schlage ihn mit Narrheit; der Zorn Gottes und der Apostel Petrus und Paulus entbrenne über ihn in dieser und in jener Welt! Unverzüglich setzte er dem so Verworfenen den mächtigsten Fürsten,

der sich finden ließ, entgegen, den Markgrafen Karl von Mähren, Sohn des Königs Johann von Böhmen. Er ließ denselben fürs erste auf alle Ansprüche in Italien Verzicht leisten. Die Erneuerung der alten päpstlichen Ansprüche auf die Reichsgewalt ist dabei wenigstens nicht so klar ausgedrückt, aber doch zu vermuthen. Karl kam nach Avignon und begann damit, alles zu unterschreiben (22. April 1346). Alsdann wurde bei den Kurfürsten alles angewandt, um sie zu einer Neuwahl zu bringen. Der Erzbischof von Mainz, Heinrich von Virneburg, jetzt der beste Freund Ludwigs, wurde für abgesetzt erklärt. Dem Herrenstande gegenüber wurden dem Kaiser sogar die Landfrieden zum Vorwurf gemacht, welche er mit Strenge gehandhabt habe. Unter dem vom Papste neu ernannten Mainzer Gegenbischof, Gerlach von Nassau, kam es nun wirklich zu einer Wahlhandlung. Der Papst dispensirte von den durch das Herkommen geheiligten Wahlstätten. Von den weltlichen Kurfürsten fehlten zwei, Pfalz und Brandenburg, beide dem bairischen Hause angehörig. Sehr ins Gewicht zugunsten Karls fiel die Kur von Böhmen. Die übrigen, von denen einige noch durch Geld gewonnen werden mußten, gingen davon aus, daß der Kaiserthron schon längst erledigt sei und ernannten am 11. Juli 1346 im Zwinger vor Rense den Markgrafen Karl zum römischen König und künftigen Kaiser. Statt ihn wie sonst auf den Altar zu erheben, setzten sie ihn dort auf den Königsstuhl.

Auf den ersten Blick könnte es wohl scheinen, als habe das Kurcollegium so das kaum erworbene Recht der Unabhängigkeit von der Curie wieder fallen lassen. Jedoch war das Wahlrecht selbst von Clemens nicht eigentlich angefochten worden; und wie oft ist es auch ehedem vorgekommen, daß

eine factiöse Wahl durchgesetzt ward! Man sieht nur, daß der Papst infolge der momentanen Spaltungen und Verwicklungen noch überaus mächtig war. Ueberdies aber, die Repräsentation des Reiches lag nicht mehr in den Kurfürsten allein. Auf einem neuen Reichstage zu Speier (1346) erklärten die Städte die geschehene Neuwahl für anmaßlich, unrechtmäßig, aufrührerisch. Der Landfriedensbund am Oberrhein rüstete sich für den Kaiser, am Niederrhein schloß man Conföderationen zu seinen Gunsten. Kein Fürst, keine Stadt wollte Karl anerkennen. Selbst unter den Cardinälen in Avignon regte sich eine Faction, welche sich der Bestätigung der Wahl widersetzte; sie gehörten der ungarisch-neapolitanischen Richtung an. Von der Schlacht von Crecy, in welcher im August 1346 die Franzosen eine vollkommene Niederlage erlitten und König Johann von Böhmen umkam, kann man dagegen nicht sagen, daß sie dem Kaiser zustatten gekommen wäre. Vielmehr wurde der französische Hof dadurch bewogen, allen seinen Einfluß einzusetzen, um die Bestätigung der Wahl Karls in Avignon durchzusetzen. Hierauf wurde Karl, jedoch nicht in Aachen, noch in Köln, die nichts von ihm wissen wollten, sondern in der erzbischöflich kölnischen Stadt Bonn gekrönt. (November 1346.) Auch damit aber war nichts für ihn erreicht; eine Expedition nach Tirol und Italien endigte zu seinem Nachtheil, selbst zu seinem Schimpf.

Es war doch in der That höchst zweifelhaft, ob er jemals etwas ausrichten werde. In diesem Momente war es, daß jener Volkstribun Cola die Rechte des römischen Volkes erneuernd die Stirn hatte, den Papst und die Cardinäle, aber zugleich auch Ludwig und Karl vor das Tribunal des römischen Volkes zu laden, um über ihre Rechte zu entscheiden.

Durch den glücklichen Sammler Gaye hat man das Document kennen gelernt, durch welches Cola im September 1347 die Italiener sämmtlich für römische Bürger erklärt und sie auffordert, 24 Wähler nach Rom zu schicken, um einen Italiener zum römischen Kaiser zu wählen. Man hat damals oft behauptet, Ludwig der Baier habe mit Rienzi in Verbindung gestanden, um auf einem Zuge nach Neapel die hohenstaufischen Ansprüche durchzuführen, und ich möchte es nicht unbedingt leugnen. Unter allen Umständen lag die Anerkennung der Volksrechte, denen er selbst sein Kaiserthum verdankte, nicht außerhalb seiner Ideen.

Unter diesen Umständen war es ein großes Ereigniß, daß Ludwig, wiewohl bereits 63jährig, doch immer noch sehr unerwartet, am 11. October 1347 plötzlich verstarb. Er war bei Tisch von einer Kolik ergriffen worden. Um diese zu vertreiben, stieg er zu Pferde; unweit des Klosters Fürstenfeld verlor er die Besinnung und fiel aus dem Sattel. So tragisch war sein Tod nicht, wie der seiner letzten Vorgänger. Bei ihm ist es sehr unwahrscheinlich, daß er Gift erhalten habe; aber er hatte oft schon sich durch Gegengift sicher zu stellen gesucht, und dadurch wohl seine Gesundheit ziemlich erschüttert. Er war ein schlanker Mann, mit zurückfliegendem, gelocktem, jedoch nicht sehr starkem blonden Haar, lebhaften Augen, lächelnder Miene, wohlgebaut, kräftig und körperlich gewandt, auch das Steuer zu führen geübt und im Waidwerk erfahren. Rasch schritt er daher, er war guter Dinge und sprach recht gut. Er unternahm alles und führte es im Glücke tapfer vorwärts; im Unglück wollte man ihn dagegen rathlos finden; auch dann jedoch wußte er sich noch zu behaupten: wenn er sich unterwirft, sagt Johann XXII. von ihm, muß man ihn

fürchten. Das könnte man von ihm nicht sagen, daß er geeignet gewesen sei, etwas auf immer zu gründen. Aber er erhielt sich und die kaiserliche Idee aufrecht. Seine Politik war Verbindung mit England, Gegensatz gegen Frankreich, Opposition gegen das Papstthum, Belebung des städtischen und überhaupt des popularen Elementes; er bleibt unter den späteren Kaisern eine bedeutende Gestalt. Was er nach der vornehmsten Richtung hin, gegen die Ansprüche der Curie, leistete und erreichte, beruhte freilich weniger auf seiner Person, als auf der Absicht des Reichs, d. h. der Kurfürsten, Fürsten und Städte, sich selbst zu behaupten.

Drittes Capitel.

Kaiser Karl IV.

Wie die sächsischen, salischen, hohenstaufischen Kaiser, so hatten auch die Könige des späteren dreizehnten und des vierzehnten Jahrhunderts, aus verschiedenen Familien stammend oder vielmehr sie begründend, in ihrer Stellung und selbst in ihrer Persönlichkeit etwas Großartiges. Rudolf von Habsburg gab der höchsten Gewalt eine große Repräsentation. Er beschränkte sich auf Deutschland, hier aber machte er sie geltend. Mit dem Papst, dessen Verbündeter er war, ließ er sich nicht in Streitigkeiten ein; die Autorität der Fürsten, mit deren Häusern er in Verbindung trat, dachte er ebenfalls nicht zu unterdrücken. Immerhin hinterließ er noch große Streitfragen ungelöst: vor allem, sollte das Reich ein Wahlreich bleiben, und welche Einwirkung sollte dann die päpstliche Gewalt ausüben? Durch Adolf, welcher gewählt und abgesetzt ward, durch Albrecht, welcher die Wahl seiner Macht verdankte und nach dessen plötzlichem Tode durch die Wahl Heinrichs VII., endlich durch die der beiden Gegenkönige auf dem Felde zu Frankfurt entschied sich das Wahlrecht unbedingt. Hiedurch trat neben, ja über dem wechselnden Königthum die Macht der Kurfürsten hervor, von welchen nun das Reich abhing. Das

hinderte jedoch die Wirksamkeit der großen Persönlichkeiten nicht; das merkwürdigste Beispiel einer erhabenen Gesinnung stellt sich in Heinrich VII. dar. Aufs neue jedoch erhoben die Päpste Ansprüche, welche der Selbständigkeit des Reiches und namentlich diesen Rechten der Kurfürsten geradezu entgegenliefen. Heinrich VII. setzte sich dem Papstthum mehr indirect entgegen; den eigentlichen Kampf focht Ludwig der Baier durch, unter dem sich zuerst als die vornehmste Macht die der Kurfürsten ausbildete, die nun fürs erste ihr Wahlrecht unbedingt fixirten; zu ihnen trat das ganze Reich in dem großen Parlament von 1344, welches sich den Ansprüchen des neuen Papstes ebenso entgegenstellte. So machte die fürstliche Gewalt, welche dem erblichen Kaiserthum in Verbindung mit den Päpsten Widerstand geleistet, mit dem Wahlkönigthum vielmehr gemeinschaftliche Sache. Die noch übrigen Gegensätze auszusöhnen und eine feste Ordnung zu begründen, war aber auch dann eine große Aufgabe, die nun Karl IV. übernehmen sollte. Sie war zunächst um so schwerer, da Karl nur durch Gegenwahl, wie man sagte, als Pfaffenkönig erhoben worden, und die Partei des verstorbenen Kaisers noch unbesiegt geblieben war.

Die verwittwete Kaiserin verstand die Mitglieder ihres Hauses zusammenzuhalten. Der Erzbischof Heinrich von Mainz, der von dem Papste abgesetzt und durch jenen Prätendenten Gerlach ersetzt worden war, hielt sich jetzt natürlich zu den Baiern; er, Pfalzgraf Rudolf, Markgraf Ludwig von Brandenburg und der Herzog von Sachsen-Lauenburg — noch immer in der alten Opposition gegen Sachsen-Wittenberg — bildeten die bairische Partei. Sie boten die Krone zuerst dem König Eduard von England an. Und in der That war dieser Fürst

als Opponent gegen Frankreich und gegen den Papst, zudem als ein Vorfechter der Städte ganz geeignet, die Ideen, die im Gange waren, zu vertreten, obwohl seine Wahl freilich eine Vermengung verschiedener Nationen und ihrer Interessen zur Folge haben mußte, welche sonst wenig getaugt hätte. Wahrscheinlich verdanken wir es dem englischen Parlament, daß nichts daraus geworden ist. Die bairische Partei wandte sich dann an Markgraf Friedrich von Meißen; jedoch ließ sich der zuletzt mit 10 000 Mark Silber abfinden. Endlich ward durch jene Stimmen im Januar 1349 Günther von Schwarzburg gewählt, der schon immer im Dienste Ludwigs und Heinrichs von Mainz gestanden und wider die päpstliche Partei gestritten hatte. Hierauf schien es nun ernstlich zum Schlagen kommen zu müssen. Beide Theile rüsteten und begegneten sich im Rheingau. Endlich ließ sich jedoch auch Günther durch eine Zahlung von 20 000 Mark Silber zufrieden stellen; ein Ausgang des Streites, wie ihn Karl IV. eben gewünscht hatte.

Denn wie dieser inmitten einer universalen Gährung und Parteiung aufgestellt war, um für das Papstthum einzugreifen und zugleich das luxemburgische Interesse für dasselbe in den Kampf zu führen, mithin das luxemburgische Kaiserthum im Sinne des Friedens zu erneuern, so blieb seine ganze Thätigkeit eine fortgesetzte Transaction mit Vorbehalt dieses luxemburgischen Interesses, wie sie der Augenblick in die Hand gab. Er begann damit, den Einwirkungen von Mainz auf Böhmen ein Ende zu machen, also die böhmische Krone zu consolidiren, wozu der Papst, entrüstet über Heinrich von Virneburg, sowie dessen eben auf diese Weise zu seiner Stellung gelangter Nachfolger Erzbischof Gerlach die Hand boten. Karl ließ sich durch

den Erzbischof von Prag krönen, womit er das Verhältniß Böhmens zu dem Reich für immer feststellte. Die Hausmacht, nach welcher sein Verweser gestrebt, setzte er hiedurch unbedingt fest. Sicher in derselben, konnte er darauf die Angelegenheiten des Reiches mehr als auswärtige Angelegenheiten behandeln, wie das dann die österreichischen Kaiser fortgesetzt haben. Zunächst trennte er die Sache des Reiches von der besonderen Sache Englands, ohne jedoch im mindesten für Frankreich Partei zu nehmen. Er ließ vielmehr König Eduard wissen, er sei nicht so französisch gesinnt, wie man glaube, ja er hätte sich gern mit der Tochter Eduards vermählt. Ein Vertrag von 1348 liegt vor, in welchem er verspricht, den König von England gegen alle Menschen zu unterstützen, nur nicht zur Niederwerfung der französischen Krone, es wäre denn, daß Frankreich die Rechte des Reiches verletze. Der König von England ist dagegen Hülfe zu leisten schuldig gegen die Angreifer des Reichs.

Im Innern des Reiches selbst aber traf Karl von Anfang an die klügsten Anstalten, um sich der Krone friedlich zu versichern. Durch die Vermählung seiner Tochter mit dem Sohne des Herzogs Albrecht von Oesterreich vermochte er diesen, ihn anzuerkennen und sein Land von ihm zu Lehen zu nehmen. Hierauf vermählte er sich selbst mit einer Tochter des Pfalzgrafen Rudolf und faßte so gleichsam Fuß im feindlichen Lager der bairischen Partei. So trat er auf, behutsam, berechnend, diplomatisch; ein kleiner Mann, etwas gebückt, der niemand seine Gedanken anvertraute. Während man ihm Vortrag hielt, schnitt er an einem Weidenstab und sah wie ein Zerstreuter um sich her; aber kein Wort wäre ihm entgangen; er gab den bündigsten Bescheid. In dieser Welt von

stürmischen Rittern tritt er, ein nüchterner Mann und guter Haushalter, mit dem Uebergewicht der Klugheit auf und bezwingt sie. Auch durch glänzende Worte ließ er sich nicht täuschen: über ihn vermochten die Schmeicheleien der Italiener, die Vorstellungen Petrarcas von der Herrlichkeit des Kaiserthums nichts.

So wie Karl sich jetzt zeigte, war man rasch geneigt, ihn allgemein anzuerkennen; in Franken und Schwaben, im Elsaß und am Rhein. Er versprach Aussöhnung mit der Kirche, die man doch allerorten wünschte. Freilich wünschte man sie nur unter bestimmten Bedingungen. Als man die Absolutionsbulle sah, worin es hieß, daß die Treue gegen Kaiser Ludwig eine Sünde gegen die Kirche gewesen sei, und daß niemand glauben solle, einem Kaiser gebühre das Recht, sich vor der Bestätigung des Papstes der Reichsregierung anzunehmen, so wollte man davon nichts hören. Es wird ein Bürgermeister von Basel erwähnt, Konrad von Bärenfels, der sich besonders lebhaft der Behauptung widersetzte, daß ihr Kaiser ein Ketzer gewesen sei. Uebrigens hielt Karl selbst jene so anstößige Verbindung mit dem Papste nicht so unbedingt fest. Schon im Jahre 1349 war er mit demselben über die Besetzung einiger bischöflicher Stühle im Streit.

Von allem aber, was er in dieser ersten Zeit im Reiche that, bei weitem das wichtigste, war seine Aussöhnung mit der noch sehr mächtigen bairischen Familie, wozu jene Ehe mit der Tochter Pfalzgraf Rudolfs nur den ersten Schritt bedeutete. Da die bairischen Fürsten noch immer unter dem Interdict lagen, so hat ihnen Karl versprochen, wenn der Papst sich nicht bewegen lasse, ihnen die Absolution zu ertheilen, so wolle er als König den Bann als ihnen unschädlich

anerkennen, so daß sie der in nichts hindern könne. Hierauf erst gaben sie ihm die Reichskleinodien heraus. Diese Reichsinsignien wurden wie ein Heiligthum betrachtet; man zog ihnen in Procession entgegen. Der Tag, an welchem sie dem Volk gezeigt wurden, gestaltete sich zu einem großen Festtage. Zur Beruhigung der Wittelsbacher gehörte indeß natürlich auch die Anerkennung ihrer territorialen Erwerbungen. Eine Zeit lang hatte Karl sich für den falschen Waldemar ausgesprochen, der als Prätendent auf die Mark Brandenburg von den askanischen Nachbarn gegen den bairischen Markgrafen aufgestellt worden war. Er bediente sich dessen gleichsam Zug um Zug wider den von dem Hause Baiern erhobenen Günther von Schwarzburg. Jetzt aber, nach der Beseitigung des letzteren, erkannte Karl, nachdem König Waldemar von Dänemark und der Pfalzgraf Ruprecht sich eidlich zu erhärten erboten, der vermeinte Waldemar sei unecht, den Markgrafen Ludwig den Aelteren wieder als Erzkämmerer und Kurfürsten an. Ludwig der Aeltere zog jedoch Tirol der Mark vor und überließ diese seinen beiden Brüdern, Ludwig dem Römer und Otto.

Weniger also durch eine Unterwerfung des bairischen Hauses, als wiederum durch eine Abkunft mit ihm suchte Karl IV. das Reich zu behaupten. Und erst hiedurch gelangte er zum wirklichen Besitz der Krone und zu allgemeiner Anerkennung; um so begreiflicher, da ja ursprünglich Baiern und Luxemburg zusammengehalten hatten. Noch lebte der alte Balduin von Trier; wahrscheinlich hatte er in allen diesen Dingen eine leitende Hand. Bezeichnend ist, daß Karl nun erst in Aachen — zum zweitenmal — feierlich gekrönt wurde, und zwar zugleich mit seiner bairischen Gemahlin. Er be-

kräftigte dadurch selbst, daß er durch Abkunft mit den vorwaltenden Fürsten die Krone erlangt habe, während seine erste Erhebung und der ihm durch den Papst verliehene Anspruch dagegen in den Hintergrund trat; wie denn in jener Nichtachtung des über die Baiern ausgesprochenen geistlichen Bannes sogar eine offenbare Opposition gegen Clemens VI. zu erkennen ist. Ein ähnliches Verhältniß lag wenigstens anfangs darin, daß Karl ohne Rücksicht auf den Papst in nahe Verbindung mit König Ludwig dem Großen von Ungarn trat, obwohl sich hier die Spannung allmählich hob, indem es dem Papste gelang, diesen letzteren mit Neapel und damit zugleich mit der Curie selber auszusöhnen. Nichtsdestoweniger behielt die Beziehung zu Ludwig für Karl die größte Wichtigkeit; sie gehörte zu den Maßregeln, durch welche er gleichzeitig mit der Sicherung seiner Herrschaft im Reich die eigene Hausmacht zu befestigen wußte.

Nach dem frühen Tode seiner bairischen Gemahlin vermählte sich nämlich Karl 1353 mit der Nichte und künftigen Erbin des Herzogs Bolko von Schweidnitz, Anna, die zugleich eine Nichte Ludwigs von Ungarn war. Beide Könige setzten sich dabei über die schlesisch-polnischen Verhältnisse auseinander. Karl IV., dem sein Vater Johann in dieser Richtung eifrig vorgearbeitet hatte, konnte jetzt als Herr in Schlesien betrachtet werden; alle schlesischen Herzöge schlossen sich ihm an. Dagegen behielt dann Ludwig der Große freie Hand nach Polen zu. Er schloß 1355 einen Erbvertrag mit Kasimir von Polen und war nun stark genug, die Tataren aus Podolien zu verjagen, sowie aus der Moldau, nach der Krim hin, die damals eine Wüste war. Rothrußland wurde erobert, und alle Kräfte von Ungarn, Polen und Preußen konnten gegen

die Litthauer gerichtet werden. Auch nach allen anderen Seiten gelang es Karl IV., seine Hausmacht durch Verbindungen mit den Nachbarn theils zu sichern, theils sogar zu vergrößern. Sorgfältig erhielt er die Combination, die zur Zeit seines Großvaters getroffen worden war: er war mit Meißen und Oesterreich befreundet, wozu dann noch die Pacification mit dem Hause Baiern kam, zu dessen Gebieten ja auch die Mark gehörte.

Auch nach dem Tode nämlich seiner bairischen Gattin und ihres Vaters hielt Karl nicht allein ein gutes Verhältniß aufrecht, sondern er wußte den Bruder der Verstorbenen, Pfalzgraf Ruprecht, der ihm viel Geld schuldig war und dem er noch mehr lieh, zur Abtretung der wichtigsten Plätze in der Oberpfalz zu bewegen, so daß sich sein Gebiet bis in die Nähe von Nürnberg erstreckte. Hier wurden dann die Burggrafen von Nürnberg durch Geldzahlungen gewonnen; sie traten dem Landfrieden bei, welchen der römische König in Franken verkündigte, sowie der Graf von Württemberg demjenigen, welcher in Schwaben vereinbart ward. Graf Eberhard forderte anfangs Bedenkzeit. Karl antwortete: so lange du willst. Diese trockene Antwort erschreckte und bekehrte den Grafen. Auf das gewandteste vereinigte so der neue König die beiden Zwecke der bisherigen Herrscher, sich eine Hausmacht zu bilden und zu erhalten, sowie eine allgemeine Pacification zustande zu bringen. Dennoch geschah das merkwürdigste Ereigniß im Reiche, das in diese Jahre fällt, die Befestigung des Schweizer Bundes, wesentlich ohne sein Zuthun.

Der ursprüngliche Bund ist jene uns bereits bekannte Vereinigung der drei Lande Uri, Schwyz und Unterwalden,

worin sie sich gegenseitige Hülfe gelobten. Dem gesellte sich dann, wie berührt, zuvörderst Luzern bei. Hier hatten sich in dem Moment des Kampfes zwischen Innungen und Adel zwei Parteien gebildet. Allmählich kamen die ersteren empor, hauptsächlich infolge des ungünstigen Ausganges der Kriege mit den Waldstätten. Es wurden z. B. in Hinsicht der Münze einige Maßregeln getroffen, welche Oesterreich mißfielen. Es ward ein Waffenstillstand, endlich (1332) sogar ein Bund mit den Waldstätten geschlossen; vorbehaltlich jedoch, wie es gleich in dem ersten Artikel heißt, der hochgeborenen unserer Herrn, der Herren von Oesterreich Rechtung, Dienst und Gericht. Dennoch wollten die Herzoge, wie sich versteht, den Bund nicht billigen. Eine Fehde brach aus, auf welche die ihres Ansehens beraubten Vornehmen die Hoffnung ihrer Wiederherstellung bauten. Spätere Chroniken wissen von der Luzerner Mordnacht zu erzählen, einem Anschlag, den jene gemacht hätten, zu gewaltsamem Sturze der Zünfte: von einem Knaben, der das Waffengeklirr der Verschworenen vernahm, noch rechtzeitig verrathen, sei derselbe ins Gegentheil verkehrt worden. Unter Beihülfe der Waldstätte hätte sich dann (1333) durch Einsetzung eines großen Raths von 300 achtbaren Bürgern das neue Regiment und zugleich der Bund mit den drei Landen erst recht befestigt.

Bedeutender und beglaubigter sind die inneren Kämpfe von Zürich, wo im Jahre 1336 einer aus den Geschlechtern, Rudolf Brun, die ungeduldig emporstrebenden Zünfte gegen seine eigenen Standesgenossen zum Siege führte. Die gestürzten Häupter wurden vertrieben und sammelten sich in der Nähe, um in Verbindung mit dem Landadel, fast wie es in Italien zu geschehen pflegte, gegen die eigene Stadt Krieg zu

führen. Inmitten der unaufhörlichen Gefahr hielt es Rudolf Brun als beständiger Bürgermeister für nothwendig, sich eine immerwährende Hülfe zu sichern und trat deshalb sammt seiner Gemeinde im Mai 1351 in Bund mit den Waldstätten. Man beschloß darin, sich gegenseitig innerhalb eines bestimmten Gebietes beizustehen. Es ist wie ein kleiner Landfriedenskreis, den sie damit beschreiben, die Aare und die Thur entlang. Der Streit zwischen den Bürgern von Zürich und den Vertriebenen ergriff indessen hierauf um so mehr die ganze Landschaft. In dem fortdauernden Kriege griffen die Verbündeten auch nach Glarus hinüber, welches dem Herzog von Oesterreich nicht gegen sie hatte beistehen wollen und deshalb von ihm angegriffen wurde. Im Jahre 1352 trat Glarus in den Bund der Sieger. Da Zug keine Hülfe von Oesterreich erhielt, that es, halb gezwungen, halb freiwillig, das Nämliche.

Auf eine etwas andere Weise trat Bern in den Bund. Es hatte eigentlich keine innere Revolution bestanden wie die übrigen, sondern, wie es war, wenigstens im ganzen in seinem alten Zustand, war es mit dem benachbarten Adel in Krieg gerathen, in welchem es Hülfe von den Waldstätten empfangen hatte. Jetzt aber lag es umgekehrt mit den Zürichern und den Waldstätten sogar im Krieg; mit den ersteren, weil es nach altem Herkommen den Oesterreichern nun einmal Hülfe leisten mußte; mit den anderen, weil es einigen mit ihnen verburgrechteten Adligen wider rebellische Landleute am Brünig und bei Brienz Beistand gewährte, die wieder Unterstützung bei Unterwalden fanden. Beide Theile hielten es aber für besser, sich zu vereinigen. Die Schwyzer wurden sowohl von Unterwalden als von Bern gemahnt, mit ihnen gemeinschaftliche Sache zu machen. Durch diese wahrscheinlich ist auch

die Vereinigung zustande gekommen. Der ewige Bund zwischen Bern und den übrigen ward 1353 geschlossen.

Dies ist der Bund der acht alten Orte in der Schweiz, die eigentliche Grundlage der Eidgenossenschaft. Wir sehen, es ist ein Bündniß wie so viele andere im allgemeinen Interesse gegen Adel und Fürsten, ohne einen Gedanken daran, einen besonderen Staat auszumachen: nur dadurch von anderen ähnlichen unterschieden, daß zugleich Städte und Länder daran theilhaben. Ferner ist gleich hier eine große Mannigfaltigkeit der Interessen und der Vorgänge: die beiden Länder sind halb erobert; Luzern und Zürich haben der Waldstätte ihrer inneren Revolutionen halber bedurft, Luzern, um sie zu vollziehen, Zürich, um die vollzogene zu beschützen. Bern tritt am freiesten, selbständigsten auf: aus einem Gegner nach zwei Seiten hin wird es ein Freund. So beginnt alsbald in den ersten Jahren Karls IV. ein Kampf dieser beiden Elemente. Bei dem Abgang einer kräftigen Reichsgewalt wollen die Herren ihre unmittelbare Macht verstärken, die Städte und Gemeinden dagegen wollen dieselbe völlig abschütteln. Dem Kaiser ist es unmöglich, eine Norm, ein Gesetz hiefür zu geben, überhaupt Ordnung zu stiften.

Bei seiner Anwesenheit in Schwaben hielt Karl einen prächtigen Hoftag zu Constanz. Dann begab er sich selbst nach Zürich. Sie empfingen ihn mit brennenden Fackeln in der einen und grünen Zweigen in der anderen Hand. Die Stadt und die Waldstätte legten ihm hier ihre alten Freibriefe feierlich vor. Die österreichischen Abgeordneten fragten, warum sie dieselben nicht auch ihrem Herzog vorgezeigt hätten. Sie antworteten, nur dem Kaiser seien sie schuldig Gnadenbriefe zu weisen. Karl machte ihnen hauptsächlich zum Vor-

wurf, daß sie sich unzweifelhaft österreichischer Plätze bemächtigt hätten. Er verlangte, sie sollten sie dem Herzog für das Reich abkaufen. Aber sie wollten kein Geld hergeben und sagten ihm, er habe Geld genug. Auf einer großen Fürstenversammlung zu Regensburg ward dann doch beschlossen, Gewalt zu brauchen. Ein großes Unternehmen ward im August 1354 wirklich ins Werk gesetzt. Die deutschen Fürsten, Bischöfe und Grafen des oberen Landes und die Reichsstädte, Straßburg, Basel u. s. w., rückten gegen Zürich heran. Allein die Züricher hielten wacker Stand. Die Hauptsache war: so angesehen war Oesterreich nicht im Reich, daß es einen ernstlichen Angriff hätte hervorrufen können. Man entzweite sich ernsthaft über das Recht des Vorstreitens; und die Reichsstädte hatten keine Lust, eine der ihren anzugreifen. Die Züricher ließen vom höchsten Thurm den Reichsadler fliegen.

Und der König selbst hatte keine Neigung Gewalt zu brauchen; das lag überhaupt nicht in seiner Art. Ueberdies aber nahmen ihn die Angelegenheiten in Italien, wo eben die Venetianer, die mit den lombardischen Städten, und die Genuesen, die mit dem Gewalthaber von Mailand, Johann Visconti, verbündet waren, handgemein zu werden drohten, in Anspruch. Sehr ferne lagen Karl IV. Ideen, wie sie Ludwig der Baier behauptet und wie sie damals in einer wunderlichen Caricatur in Cola di Rienzi erschienen. Er hatte eher die vermittelnde Richtung seines Vaters, als er nach Italien ging. Wie so ganz irrte Cola, als er sich bereits 1350 an Karl gewandt hatte!

Cola hatte einmal die städtischen Gegner besiegt und in der Stadt einen prächtigen Triumph gefeiert; er scheint damals auf Ludwig den Baiern und Ludwig von Ungarn ge-

zählt zu haben, die aber doch ferne waren und wohl schon derzeit (1347) durch den Einfluß Karls IV., den der Papst wenigstens dazu aufforderte, zurückgehalten wurden. Dazu kam, daß der Bann des Papstes Cola doch den Muth benahm. Ein von den Neapolitanern geschürter Volksaufstand, der nicht einmal bedeutend war, reichte hin, um ihn nach siebenmonatlicher Regierung zur Abdankung zu vermögen (December 1347). Ich denke doch, daß ihn hauptsächlich der Tod Ludwigs des Baiern dazu bestimmte. Er lebte dann eine Zeit lang als Eremit, bis ihn eine Vision eines anderen Einsiedlers vermochte, sich zu Karl IV. nach Prag zu begeben (1350). Dem stellte er vor, daß er der natürliche Sohn Kaiser Heinrichs VII. sei. Der bestritt das nicht, sagte ihm aber, er möge sehen, daß er sich dessen nicht überhebe; denn die Menschen seien ja alle gleich. Nun und nimmermehr hätte er sich auf die Vorschläge des Tribunen, die noch immer sehr radicaler Art waren, eingelassen, obwohl dieser jetzt die gesammtitalienischen Ideen verleugnete und das Kaiserthum anerkannte. Cola kam auf die Gedanken und Pläne Ludwigs des Baiern zurück und forderte Karl IV. auf, die Macht seines Klerus zu brechen und die kleinen Herren zu vertilgen, damit er vollständig Kaiser werde.

Karl IV. schickte ihn nach Avignon, wo man ihm den Proceß zu machen begann, als Clemens VI. starb. Dessen Nachfolger Innocenz VI., dem es mit der Beruhigung Italiens Ernst war, meinte sich Rienzis bedienen zu können und schickte ihn mit dem Legaten Albornoz nach Rom. Mit gutem Willen des Papstes und des Legaten begab sich Cola 1354 abermals dorthin, an der Spitze einer Schar von 500 Abenteurern; er wurde aufs neue Senator und fing nun hier ein anderes

Regiment an. Den großen Bandenführer, Fra Monreale, der nach Rom gekommen war und sich, sonst sein Freund, ihm widersetzen zu wollen schien, lud er nach dem Capitol ein, ließ ihn aber festhalten und auf eine prächtig phantastische Weise hinrichten. Einen beliebten jungen Römer, der mit gefährlichen Gedanken umging, ließ er umbringen. Er stellte sich beinahe den italienischen Tyrannen gleich. Als er nun, von seinen Söldnern bedrängt, um sie zu befriedigen, eine Verbrauchssteuer einführen wollte, verlor er die Gunst des Volkes, und seine Feinde bekamen freie Hand. Die bewaffneten Scharen der Colonna und Savelli rückten gegen ihn heran als gegen den Verräther, der neue Steuern einführe. Er trat ihnen auf dem Balcon entgegen, ganz in Waffen. Er wollte sprechen; da aber in dem allgemeinen Tumulte niemand ihn verstand, so entfaltete er das Banner von Rom und wies mit der Hand auf die Worte: senatus populusque Romanus. Aber indem war er schon mit einem Pfeile verwundet worden. Dann wurde er heruntergeführt; er stand mit gekreuzten Armen in der Mitte der Menschen; niemand sagte ein Wort; einer, des Namens Cecco del Becchio, stieß ihm den Degen in den Leib. Man verbrannte seine Leiche und zerstreute die Asche. Der Legat hätte die Mörder bestrafen wollen, aber der Papst verbot es (October 1354).

Eben damals war es, daß Karl IV., von Zürich kommend, in Italien erschien; er kam aber nur mit 300 Rittern. Entscheidung in den inneren Kämpfen konnte und wollte er nicht bringen. Soeben war auch Johann Visconti gestorben; er war zufrieden, daß ihn dessen Familie nach Mailand einlud. Der neue Erzbischof Robert von Visconti hat ihn dort mit der eisernen Krone gekrönt. In Pisa hatte er ein Gefolge

von 4000 Mann; aber die dem Kaiserthum innewohnende Autorität war doch so stark, daß die Florentiner, um von der Reichsacht losgesprochen zu werden — denn man glaubte, daß er an den Florentinern vollziehen werde, was sein Großvater geplant hatte — 100 000 Goldgulden zahlten und ihm huldigten. Sie versprachen, ihm alle Jahre eine bestimmte Summe zu zahlen. Als er in die Nähe von Rom kam, begab er sich zuerst als Fremder dahin, als Pilger, um es in Augenschein zu nehmen. Am Ostertag 1355 empfing er die Krone von der Hand eines Cardinals. Er hielt dann seinen Krönungszug mit Scepter und Weltkugel unter dem Baldachin reitend nach dem Lateran. Die Römer boten ihm die Regierung an, aber unter dem Vorwand einer Jagd verließ er die Stadt alsbald wieder. In die inneren Angelegenheiten der Römer wollte er sich nicht mischen. Er ermahnte sie zum Gehorsam gegen den Papst, der dann bald darauf hergestellt worden ist.

Man hat dies erbärmlich gefunden, aber es lag eben in der Zeit. Viel weiter haben es die späteren Kaiser, Karl V. ausgenommen, auch nicht gebracht. Auf seinem Rückweg durch Toscana mußte er schon in Pisa mit der alten ghibellinischen Partei streiten, die mißvergnügt über ihn geworden war. Wie sein Großvater mit Dante, so war er mit Petrarca in Verbindung, der nun aber allerdings nicht eine so großartige Energie entwickelte, wie der Dichter der Hölle. Der Kaiser sagte ihm, die römische Republik sei eine Bettlerin geworden; vergebens war es, ihm augusteische Münzen zu zeigen. Mit Petrarca selbst verkehrte er viel und zeigte sich als ein Mann, der die Wissenschaft liebt und Widerspruch vertragen kann. Petrarca sah ihn in Mantua und dann in Prag, wohin er

zu ziehen gedachte. Das dürfte man wohl nicht sagen, daß Karls Aufenthalt ganz ohne Einfluß auf Italien gewesen sei. Er kam wie sein Großvater, parteilos, freilich lange nicht mit dessen Schwung und Geist. Er hielt sich dann ebenfalls an die kaiserliche Partei; aber statt die Vertriebenen wieder zurückzuführen, erkannte er überall die gebildeten Staatsgewalten an. Die kaiserliche Autorität in Rom gewann freilich fortan nur noch die Bedeutung einer Ceremonie und der Ehre; wie aber konnte das anders sein?

Karl versuchte es gar nicht, die wichtigsten Streitfragen, die noch im Gange waren, zur Entscheidung zu bringen; z. B. schwieg er von dem Reichsvicariat in Italien; auch setzte er über die Frage, ob das Kaiserthum von dem Papstthum unabhängig sei, nichts fest. Er suchte nur für die unbestrittenen Rechte eine Ordnung auf immer zu gründen. Mit jenen Mächten, welche nun einmal den Boden der Welt inne hatten, wollte er sich nicht wieder in einen Kampf einlassen, sondern er traf mit ihnen ein Abkommen. Ohne diese gefahrlose Stellung wäre es auch nicht möglich gewesen, in Deutschland es zu einer gewissen Ordnung zu bringen, worauf nun sein Augenmerk ging. Begnügte er sich in Italien mit Anerkennung und einigen nicht sehr bedeutenden Leistungen, so daß die Macht der Deutschen daselbst nach und nach aufhörte, so konnte er sich mit um so größerer Kraft und Energie den Angelegenheiten Deutschlands widmen. Das große Ereigniß dabei bleibt immer, daß sich Deutschland dadurch von Italien vollends sonderte. Der Kaiser Karl IV. mußte nur erst die Formen in Italien erfüllt haben, ehe er in Deutschland eine Verfassung gründen konnte, die nun auf dem Wahlrecht zum Kaiserthum, wie es eben in jener Epoche im Werden war, beruhte.

Wenn man das Wesentliche bezeichnen sollte, was aus der flüchtigen Anwesenheit Karls IV. in Italien hervortritt, so war es die Unmöglichkeit, das Kaiserthum auch nur in der Art und Weise, wie es Heinrich VII. und Ludwig der Baier versucht hatten, aufrecht zu halten. Heinrich war mit dem Papstthum seiner Zeit, Ludwig der Baier mit den popularen Tendenzen verbunden; das eine war so vergeblich wie das andere. Aber überdies lag das auch in der Natur der Sache. Wenn dann populäre Gewalten aufkamen, welche ein plebejisches Element in sich trugen, so war eine nationale Entwicklung ohne jene allgemeinen Beziehungen möglich. So wie sich die übrigen Nationen dem Papstthum, so setzte sich die italienische dem Kaiserthum entgegen. Auf den deutschen Städten zumeist beruhte die deutsche, aus der Freiheit der französischen wie italienischen entwickelten sich die französische und italienische Nationalität. Aber auch die Italiener widersetzten sich nun den päpstlichen Einflüssen von Avignon her.

Ewig merkwürdig ist es, daß gerade die Zeit der Residenz der Päpste in Avignon die Epoche war, in welcher sich die italienische Sprache bildete, und zwar zu einer Vollkommenheit und Reinheit, welche das Ideal der späteren Jahrhunderte geworden ist. Doch ist dabei nicht zu vergessen, daß einer der vornehmsten Autoren der Epoche, Francesco Petrarca, von florentinischer Herkunft, doch ebenso gut dem Hofe von Avignon angehört. Er erhielt dadurch den Antrieb, sich der allgemeinen Cultur zu widmen. Seine Werke gehören schon weit weniger der Idee des Mittelalters an, als die großen Conceptionen Dantes. Sie berühren sich in der Zeit, sind aber doch sehr verschieden. Petrarca hat durch seine classischen Studien der Wiederherstellung der Wissenschaften den Weg gebahnt, wovon

Dante weit entfernt war. Jener faßte die alte Geschichte bereits vom politischen Standpunkte. In den Händeln seiner Zeit sah er etwas den inneren Kämpfen des alten Roms Verwandtes, fast die Patricier und Plebejer. Er rief den Kaiser auf, sich den popularen Tendenzen anzuschließen. Ich habe vergeblich versucht, seinen lateinischen Gedichten Geschmack abzugewinnen. Die italienischen haben den Zauber der Empfindung und der Sprache, doch waren sie mehr ein Wiederhall der provençalischen Poesie. Man kann sie, ich möchte sagen, nur tropfenweise genießen; sonst sind sie zu schwer verständlich. Sein Verdienst besteht vornehmlich in der großen litterarischen Stellung in der Mitte der Zeit, in der Wiedererneuerung der classischen Litteratur in der italienischen, in der Erweckung des Nationalgefühls. Er bewegte sich in munterer Erzählung und in mystischem Tiefsinn, der sich schon der religiösen Opposition verbündet.

In Deutschland nun knüpfte sich an die Idee des Kaiserthums die Herstellung der allgemeinen Ordnung. Denn so lagen die Dinge der Welt doch auch nicht, daß Karl als bloßer Pfaffenkönig etwas hätte ausrichten können. Die Elemente der nationalen Selbständigkeit waren zu stark ausgesprochen, und er wußte wohl, daß er ihrer selbst bedürfe. Nach unvordenklichem Herkommen hielt der gekrönte Kaiser seinen ersten Reichstag in Nürnberg. Dort erschien Karl nun im November 1355. Die ersten Notizen darüber entnimmt man aus einem Schreiben der Sendboten von Straßburg an diese Stadt. Der Kaiser gab danach, vor allem auch den Städten, die sehr umfassende Zusicherung: Ordnung zu machen über die Münze, das Geleite, die Zölle, Friede zu Land und Wasser, und dafür zu sorgen, daß nach seinem Abgange nicht

wieder Krieg entstehe wie vor ihm: über das alles wolle er mit Fürsten, Herren und Städten zu Rathe gehen. Die geistlichen Kurfürsten waren noch nicht zugegen, kamen aber bald an. Es galt nun zunächst festzustellen, welches die Laienkurfürsten waren. Diese Frage erschien als die wichtigste und brennendste. Denn die kurfürstliche Gewalt war die einzige öffentliche Gewalt, die sich noch neben der kaiserlichen zu einer regelmäßigen Thätigkeit erhoben hatte. Eben durch die letzten Unternehmungen war sie emporgekommen. Nach den unaufhörlichen Entzweiungen der letzten Zeiten war hierüber eine feste Norm nothwendig. Waren die Wahlen nur einmüthig, so war von der päpstlichen Gewalt nicht viel zu fürchten. Jedoch waren eben die weltlichen Kurstimmen beinahe noch alle streitig: nur in den geistlichen hatte sich ein Herkommen festgesetzt.

Karl suchte nun zuerst diese Streitigkeiten zu beseitigen. Das Princip des Territoriums im Verein mit den persönlichen Verhältnissen zu dem Kaiserhause machte die Norm aus. Unter den Geschäften, die zuerst auf dem Reichstage vorgenommen wurden, war für Karl fast das wichtigste, daß die Kurfürsten, unter denen sich nun auch Ruprecht von der Pfalz, bisher sein Verweser, Rudolf von Sachsen, dem er die Anwartschaft auf Lüneburg gegeben, und Ludwig der Römer von Brandenburg befanden, ihre Willebriefe zur Vereinigung Schlesiens mit der Krone Böhmen auf ewige Zeiten gaben. Darin erschien, da Schlesien bisher zu Polen gehört hatte, eine Mehrung des Reichs. Dann pacificirte er die beiden Ruprecht von der Pfalz; der jüngere trat dem älteren seinen Anspruch ab. Die vornehmste Sache war dann noch immer der alte Groll gegen das Haus Baiern. Durch einen Vertrag von Pavia war den

wittelsbachischen Fürsten ein Wechsel in der Kurstimme zugestanden; dieser Wechsel wurde jetzt vernichtet. Nur der, welcher die eigentliche Pfalz und das Erztruchseßamt besitze, sollte das Recht der Kur haben. So hatte sich Ludwig der Aeltere, der nach Tirol ging, den Besitz der Kur vorbehalten; sie wurde jetzt Ludwig dem Römer für Brandenburg beigelegt. Das bairische Haus hatte wohl eben darum den allgemeinen Widerwillen gegen sich aufgeregt, weil es sich verschiedener Kurwürden bemächtigte. Es waren ihrer vier, die Anspruch machten. Kaiser Karl IV. gab nun demjenigen den Vorzug, der mit ihm verbündet war; daher auch Ludwig dem Römer in der Mark. So wurden die Kurwürden von Pfalz und Brandenburg fixirt und recht eigentlich territorialisirt. Zwischen Sachsen-Lauenburg und Sachsen-Wittenberg war der Unterschied, daß sich das erste bei Lebzeiten Ludwigs gegen den König Karl erklärt hatte. Aus diesem Grunde zog ihm Karl die andere Linie vor.

So stand es also nicht, daß bloß etwas ausgesprochen zu werden brauchte, was schon bestand. Es ward vielmehr mit Ueberlegung fixirt, was bisher regellos vor sich gegangen war. Oesterreich nahm wegen seiner Anwartschaft auf Böhmen das Recht in Anspruch, bei einer etwaigen Vacanz des böhmischen Thrones das Wahlrecht auszuüben; dies Recht wurde indeß für einen solchen Fall den böhmischen Ständen zugesprochen. Genug, diejenigen, welche eben die Oberhand bekommen hatten, wurden in ihrer Würde durch den Kaiser bestätigt. Es geschah im December 1355, einem dadurch für die Reichsverfassung ungemein wichtigen Moment. Man darf voraussetzen, daß besonders die Thätigkeit der Burggrafen von Nürnberg, Johann und Albrecht, dazu mitgewirkt hatte, die Sache zu-

stande zu bringen. Sie waren 1352 und 53 mit dem König Karl und seinem Bruder von Mähren in einer Entzweiung, dann aber mit ihnen in einen ewigen Bund getreten, so daß sie an allen Vortheilen, die Karl erwarb, einen gewissen Antheil hatten. Johann II., genannt der Erwerber, war mit Kaiser Karl in Rom gewesen, hatte ihm auch bei jenem Aufruhr in Pisa zur Seite gestanden und hatte dann den Landfrieden mit ihm bestätigt. Hier also fielen die Interessen des Reichs mit denen der Territorien zusammen. Auf die letzteren wurde ein für allemal das höchste Recht des Reiches fixirt.

Am 10. Januar ward nun die getroffene Abkunft aufs feierlichste verkündigt. Es ist nicht ganz so lächerlich, wie man wohl einmal gesagt hat, wenn sie mit einer Detestation der Entzweiung beginnt. Denn diese hatte bisher in der That alles in wilde Verwüstung gebracht; sie mußte gehoben werden; aber wie sie gehoben wurde, war zugleich ein Moment der Macht. Die Würde beruhte, wie es heißt: auf dem Throne der kaiserlichen Majestät, den Reichsinsignien und der Zier des Diadems — sodann: auf den Kurfürsten; aber aus kaiserlicher Machtvollkommenheit erfolgte die Verkündigung der neuen Ordnung. Sie besteht aus fünf Satzungen, jede in einer Anzahl von Capiteln. Man hat sie Carolina, später aber wegen ihres goldenen Siegels die goldene Bulle genannt.

Charakteristisch für die Zeit bleibt es immer, daß Karl die eigentliche Publication des Reichsgesetzes in der westlichen Grenzstadt, in Metz vollzog. Den dringenden Anlaß gaben ohne Zweifel die französisch-englischen Angelegenheiten, welche die unglücklichste Wendung für die Franzosen genommen hatten. König Johann von Frankreich war bei Poitiers in die Gefangenschaft der Engländer gerathen; Johann war ein

persönlicher Freund des Kaisers, aber auch mit den Engländern stand dieser gut. Der Papst und der Dauphin hatten den Kaiser gebeten, Johanns Freilassung auszuwirken, überhaupt den Frieden zu vermitteln. Der Reichstag zu Metz (Weihnachten 1356) ward unter diesen Umständen einer der prächtigsten und bedeutendsten. Der Dauphin überreichte im Namen seines gefangenen Vaters, der die Urkunde jedoch schon früher ausgefertigt hatte, die Zusage, Karl bei allen Rechten und Besitzthümern, die ihm als römischem Kaiser gehörten, zu erhalten. Er überreichte ihm zugleich eine Reliquie, einen Dorn aus der Krone Christi.

Den Kurfürsten wurden alle der Krone Böhmen ertheilten Privilegien bestätigt. Die Untheilbarkeit der Kurländer und die Geschlossenheit der Territorien auch in gerichtlicher Beziehung (das sogenannte privilegium de non evocando), außer im Falle der verweigerten Justiz, wurde hier festgesetzt. Das Recht des Verbrechens der beleidigten Majestät wurde auch auf die Kurfürsten übertragen, die überhaupt damals definitiv ihre bevorzugte Stellung erlangten. Karl selbst bezeichnet sie als die sieben strahlenden Leuchter. Er gab ihnen auch Antheil an der Regierung, wie es im 12. Capitel heißt: um zu handeln über das Wohl des Reiches selbst und des Erdkreises sollen sie sich alle Jahr einmal versammeln. Außerdem wurde ihnen das Recht, Reichslehen und Allodien an sich zu bringen, bestätigt. Was nun aber in unseren Augen das wichtigste, ist, daß der von der Mehrheit der Kurfürsten Erwählte sofort die kaiserlichen Rechte ausüben soll. Dann wurde verordnet, wie es mit dem Reichsvicariate gehalten werden sollte, und zwar wurde festgesetzt, daß das Recht desselben in den Ländern fränkischen Rechts an die Pfalz, in den Ländern sächsischen

Rechts an Sachsen kommen sollte. Und nun ward die goldene Bulle (Weihnachten 1356) feierlich zu Metz publicirt. Es war eigentlich eine Fixirung der kurfürstlichen Rechte, eine Uebertragung eines Theils der kaiserlichen Prärogative an die Kurfürsten, eine Mittheilung des kaiserlichen Rechtes an die Fürsten und eine Entfernung des römischen Einflusses. Innocenz VI. hat dagegen remonstrirt, aber da man ihn aufforderte, erst die gegen Heinrich VII. und Ludwig den Baiern erlassenen Extravaganzen aus den Decretalen abzuschaffen, so regte er sich nicht weiter. Daß der Widerspruch zwischen Papstthum und Reich fortbestand, liegt am Tage.

Darauf gründete sich nun die merkwürdig abweichende Verfassung, welche Deutschland empfing. Die Stände wurden nicht getrennt wie in Frankreich, doch wurden auch nicht geistliche und weltliche Herren sämmtlich in Einer Versammlung vereinigt wie in England; sondern da das Recht der Wahl die vornehmste Prärogative des Fürstenthums war, diese aber von einer so zahlreichen Versammlung nicht gut ausgeübt werden konnte, so war es von der größten Bedeutung, daß sie nur auf gewisse, wenngleich zumtheil kleinere Fürstenthümer fixirt wurde, so daß nur sieben von allen Fürsten die höchste Prärogative, die Wahl und die Theilnahme an der Regierung, ausübten. Dann erst folgten die anderen, welche jenen an Geburt und Würde — wie z. B. die Erzbischöfe von Salzburg und Magdeburg — gleich, an Macht oft überlegen waren, aber zusammen eine andere Versammlung bildeten, welche später hauptsächlich die legislativen Rechte ausübte. Schon im Jahre 1344 hatte Ludwig der Baier zu dieser Versammlung auch die Städte herbeigezogen, aber zur Bildung eines Unterhauses kam es in Deutschland trotzdem nicht. Der

niedere Adel war so gut wie gar nicht repräsentirt. Das Recht der Steuerbewilligung war immer streitig. Demnach beruhte die Einheit der Versammlung auf den Fürsten, besonders auf den Kurfürsten.

Es leuchtet ein, daß die goldene Bulle nach allen Seiten hin von hoher politischer Bedeutung und des Kaiserthums würdig ist. Die Idee des Reiches wirkte noch einmal auf die feste Anordnung der inneren Zustände zurück. Die vornehmsten Fürsten des Reiches kamen gleichsam zur Theilnahme an der kaiserlichen Macht empor. Papst Innocenz VI. war sehr gegen die Beschränkung der päpstlichen Gerechtsame; in den nächsten Jahren hat er die geistlichen und weltlichen Fürsten zu gewinnen gesucht; man sprach schon wieder von einem Gegenkönig. Aber Karl IV. wußte die mit dem Papst Verbundenen zu gewinnen oder zu überwältigen.

Nachdem so auf dem Reichstage von Metz die Ordnung der inneren Angelegenheiten des Reiches begründet war, wurde auf das prächtigste Hof gehalten. Die drei geistlichen Kurfürsten standen mit ihren Siegeln vor der kaiserlichen Tafel. Der Kurfürst von Sachsen brachte in einem silbernen Maß Hafer für die Pferde und wies den Gästen den Platz an. Der Kurfürst von Brandenburg brachte das Wasser in einem goldenen Handbecken, der Kurfürst von der Pfalz setzte die erste Speise in goldener Schüssel auf den Tisch. Das Erzschenkenamt ward von dem Bruder des Kaisers, Wenzeslaus von Brabant, verwaltet. Mit lautem Jägergeschrei erschienen die Jägermeister, der Markgraf von Meißen und der Graf von Schwarzburg, und legten einen Hirsch und einen Eber vor des Kaisers Tafel nieder.

Nachdem diese Dinge soweit gebracht worden, sorgte

Karl IV. hauptsächlich für seine Erblande; denn wie alle bisherigen Kaiser, so hatte auch er, ja fast mehr noch als seine Vorgänger, seinen Sinn auf die Erwerbung einer großen Hausmacht gerichtet. Hauptsächlich suchte er nun, sich in Böhmen auf das beste einzurichten. Wenn man fragt, was ihm Böhmen so werth machte, so war es nicht allein die große Fruchtbarkeit des Landes, sondern gewiß auch der Segen der Bergwerke. Zu Eule waren Goldgänge. An Ertrag gaben sie in einem Vierteljahr im Jahre 1363 bei 50 000 rothe Goldgulden. Das Kuttenberger Silberbergwerk wird besonders 1368 als sehr ergiebig geschildert. Daher kam denn, daß Karl bei allen Streitigkeiten das alles ausgleichende Geld in die Wagschale legen konnte. Auf jede Weise vergrößerte er nun dies sein Böhmen. Schon sein Vater hatte den Egerschen Kreis und die Oberlausitz erworben. Er befestigte diesen Besitz. Er wußte seinen Vetter von der Pfalz dahin zu bringen, ihm die Oberpfalz einzuräumen. In unaufhörlichen Verhandlungen über dieses so große Object ist er begriffen. Dem Grafen von Schwarzenberg handelt er Hoyerswerda, dem Landgrafen von Leuchtenberg Pegnitz ab. Die Hauptsache ist, daß es ihm, wie berührt, gelingt, auch Schlesien, das sich innerlich längst von Polen abgesondert hatte, zuletzt im Jahr 1369 auch Schweidnitz und Jauer, an sich zu bringen und hiermit Brandenburg zu vereinigen.

Die Erwerbung der Mark beruhte auf jener in dem bairischen Hause eingerissenen Entzweiung, die Karl IV. dazu benutzte, die Markgrafen von Brandenburg, Ludwig den Römer und Otto, an sich zu ziehen. Da diese durch ihren Bruder Stephan von Niederbaiern, einen der Gegner Karls, in ihrem Erbrechte auf Oberbaiern verkürzt wurden, so schlossen sie

1363 mit dem Kaiser einen Erbvertrag, dem zufolge der Sohn Karls, Wenzel, sogleich als Markgraf anerkannt wurde. 1364 bereits starb Ludwig; Otto vermählte sich mit einer Tochter Karls. Im Jahre 1370 trat jedoch um dieser ehelichen Verhältnisse wegen ein Mißverständniß ein: Otto neigte sich wieder seinem Vetter von Baiern zu. Karl eilte 1370 herbei. Damals baute er die Feste zu Fürstenberg an der Oder und zwang Otto, den Vertrag zu erneuern. 1371 kam es, da Otto bairische Mannschaft in der Mark aufgenommen und die Stände seinem Neffen Friedrich hatte huldigen lassen, zu einem neuen Kriege, der jedoch zu einem allgemein vereinbarten Waffenstillstand führte. Nach Ablauf desselben brach zugleich eine Fehde gegen Friedrich von Baiern, in welcher dieser zurückgewiesen wurde, und ein Kampf in der Mark aus, in dem Otto, geschlagen ward. Er mußte sich zu einem dritten Vertrage (August 1373) bequemen, in welchem Otto und Friedrich auf den Besitz der Mark Verzicht leisteten. Dem Markgrafen Otto, der sich jetzt wieder Herzog schrieb, wurden sehr ansehnliche Abtretungen in der Oberpfalz und Geldentschädigungen zutheil.

Für das Land war es ein Glück, daß es aus der Verwilderung unter dem entzweiten Baiern unter die Autorität des Kaisers gelangte. Die Stände selbst sollen die Vereinigung mit Böhmen gewünscht haben, die nun 1374 in aller Form ausgesprochen wurde. Karl IV. kam selbst nach Tangermünde. Durch die Verbindung der Mark, Schlesiens und der Lausitz mit Böhmen gab er nun dieser Krone an sich eine hohe Bedeutung. Er erwarb dergestalt ein ungemein ausgebreitetes Gebiet, welches das Besondere hat, daß es aus lauter slavisch-germanischen Ländern besteht. Er war weit entfernt davon, dasselbe, wie frühere Kaiser, wie noch Rudolf von Habsburg

gethan, zu Lehen zu geben, verwaltete es vielmehr mit großer Sorgfalt selber. Es ist keine Frage, daß diese Herrschaft eines deutschen Königs die weitere Germanisirung mehrerer erst in dem letzten Jahrhundert erworbener Provinzen, hauptsächlich aber den Anschluß Böhmens an die europäischen Ideen mächtig begünstigte.

Eine der größten Handlungen Karls IV. ist es, daß er die Universität Prag stiftete, die erste große wissenschaftliche Anstalt diesseits der Alpen, welche 1348 bestätigt, aber erst 1366 eingerichtet wurde. Sie war nach vier Nationen — der böhmischen, polnischen, sächsischen, bairischen — eingetheilt; die bairische Nation umfaßte Franken und Schwaben, die sächsische zugleich Schweden und Dänen. Diese Universität ward Muster und Mutter für andere, zumal im eigentlichen Deutschland. Viele Gelehrte weilten überdies an Karls Hofe selbst. Seine Zeit war in hervorragendem Maße ein Jahrhundert der Bauten. Die Moldaubrücke und die Festung von Prag sind von ihm angelegt, mehrere Kirchen, wie St. Veit in Prag, die auf dem Oybin bei Zittau, eine Kirche in Tangermünde, eine andere in Breslau von ihm gebaut. Ueberhaupt tritt bei ihm die Fürsorge für das Aufblühen der katholischen Religion besonders hervor. Sein vornehmster und liebster Aufenthaltsort war Prag. Er baute dort Schloß und Kapelle — die Wände mit poliertem Jaspis ausgeziert — und gründete das Domstift, um Gelehrte anzusiedeln. Auch für die heitere Seite des Lebens besaß er Sinn. Er soll der erste gewesen sein, der Frauen in die Gesellschaft brachte und sie dadurch belebte. Aber zugleich saß er auch selbst zu Gericht, um den Winkelzügen der Rechtsgelehrten ein Ende zu machen. Es war in ihm eine gesetzgeberische Ader. In Böhmen ver-

kündigt er die Majestas Carolina, ein Gesetzbuch, in welchem er zugleich die königliche Macht in Böhmen befestigt und das altböhmische Verfahren durch Elemente des kanonischen und römischen Rechtes durchbricht. An die Stelle der rechtsprechenden Barone traten Doctoren des Rechts.

Eins seiner Hauptaugenmerke war ein ausgebreiteter Handel. Er dachte Prag zu einem großen mitteleuropäischen Emporium zu erheben. Die Venetianer brachten dahin durch Vermittelung der Nürnberger die levantinischen und italienischen Waaren. Die Moldau ließ er reinigen, um durch sie und die Elbe in einen unmittelbaren Bezug zu Hamburg zu kommen. Er ernannte aus diesem Grunde in Magdeburg bloß ganz ergebene, zum Theil aus Böhmen gebürtige Erzbischöfe, welche ihn dabei unterstützten. So suchte er auch die Oder, von der er einen großen Theil beherrschte, vollkommen schiffbar zu machen. In Havelberg und Tangermünde wurden Schiffe gebaut; und wäre es ihm mit seinem Plan, die Hansa unter seine Direction zu bringen, gelungen, so würde er den ganzen Handel in Nord- und Ostsee beherrscht haben. Der Brief eines Augenzeugen schildert ihn, wie er in Mittenwalde Böhmen und Märker vereinigt, Festungen anlegt, verpfändete Güter zurückkauft, und wie ihm alles nach Wunsch gelingt. Ein merkwürdiges Zeugniß seines Eifers ist das Landbuch der Mark. Er verknüpfte die kleinen Interessen auf das glücklichste mit den großen. Karl IV. beschäftigte sich viel mit der Geschichte seines Landes und seiner eigenen. Der Commentar über sein eigenes Leben, tagebuchartige Memoiren, die bis 1346 reichen, ist überaus unterrichtend. Auf seine Aufforderung verfaßte der italienische Reisende Johann von Marignola eine böhmische Geschichte, die jedoch, ohne Kunde

der Sprache und der Quellen geschrieben, von einem ganz allgemeinen Standpunkte aufgefaßt, niemand befriedigt. Bei weitem besser entsprach Karls Absicht Pulkawa, von dem eine lateinische und eine böhmische Chronik zustande gebracht wurden, die seitdem ein Grundwerk für böhmische Geschichte geworden sind. Der Kaiser brachte selbst die Chroniken zusammen. Leider ist dabei die brandenburgische, die er ebenfalls herbeischaffte, verloren gegangen.

Im ganzen wird man sich wohl dem Urtheil des alten Pelzel anschließen dürfen, der im gemäßigten Geiste der josephinischen Epoche mit Vorliebe und Fleiß die Geschichte Karls IV. bearbeitet hat: daß dieser unter allen Menschen, die jemals in Böhmen geboren worden, ohne Zweifel als der wichtigste und größte Mann zu betrachten sei. Die Verdienste Karls IV. um das Reich möchten in drei Punkten bestehen: in der Festsetzung der Unabhängigkeit von dem Papstthum und der Ordnung der Wahl, was zugleich einen Vorrang der Kurfürsten, als der immerwährenden Repräsentanten des Reiches, in sich schließt; — in der Stiftung der Universität, welche den Beginn der geistigen Unabhängigkeit der Nation, die sonst von der Theologie zu Paris beherrscht worden wäre, bezeichnet; — endlich in den merkantilen Einrichtungen, Flußschiffahrt u. s. w., welche das östliche Deutschland in inneren Zusammenhang brachten. Alles ist sein eigenes Interesse, das Interesse von Böhmen und Luxemburg, aber zugleich das Interesse von Deutschland.

Karl IV. war ein Mann von Studien und Gelehrsamkeit, nicht ohne einen gewissen Tiefsinn. Er erzählt in seinem Leben, wie er durch Visionen von aller Unzucht abgehalten worden sei; er glaubt, künftige Dinge im Traum vorhergesehen

zu haben. Vielleicht hat diese Richtung ihn davon abgehalten, sich so entschieden wie die anderen der Welt und dem Kriege hinzugeben. Die Verschwendung seines Vaters hatte ihn den Werth des Geldes kennen gelehrt; zugleich sah er aus der Verwaltung von Böhmen, wo bei seinem Regierungsantritt nicht ein einziges Schloß unverpfändet gewesen war, wohin eine Wirthschaft dieser Art führe, und als ganz junger Mensch schon schickte er sich an, diese zu verbessern. Er verstand die verschiedensten Sprachen: Französisch, Italienisch, Lateinisch, Böhmisch, Polnisch und Deutsch. Bei aller Neigung zum Tiefsinn war er bedächtig und nüchtern. Er wußte, was sich in der Welt ausrichten lasse, und was nicht.

Viertes Capitel.

England und Frankreich im vierzehnten Jahrhundert.

Wenn es ein Ergebniß der Eroberung Englands durch die Normannen war, daß dies Reich auf das engste in die continentalen Angelegenheiten, namentlich die französischen, verflochten wurde, so gehörte es zur Existenz von England, daß es dieselben beherrschte oder sich von ihnen befreite. Ewig denkwürdig ist es nun, daß die parlamentarische Verfassung, ebenso wie die politische Selbständigkeit und das Nationalgefühl in England, sich im Gegensatz gegen das Papstthum entwickelt hat. In den Verwicklungen, welche die Bestrebungen einer universalen Herrschaft unter Innocenz III. hervorriefen, ist die Magna Charta entsprungen, als Johann ohne Land, der die Gewaltsamkeit der alten normännischen Könige in voller Schärfe ausübte, zugleich im Felde unterlag und sich der Oberherrlichkeit des Papstes unterwarf. Es war eigentlich gegen diese Verbindung zwischen Papst und König, daß sich die Barone und die Hauptstadt erhoben und dem König am 15. Juni 1215 die Magna Charta abzwangen. Ihr Charakter besteht in der Verbindung der Idee altgermanischer Freiheit mit feudalistischer Opposition, wie sie sich seitdem in England ausgebildet hatte. Von einem eigentlichen Gegensatz gegen

Frankreich war dabei noch nicht die Rede; vielmehr beruhte die Erneuerung der Magna Charta in einer mit dem Königthum vereinbarten Form, bei welcher von der Steuerbewilligung nichts erwähnt wird, auf einer Verbindung der Barone mit einem französischen Prätendenten.

Nun folgte aber die engste Verbindung der Krone mit dem Papstthum unter Innocenz IV., der die Oberherrschaft des Papstthums, gegen welche die Engländer remonstrirten, doch auf das stärkste in Anspruch nahm. Wie erwähnt, England war das erste Land, auf dessen Beistand die Päpste in ihrem Kampfe gegen Neapel zählten. Des Königs, Heinrichs III., waren sie sicher. Er ging auf jenen Vertrag ein, durch welchen Neapel an einen englischen Prinzen gelangen sollte. Er gehörte auch durch seine provençalische Verwandtschaft der Combination an, aus welcher später Karl von Anjou hervorging. Als nun im Jahre 1257 auf Grund jenes Vertrages, der von England starke Geldleistungen forderte, Emissäre der Curie zur Erhebung päpstlicher Collecten ermächtigt wurden, erhob sich der Sturm. Der insulare Geist von England regte sich zum erstenmale gewaltig. Die Fremden wurden verjagt. Zugleich aber trat dem König ein Ausschuß der Barone zur Seite, der seine Macht nicht allein factisch, sondern nun auch formell beschränkte.

In den Provisionen von Oxford wurde festgesetzt, daß ein von den Großen gewählter Ausschuß dem Könige zur Seite treten solle. Neben dem Begriff der Krone erscheint der des Königreichs oder der Communität von England. Noch durch ein anderes Element aber mußte diese repräsentirt werden, als durch den hohen Adel allein. Der Papst und der König von Frankreich waren für die Machtvollkommenheit des Königs.

Um ihnen widerstehen zu können, entschloß sich Simon von Montfort, der den Namen eines Protectors im Reiche führte, die Städte in das Parlament zu berufen. Wahrscheinlich hat er das Beispiel von dem Reiche Aragon, wo seine Familie viel verkehrte, herübergenommen. Eine englische Erfindung war es also nicht; der Gedanke entsprang aus dem Zusammenhang mit dem südlichen Europa. Aber in England gewann diese Einrichtung nun eine eigenthümliche Form, zumal da sie den insularen Geist repräsentirte, und schlug auf das tiefste Wurzel. Zunächst zwar kam es zu einem inneren Kriege und zum Sturze Montforts; aber die Sache selbst behauptete sich. In dem Statut von 1267 heißt es: dies sei gegeben worden durch die Berufung der angesehenen Männer des Reiches, größerer und kleinerer. Früher war alles durch den Rath des Königs angeordnet worden, das bedeutende in der Epoche Montforts ist, daß nun ein gewählter Ausschuß, mit bürgerlichen Elementen vereinigt, sich dem Könige zurseite setzte. Doch war der Kreis seiner Befugnisse noch lange nicht gezogen.

Da traten nun die Kriege Eduards I. hinzu, deren oben bei der Geschichte des Papstes Bonifaz Erwähnung geschehen ist. In den stets wachsenden Bedürfnissen der Krone fand es der König rathsam, die Abgeordneten der Grafschaften und der Städte zusammenzurufen, zunächst in den Kämpfen gegen Wales. Nur waren diese jetzt nicht mehr geneigt, ihm in den flandrischen Krieg auf das Festland zu folgen. Im Jahre 1297 setzten sich weltliche und geistliche Herren Eduard entgegen und stellten ihre Forderungen systematischer auf. Wir erwähnten, daß sich der König zugleich zum Herrn in Schottland zu machen gedachte. In dem Gedränge, in das er durch den Krieg mit Frankreich und den Aufstand in Schottland

gerieth, hat er dann wirklich das Zugeständniß gemacht, fortan keine neue Steuern auflegen zu wollen — die alten behielt er sich vor — noch auch einen Zoll ohne Bewilligung der Stände. Man hat davon zwei Texte, von denen der lateinische der unumwundenste ist: kein Tallagium oder Hülfsgeld soll aufgelegt werden ohne die gemeinsame Zustimmung der Bischöfe und der anderen freien Leute. Der Feldzug gegen Schottland ward hierauf glücklich ausgeführt; im Jahre 1299 wurde der König, wiewohl nicht ohne Widerstreben, bewogen, das Zugeständniß zu erneuern. Die zugleich gegen das Papstthum gerichtete Tragweite dieser Vereinbarung erkennt man darin, daß der Papst die Oberherrschaft in Schottland selbst in Anspruch nahm.

Zunächst geschah nun unter der schwachen Regierung Eduards II., daß diese ständische Gewalt einen Anlauf nahm, bei dem das Königthum nicht hätte bestehen können; aber auch der König fand Unterstützung. Im Jahre 1323 wurde festgesetzt, daß nichts Gesetz sein sollte, als was durch den König mit Beistimmung der Prälaten, der Barone und der Gemeinheit des Reiches bestimmt werde. Für die gesetzgebende Gewalt wurde hiedurch eine Grundlage gewonnen: es ist der Ursprung der constitutionellen parlamentarischen Verfassung; sie entstand dadurch, daß auch das Königthum in seinem Rechte behauptet wurde. Wenn nun auch in Frankreich allerdings der König sich entschlossen hatte, die Stände im Gegensatz zum Papstthum aufzurufen, so war das doch nur ein einseitiges Zugeständniß. In England trat die Bewegung viel nachhaltiger und kräftiger auf. Eduard II. erlag 1327 einem neuen Anfall der Barone, wurde abgesetzt und umgebracht; seinem Sohne blieb es überlassen, das System durchzuführen.

Da begab es sich nun, daß eine große genealogische Verflechtung eintrat.

Die gerade Succession der Kapetinger auf dem französischen Thron brach mit Karl IV., der durch Papst Johann XXII. selbst zum deutschen Kaiser bestimmt war, im Jahre 1328 ab. Zwei Prätendenten traten auf: Eduard III., König von England, Enkel Philipps des Schönen durch dessen Tochter Isabella, und Philipp VI., Brudersohn desselben, Sohn jenes Grafen Karl von Valois, dem wir in den toscanischen Wirren zu Anfang des Jahrhunderts begegnet sind. Das Recht der Thronfolge war noch nicht ganz festgestellt. Für Philipp brachte man das salische Gesetz zum Vorschein, aber die Frage war, ob sich dies auf die französische Krone anwenden lasse. Juridisch betrachtet war die Sache sehr zweifelhaft; denn in den meisten europäischen Reichen galt die Erbfolge durch Frauen; und so lange die Idee der abendländischen Christenheit vorwaltete, lag die Möglichkeit einer Combination zweier Kronen in der Natur der Sache. Wäre England noch vollkommen romanisch gewesen, so hätte es auch jetzt dahin kommen können: mit einem romanischen absoluten Regiment konnte man sich in Frankreich vertragen; nicht aber, sobald die Stände der englischen Nation Antheil an der Regierung nahmen, wenngleich diese in der Hauptsache noch in den Händen des Königs blieb. Mit einem Wort: die Großen von Frankreich sahen jetzt in dem Könige von England den Fremden; ihr Grund war ein politischer: sie wollten sich dem Regiment der Engländer nicht unterwerfen. Die Trennung der Nationalitäten, wie zwischen Deutschland und Italien, trat auch hier in den Vordergrund.

Die Sache gewann aber noch einen ernsteren Charakter

dadurch, daß das englische Parlament 1337 den König Eduard III. aufforderte, das Recht, das er durch seine Mutter auf den französischen Thron habe, zur Geltung zu bringen. Daß es auf eine förmliche Eroberung von Frankreich abgesehen war, läßt sich nicht wohl denken; aber die französische Macht war durch die Verbindung mit dem Papstthum in Avignon so stark geworden, daß man einen Widerstand gegen dieselbe sehr rathsam fand. Und da trat nun noch ein anderes Moment, das der politischen Verfassung, der ständischen Gegensätze, bedeutend hervor. König Eduard ward durch die flandrischen Städte, die noch zu Frankreich gehörten, aufgefordert, den Krieg zu unternehmen. Wir verstehen es nun besser, was es sagen wollte, daß Ludwig der Baier, der Freund des Bürgerthums, mit Eduard in Verbindung trat. Es entsprach den Tendenzen, die er vertrat, wenn die Kurfürsten sich im Jahre 1338 zu jenem Beschluß von Rense vereinigten. Diese Kriege waren, wie man sieht, von höchster Wichtigkeit und universaler Bedeutung.

Eduard III. war leutselig und populär — wer ihn gesehen hatte, glaubte, es könne ihm den Tag kein Unglück widerfahren — aber dabei tapfer und beherzt: man sah ihn niemals erbleichen oder in der Gefahr die Miene verändern. Wenn er jetzt den Krieg, zunächst allein seines Erbes wegen, unternahm, so lag darin dennoch zugleich ein anderes, populäres Interesse. Zuerst erschien er in Flandern, 1339, wo er sich mit der Macht der Handwerker, die damals in den Städten gewaltig emporkamen, verbündet hatte; dann in der Bretagne, welche Philipp seinem Bruder verliehen hatte. Doch gingen die Heere auseinander, ohne etwas ausgeführt zu haben. Im Jahre 1346 aber kam es zur Entscheidung. König Eduard zog

nach der Normandie, wo er eine unermeßliche Beute machte. Als ihm König Philipp entgegenrückte, hielt er bei Crecy still. Hier, sagte er, sei das Erbtheil seiner Mutter: hier wolle er den Feind erwarten. Am 26. August 1346 griffen ihn die Franzosen mit gewohntem Ungestüm an. Ruhig, ohne sich zu rühren, erwartete sie der Prinz von Wales: es ist Eduard, der schwarze Prinz, der hier zuerst seinen Kriegsruhm begründete. Die englischen Bogenschützen schossen richtig und geschwind. Unermüdlich, aber hastig und etwas unordentlich, griff die französische Ritterschaft an, ward aber vollkommen geschlagen. König Johann von Böhmen kam in der Schlacht um. Die Engländer nahmen Calais in Besitz. Sie kämpften damals zugleich mit Schottland. König David Bruce gerieth im nämlichen Jahre 1346 in ihre Gefangenschaft. Eine Zeitlang bedurften jedoch die Engländer trotz ihrer Siege der Erholung; als ein besonderes Motiv, den mit Frankreich geschlossenen Stillstand mehrmals zu verlängern, läßt sich zugleich die furchtbare Pestepidemie jener Jahre, der sogenannte schwarze Tod, ansehen.

Erst als König Johann II. der Gute (1350—1364), ein alter Freund und Vertrauter des Luxemburgers Karl IV., den französischen Thron bestieg, bot sich Eduard eine gute Gelegenheit dar, den Krieg zu erneuern. Von Karl IV. konnten sich die Franzosen keine Hülfe versprechen: eine seiner politisch besonnenen Handlungen war, daß er sich mit England in jene Verhandlungen einließ, die sogar eine eventuelle Bundesgenossenschaft involvirten, sobald nämlich Frankreich das deutsche Reich verletze. Dagegen fand Eduard seinerseits in Frankreich selbst einen Bundesgenossen. Karl II. von Navarra, von dem man sagte, er habe seine Laster nie mit einer Tugend befleckt,

erregte dem König Johann so viel unruhige Bewegungen, daß dieser ihn endlich gefangen setzte. Oft hatte Johann dem König Eduard angetragen, ihre Zwistigkeiten durch einen Zweikampf zu entscheiden; aber Eduard zog es vor, sich der hierüber entstehenden Unruhen zu bedienen, und unternahm nun einen neuen Zug nach Frankreich. Anfangs schien es ganz unglücklich damit zu gehen. Schon erbot sich der schwarze Prinz, der sich von allen Seiten eingeschlossen sah, seine Eroberungen sämmtlich wieder herauszugeben, wenn man ihn frei hinwegziehen lasse. Aber die Franzosen schlugen alles ab. Der Prinz faßte Muth. Bei Poitiers wurden dann die Franzosen von den Engländern überwunden; der König selbst ward gefangen genommen (19. September 1356). Diese Niederlage aber hatte zugleich eine merkwürdige Folge für die innere Politik Frankreichs.

Auch hier hatten die Stände durch die Theilnahme am Kriege Rechte und noch mehr Ansprüche erworben. Im Jahre 1343 bewilligten sie eine Steuer, welche schon drückend war, wogegen der König gute Münze zu prägen versprach. Im Jahre 1346 versprach er noch weitere Reformen; die ganze Versammlung dauerte nur einen Tag. Noch mehr und Widersprechendes wurde ihnen 1351 zugesagt. Im Jahre 1355 erlangten sie bereits das Recht, daß man ihnen Rechnung ablegen solle. Die unglückliche Führung des Krieges, die man dem Dauphin Karl Schuld gab, und der Untergang so vieler vornehmer Edelleute brachten nun im Jahre 1357 eine Bewegung hervor, die für den Moment einen Umsturz der altfranzösischen Verfassung in sich schloß. Die den Ständen gegebenen Zusagen waren im Getümmel der Waffen nicht erfüllt, die Beschwerden immer lebendiger, sowie begründeter

geworden. Unmittelbar nach der Schlacht von Poitiers waren die Stände der nördlichen Provinzen in Paris, die der südlichen in Toulouse zusammengetreten. Die letzteren bewilligten aufs neue Geld und Truppen. Die ersteren, in die nun wirklich etwas von dem Geiste der flandrischen Communen gekommen war, traten mit Forderungen auf, die so stark waren, wie sie nur jemals von Ständen gemacht worden sind. Es waren 800 Deputirte beisammen. Adel und Geistlichkeit waren in Folge der Schlacht nur schwach repräsentirt. In ihrer Remonstranz oder der von dem Dauphin unterschriebenen Ordonnanz finden sich die folgenden Punkte: sie wollen die für ein Heer von 30 000 Mann nöthigen Gelder bewilligen; aber ständische Beamte sollen nicht allein die Erhebung, sondern auch die Auszahlung des Geldes besorgen. Die Stände sollen auf einen bestimmten Tag sich versammeln können, wenn sie auch nicht berufen werden. In der Zwischenzeit soll ein ständischer Ausschuß Antheil an der Regierung haben; ohne diesen soll kein Stillstand gemacht werden können. Für die Umgebung des Königs nicht allein, sondern für die Parlamente werden strenge, oftmals beleidigende Vermuthungen einschließende Anordnungen getroffen.

Der Fortsetzer des Wilhelm von Nangis versichert, daß die allgemeine Verwirrung, die hierauf folgte, hauptsächlich durch die Trennung des Adels von den Bürgern und der Geistlichkeit veranlaßt worden sei. Der Adel habe sich auf das Land begeben und gräßliche Verwüstungen über die Dörfer ergehen lassen. Nicht allein Bauern, sondern auch Mönche und Nonnen seien nach Paris geflüchtet. Hierauf habe Stephan Marcel, der Prevost der Pariser Kaufleute, den Gedanken gefaßt, da der Dauphin in seiner Regierung nichts ändere, sich an seine

Räthe zu halten. Mit einem Gefolge in blaurothen Kapuzen sei er nach dem Palast gesprengt. Da habe die Menge zwei Marschälle von Frankreich vor den Augen des Dauphins umgebracht und einen anderen seiner Räthe auf der Flucht getödtet. Es gab Scenen, wie in der großen Revolution. Als Führer der Communen trat der König von Navarra auf. Wir finden ihn in Amiens und Rouen ebenso freudig empfangen, wie in Paris. Nachdem der Dauphin sich bequemt hatte, Frieden mit ihm zu machen, war nämlich die Entzweiung doch bald von neuem ausgebrochen, weil nicht alle Edelleute die dem König von Navarra entrissenen und ihnen überlassenen Güter wieder herausgeben wollten. Der Dauphin, den die empörte Hauptstadt zum Regenten ernannt hatte, um durch ihn zu herrschen, ergriff die erste Gelegenheit, um sich in die Provinzen zu retten. Auch hier jedoch begegnete er zunächst der gewaltsamsten Umwälzung.

Wie der Aufruhr Marcels an die hauptstädtische Revolution von 1789 anlautet, so die Jacquerie an alles, was im Lande darauf folgte. Im Sommer 1358 brach im nördlichen Frankreich der Aufstand der Jacquerie aus — Jacques ist der französische Michel —, so wild und so blutig wie irgend ein Bauernaufruhr, bei welchem man glaubte, den Adel der ganzen Welt vernichten zu können. Einer des Namens Callet stellte sich an die Spitze. Zwischen den Feinden des Landes und dem Adel, der es nicht vertheidigte, erhoben sich die geplagten Bauern. Froissart will die Gräuel nicht aufzählen, die sie begingen; was er erzählt, ist gräßlich genug: nie seien, sagt er, zwischen Saracenen und Christen ähnliche Unthaten vorgefallen. Bei Amiens und Corbie wurden 60 Schlösser gestürmt. Damals aber wanderten die Edelleute

nicht aus; sie bekamen Zuzug aus der Nachbarschaft, sowie aus der Ferne, sonderbarer Weise auch von solchen, die soeben noch in Preußen gegen die Schamaiten gekämpft hatten. Gesammelt lieferten sie der Jacquerie eine Schlacht bei Meaux (9. Juni 1358), welche sie vernichtete und die Macht des Adels neu begründete.

Und hierauf ließ sich auch in Paris die Ordnung wiederherstellen. Frankreich hing damals noch zu wenig von seiner Hauptstadt ab; die Provinzen, selbst untereinander noch ohne weitgehende Gemeinschaft, von besonderem Leben erfüllt, mochten von einem demokratisch organisirten Paris keine Gesetze annehmen. Von dem siegreichen Adel geleitet, fand der Regent in kurzem auch dort wieder Eingang. In dem letzten Tumult ward Marcel von einem seiner früheren Anhänger erschlagen. Das freilich war unmöglich, unter solchen Umständen die Engländer wieder aus dem Lande zu jagen. Im Frieden zu Bretigny mußten Eduard III. gegen den Verzicht auf die Krone Calais und Ponthieu, Poitou, Guyenne und Gascogne als freie Gebiete überlassen werden.

Als der Dauphin jedoch selbst zur Regierung gekommen war (1364—1380), unternahm er es, aufs neue den Engländern entgegenzutreten. Es ist Karl V., genannt der Weise, ein blasser, magerer, kranker Mann, der in den Jahren männlicher Kraft einen baldigen Tod voraussah und nicht selber in den Krieg zog — er hätte das Schlachtschwert nicht heben können —, der sich aber eine ruhige Weisheit, welche sich in sinnvollen Sprüchen ausdrückt, und eine vorsichtige Schonung anderer angeeignet hatte. Karl V. scheint eine entschiedene Stütze an Papst Urban V. besessen zu haben, der eben in diesen Jahren den Anspruch der Curie auf die Oberhoheit in England und

die Zahlung eines Zinses wieder erneuerte. Eduard legte die Forderung dem Parlamente vor, in welchem dann die weltlichen Stände sich mit großer Energie dagegen aussprachen und dem Papste ihren offenen Widerstand ankündigten. Auch in dieser Epoche hatten die Engländer zunächst ohne Zweifel noch das Uebergewicht. Eduard III. war im besten Vernehmen mit seinem Parlamente, dessen Bewilligung er mit großen Concessionen erwiderte. Da warf eine spanische Verwicklung aufs neue alles um.

König Alfons XI. von Castilien, einer der kräftigsten Könige, Sohn Ferdinands IV., dem nach dem Tode Alfonsos X. in dem entstandenen Streit um die Erbfolge die Krone geblieben war, führte den Krieg gegen die afrikanischen Mauren, namentlich gegen Abul Hassan von Marokko, mit großer Anstrengung. Der König von Aragon, Peter IV., und der von Portugal, Alfonso IV., standen ihm zur Seite. So waren auf der anderen Seite Granada und Marokko verbunden. Am 30. October 1340 erfochten die christlichen Könige einen großen Sieg am Salado. Man giebt die Saracenen auf 400 000 Mann an, von denen 200 000 geblieben sein sollen. Ungeheuer war die Beute; man erzählt, daß der erbeuteten Schätze so viel gewesen, daß der Werth des Geldes dadurch auf ein Sechstel gefallen sei. Alfonso eroberte Algeziras. Die Stände verwilligten ihm die Alcavala.

Nachdem man aber die großen Siege erfochten, wurden die Länder durch innere Entzweiungen zerfleischt. Alfonso IV. von Portugal ließ die Geliebte seines Sohnes, Inez de Castro, an welche sich die Castilianer anschlossen, von der man meinte, sie werde im Lande allzu mächtig werden, hinrichten. Dann wollte er nicht Wort haben, daß er es befohlen hätte. Daraus

folgte, daß Pedro I., als er zum Throne gelangt war (1357 bis 1367), die Anstifter der That auf das grausamste verfolgte. Uebrigens hinterließ er seinem Sohne Ferdinand (bis 1383) ein blühendes Land und einen gefüllten Schatz. Auch hier blühte Landbau und Handel. Lissabon erhob sich zu einer Metropole des Verkehrs, wo jedes Volk seine Herbergen und Häuser hatte, so daß die Weltentdeckung von hier ausgehen konnte. So war Barcelona in Catalonien die Mutter des Seerechts. In Aragon bildete sich eine Verfassung aus, welche dem Volke sogar das Recht des Widerstandes vindicirte.

Dagegen kam es in Castilien zu den wildesten inneren Kriegen. Eine Art von Tigernatur zeigte Peter der Grausame, Sohn Alfonsos XI. Hauptsächlich richtete er seine Wuth gegen die Kinder seines Vaters aus einer andern Ehe mit Eleonore de Guzman, welche bisher als Infanten behandelt worden waren. Der Gemahlin eines seiner Halbbrüder ließ er sagen, er werde ihr diesen zurückgeben, wenn sie nur nach Sevilla käme. Sie eilte zu ihm: er übergab ihr seinen Bruder, ihren Gemahl, aber als Leiche. Seine vornehmste Stütze war der König von England, seit dem Frieden von Bretigny Castiliens Nachbar, mit dem er noch 1360 einen Tractat schloß, der ihn seines Reiches versicherte. Dagegen fand einer der Halbbrüder, Heinrich von Trastamare, Hülfe bei den Franzosen, welche die leichten, seit dem Frieden nutzlosen Banden von Kriegsleuten nach Spanien zu senden gedachten. 1365 zogen sie, 10 000 Mann zu Pferde stark, unter Bertrand Duguesclin über die Pyrenäen. Peter ward allenthalben geschlagen, Heinrich in Burgos gekrönt. 1366 hatte er Sevilla in Besitz. Der Prinz von Wales aber brachte jenem von der Garonne Hülfe und setzte Peter durch die Schlacht bei Navarrete wieder ein.

Heinrich flüchtete abermals nach Frankreich. Eben damals aber, und nicht ohne Rücksicht auf diese Irrungen, erhoben sich die Franzosen in Poitou und Guyenne wider die englische Herrschaft. Als nun Heinrich von Trastamare den schwarzen Prinzen hiedurch beschäftigt sah, begab er sich nach Spanien. Er zeichnete ein Kreuz in den Boden und schwur, das Land diesmal nicht wieder ohne Sieg zu verlassen. Duguesclin war bei ihm. Sie brachten Peter im März 1369 eine Niederlage bei Montiel bei. Peter selbst flüchtete, Heinrich stürzte ihm nach. Hier sah man die beiden Brüder, einander auch an Gestalt sehr ähnlich, sich mit Schimpfwörtern herausforderen, einander persönlich anfallen, miteinander ringen. Heinrich behielt den Platz. Ihm folgte sein Sohn Johann I. (1379—99).

Im Zusammenhang hiemit wurden nun auch die französischen Irrungen entschieden. Um fernere Kriege zu vermeiden, hatte man, wie berührt, in dem Frieden von Bretigny bestimmt, daß Poitou und Guyenne der Oberhoheit des Königs von Frankreich entzogen werden, dagegen auch der Prinz von Wales, welcher dort die Verwaltung für seinen Vater übernahm, auf alle Rechte und Ansprüche an die Krone Frankreichs Verzicht leisten sollte. Das letztere unterließ der schwarze Prinz. Daher geschah es, daß, als er Widerstand bei seinen Ständen fand, denen er eine neue Abgabe auflegen wollte und diese sich an den König von Frankreich wandten, auch Karl V. seinerseits nicht mehr an den Vertrag gebunden sein wollte. Seit 1368 ist eigentlich der Erfolg schon entschieden. Karl V. wußte sich der Vortheile, welche ihm der nationale Widerstand gegen die Engländer, die sich durch ihren Stolz verhaßt machten, darbot, sehr gut zu bedienen. Die Engländer kamen herüber, durchzogen die Provinzen, konnten aber die Städte

nicht erobern. Dann folgte ihnen der König nach und nahm wirklich das Land in Besitz. Diesmal behielten die Franzosen die Oberhand. Einer der englischen Anführer nach dem anderen, Chandos, Knowles, Lancaster wurden besiegt. Der Prinz von Wales war krank; er verließ das Land und starb noch vor seinem Vater. Nach Eduards III. Tode (1377) kam daher dessen Enkel, ein minderjähriger Prinz, Richard II., genannt von Bordeaux, auf den Thron. Von den festländischen Besitzungen der Engländer war ihm nichts, als Calais, Bordeaux und Bayonne geblieben.

Zu derselben Zeit aber wurde auch der innere Streit in Frankreich zugunsten des Adels durchgeführt. Wir sahen, daß Paris dem Könige Karl V. die Thore wieder geöffnet hatte. An eine Ausführung jener Ordonnanz von 1356 war dann freilich nicht zu denken; doch hat er auch keine eigentliche Reaction vorgenommen, weder damals, noch später, als er selber König war. Er wußte die großen Barone, die Capitäne und so auch die Städte an sich zu fesseln. Wie vielen hat er Freibriefe gegeben, wie viele sind zu ihm übergegangen! Keiner ist von ihm abgefallen. Man fand sich in die Zahlung der Steuern, die er forderte. Allein nur eine kurze Zeit dauerte die Ruhe. Nach dem Tode Karls V., als dessen Brüder im Namen des minderjährigen Karl VI. ein schwankendes und gewaltsames Regiment begannen, die alten Räthe entfernten, das bisherige System der Ordnung und Sparsamkeit verließen, weigerten sich die Städte, da nun auch das Land wiedererobert war, die Steuern zu bezahlen, zu denen sie sich bisher verstanden hatten.

Es war auch diesmal eine allgemeine Anregung, die besonders von Flandern ausging, wo ein großer Gewerbtreibender

von Gent, das sich ebenfalls in gewisse Auflagen nicht finden wollte, der zweite Artevelde — Philipp, Sohn Jacobs, der sich einst mit Eduard III. verbunden — an der Spitze der weißen Hüte den Grafen der Regierung beraubt und dieselbe in eigene Hände genommen hatte. In Paris brach ein Aufruhr aus, der sich zugleich gegen die wohlhabenden Bürger und gegen die Regierung richtete. Die Menge hatte sich der eisernen Keulen des Zeughauses bemächtigt und die Gefängnisse eröffnet. Da sich die meisten Städte an Paris anschlossen, in ganz Europa dieselben oder verwandte Elemente sich regten, so war es von allgemeiner Bedeutung für die Welt, daß der französische Adel sich zuerst gegen den Herd der Bewegung, nach Flandern, wendete, um den Grafen zu unterstützen. Wäre es ihm gegangen wie bei Courtray (1302) oder bei Crecy, oder wie es den Oesterreichern und Schwaben bei Morgarten ging, so wäre ein allgemeiner Umschwung der Dinge in populärem Sinne zu erwarten gewesen. In Paris dachte man in diesem Augenblicke daran, den damals noch unbefestigten Louvre und die noch im Bau begriffene Bastille zu schleifen. Aber die Entscheidung fiel diesmal zugunsten des Adels und der bestehenden Regierung aus. Bei Roosbeke wurden die Flanderer vollständig geschlagen (27. November 1382). Die Ritterschaft glaubte, als bei der Entfaltung der Oriflamme zum Beginn der Schlacht die dichten Wolken sich plötzlich trennten und die Sonne aufstieg, darin ein Zeichen der unmittelbaren göttlichen Theilnahme an ihrem Vorhaben zu erkennen.

Nachdem die Reichsfahne in devoter Feierlichkeit nach St. Denis zurückgebracht war, wendete sich der Zug nach Paris. Die Barrieren waren niedergerissen, die Thore aus den Angeln gehoben; die Ehrenbezeugungen der entgegenkommenden Bürger-

schaft wurden indeß nicht angenommen. Der König erklärte, er könne die ihm und seinen Oheimen angethanen Beleidigungen nicht vergessen; auch die Thüren der Häuser müßten den Truppen offen stehen. Indem man diesmal dafür Sorge trug, daß sie keine Gewaltthätigkeiten begingen, zog man diejenigen von den angesehenen Bürgern ein, die man für die schuldigsten hielt. Es waren ihrer 300; einige Hinrichtungen fanden statt; unter anderen mußte ein Mann, der vor 25 Jahren bei der Ermordung der Marschälle betheiligt gewesen war, jetzt noch durch seinen Tod dafür büßen. Eine vollkommene Reaction erfolgte. Die Bürger mußten ihre Waffen abliefern. Die eisernen Ketten, mit denen man nachts die Straßen absperrte, wurden weggenommen. Die Privilegien der Stadt wurden großentheils abgeschafft, alle Auflagen hergestellt, gegen die man rebellirt hatte. Das leuchtet nun ein, daß diese gewaltsam einander widerstrebenden Elemente nur durch einen weisen Sinn im Zaume gehalten werden konnten. Hiezu aber hatte Karl VI. keine Eigenschaften.

Fünftes Capitel.

Italien im vierzehnten Jahrhundert.

Durch die constante Politik der Päpste war nun Deutschland von Italien getrennt; sie erreichten wirklich, was an sich kaum möglich schien, daß die kaiserliche Gewalt existirte, ohne sie in Italien zu belästigen. Welches ist nun aber das Schicksal dieser Länder ohne die durchgreifende Macht des deutschen Einflusses? Welches besonders ist das Schicksal des von den Päpsten gestifteten Königreichs Neapel?

Die Macht des Herzogs von Anjou hatte hauptsächlich auf vier Dingen beruht: er hatte Neapel und Sicilien, er besaß Provence und Anjou; er war Generalverweser in Italien und Senator von Rom; er war endlich Generalverweser aller Christen im Orient, auch der Ritterorden. Dazu kam: er hatte den Papst für sich, den König von Frankreich in seiner Hand. Er galt als der tapferste und klügste Fürst der Welt. Maria von Antiochien hatte ihm ihre Rechte auf Jerusalem übertragen. Seine ganze Stellung nach dem Süden und Osten hin war geordnet. Er hatte die Absicht gehabt, das griechische Reich, als es den Lateinern entrissen war, wieder an sich zu bringen; Michael Paläologus sah in ihm seinen gefährlichsten Feind. Wir sahen jedoch, wie er durch die sicilianische Vesper daran

verhindert und in Kampf mit Aragon und Sicilien verwickelt wurde. Das Haus Anjou blieb aber auch dann noch sehr mächtig. Nach dem Tode Karls von Anjou (1285) folgte Karl II. (bis 1309). Dessen Nachfolger Robert (1309—43), ward, durch den Papst unter vielen Prätendenten bevorzugt und in seinen Ansprüchen auf Sicilien bestärkt, gegen Heinrich VII. und die schwache Einwirkung Ludwigs des Baiern aufrechterhalten. Er hatte immer eine Partei in Sicilien, beherrschte eine Zeitlang Florenz und war als Oberhaupt der Guelfen auf der ganzen Halbinsel hoch angesehen.

Mittlerweile war nun auch sein Geschlecht zu einer noch größeren Weltstellung gelangt. In Ungarn traten nach dem Abgang der Arpaden an deren Stelle Sprossen des neapolitanischen Hauses Anjou. Die Schwester des ungarischen Königs Ladislaus IV. war mit Karl II. vermählt; ihr Enkel Karl Robert bestieg 1310 den ungarischen Thron. Er vermählte sich mit der Prinzessin Elisabeth von Polen. Sein Sohn Ludwig der Große (1342—1382) war — seit 1370 — zugleich König von Polen und Ungarn. Für Neapel ergaben sich indeß aus diesen europäischen Verzweigungen des Stammes Anjou die schwersten Verwicklungen; Robert von Neapel hinterließ nur eine Enkelin, Johanna I., die sich mit einem ungarischen Vetter, dem Prinzen Andreas, einem Bruder Ludwigs des Großen, vermählte. Der aber ward schon 1345, als er neben ihr gekrönt werden sollte, getödtet; es war mehr das Werk der Großen, als Johannas selbst, die es nur geschehen ließ. Dann heirathete Johanna einen anderen Verwandten, Ludwig von Tarent, den Sohn eines apanagirten Enkels von Karl von Anjou 1347. König Ludwig von Ungarn aber ergriff die Gelegenheit, sich als Rächer seines Bruders in diese italienischen Händel zu mischen.

Im Jahre 1348 nahm er Neapel und setzte dort ungarische Führer ein. Die Königin flüchtete nach Frankreich, wo sich der Papst ihrer annahm. Durch eine von dem Papst vermittelte gütliche Abkunft ward Neapel 1352 an Johanna zurückgegeben. Johanna hat nach ihrer Wiederherstellung einen Vertrag mit Sicilien geschlossen, der den unabhängigen Bestand des Königreichs Trinakrien bestätigte (1373). Auf der anderen Seite aber gab sie aufs neue Anlaß zu weiteren dynastischen Wirren dadurch, daß sie den Herzog Ludwig von Anjou, jüngeren Bruder König Karls V. von Frankreich, adoptirte. So wurden denn auch die Franzosen, oder wenigstens die Provenzalen in diese Dinge verwickelt, die sich mehrfach kriegerisch gegen Neapel versuchten, ohne doch die directen Nachkommen Karls von Anjou von dort verdrängen zu können. Karl III. aus der Linie von Durazzo, die zugleich auf Ungarn Anspruch erhob, behauptete sich als König, wie nach ihm sein Sohn Ladislaus und dessen Tochter Johanna II., durch welche endlich 1435 das Haus Aragon auf den Thron gelangte. Auch die entgegengesetzte Partei gab freilich ihre Rechte niemals auf, und noch Johanna II. ward genöthigt, René von Anjou, dem Enkel jenes Ludwig, ebenfalls eine Anwartschaft zu verleihen, die er indessen nicht durchzusetzen vermochte.

In diesen Verwirrungen büßten die Anjous von Neapel allmählich ihren Einfluß auf das übrige Italien ein; doch galten sie den größten Theil des 14. Jahrhunderts hindurch noch immer für die vornehmste Stütze der guelfischen Partei. Mit Florenz insbesondere haben sie jederzeit eine gewisse Verbindung unterhalten. Als hier durch das Emporkommen der Zünfte die inneren Bewegungen beständig wuchsen, ernannte man bald unter dem einen, bald unter dem anderen Einflusse

Signoren: so König Robert von Neapel 1308—21, seinen Sohn, den Herzog von Calabrien, Vater Johannas I. 1328; alsdann einen Franzosen, Brienne, Herzog von Athen 1341, bis zuletzt 1343 der Adel gänzlich gestürzt oder genöthigt wurde, den Zünften beizutreten. An der Spitze des Volkes erhob sich nunmehr Giorgio Scali; aber das Volk beschützte seinen Anführer nicht. So lange Messer Giorgio im Besitze der Gewalt durch die Straßen ging, riefen sie ihm ein Lebehoch zu. Als ihn aber 1381 die mächtigen Familien gestürzt hatten, schrieen sie: es sterbe der Verräther! Besonders waren seitdem die Albizzi einflußreich. Unter ihrer Verwaltung — sie waren Banquiers — machte man vorzüglich mit Hülfe des Geldes auswärtige Eroberungen. Der Vicar des Karl von Durazzo überließ ihnen 1384 Arezzo. Noch hielt sich Pisa. Halb durch Gewalt, halb durch Kauf brachten die Florentiner es 1406 an sich. Cortona verkaufte ihnen Ladislaus 1411, Livorno erwarben sie 1421, so daß sie sich in den fortwährenden inneren Stürmen nach und nach eine bedeutende selbständige, von Deutschen und Franzosen unabhängige Macht schufen. Den Geschlechtern gegenüber, die sich hiedurch eine ansehnliche Stellung bereitet hatten, erhob sich jedoch das Haus Medici, das seit 1434 das Heft in die Hand bekam.

In der Lombardei war das erste Haus, das sich mächtig aufstellte, das der Scala, 1312 von Heinrich VII. mit dem Reichsvicariat über Verona und Vicenza belehnt. Can der Große und sein Neffe Mastino beherrschten von Verona aus, wo man noch ihre herrlichen Denkmäler sieht, einen großen Theil des östlichen Oberitaliens. Ihnen gegenüber stand das Haus Visconti in Mailand, das auch viele tapfere Kämpfer hervorgebracht hatte, aber noch mehr durch eine kluge Be-

nutzung seiner geistlichen Stellung und die Verbindung mit auswärtigen Mächten emporgekommen war. Der angesehenste von allen, die aus diesem Hause regiert haben, ist Johann Galeazzo 1385—1402. Man hatte ihm geweissagt, sein Glück werde ohne Waffen kommen; und in der That war seine erste Waffenthat unglücklich. Von Jugend auf hatte er sich mehr bedächtig, als kühn gezeigt. Die Schätze und die Verbindungen, die er hatte, wußte er so gut zu benutzen, daß er erst die Scala in Verona, dann die Carrara in Padua stürzte und endlich 1395 die herzogliche Würde erwarb. Die ganze Lombardei gehorchte ihm: Pisa und Siena in Toscana, Perugia und Bologna im Kirchenstaat empfingen seine Befehle. Indessen nach seinem Tode konnte diese Herrschaft nicht behauptet werden. Aus den Lagunen steigen die Venetianer hervor, um einen Theil der Terra ferma in Besitz zu nehmen.

Den Venetianern war nichts so gefährlich gewesen als die Verbindung zwischen Ungarn, welches Dalmatien allmählich an sich brachte, und Neapel, dem die jonischen Inseln und selbst Corfu gehorchten. Im Jahre 1379 waren die Ungarn mit ihren heftigsten Feinden, den Carrara zu Padua, und den Genuesen verbündet. Mit den Genuesen standen die Venetianer in natürlichem Gegensatz. Beide hatten, abgeschlossen von dem übrigen Italien, die einen durch die Lagunen, die anderen durch die Gebirge, sich die See unterthänig gemacht; die einen mehr im Osten, die anderen im Westen. In den Häfen von Palästina waren sie sich früher begegnet: jetzt kämpften sie besonders um die Herrschaft auf der Propontis und im schwarzen Meer. Die Genuesen besaßen seit der Herstellung des griechischen Kaiserthums das Uebergewicht in

Constantinopel, die Venetianer dagegen in Armenien, beim Kaiserthum von Trapezunt. Bisher hatten sie einander nur in der Ferne bekämpft: jetzt aber, unter so günstigen Umständen, liefen die Genuesen in das adriatische Meer ein und brachten den Venetianern bei Pola eine große Niederlage bei. Es ist der wichtigste Moment der venetianischen Geschichte. Ungarn und Carrara nahmen ihnen die Besitzungen, welche sie auf dem festen Lande hatten, weg; alle Zugänge von daher hatten sie inne. Die Genuesen unter Lucian Doria eroberten Chioggia und alle Zugänge des Meeres. Man glaubte die Venetianer völlig geschlagen zu haben. Der König von Ungarn ließ ihnen Frieden antragen, doch so, daß er ihnen künftig den Dogen setzen werde.

Die Venetianer erwiesen sich in dieser großen Gefahr unübertrefflich. Das Volk befreite stürmisch den Vettore Pisani aus seinem Gefängniß, in das er wegen jener Niederlage bei Pola eingeschlossen worden; es rief ihm ein Lebehoch zu. Er entgegnete ihnen, sie sollten nichts anderes rufen, als: es lebe San Marco, d. h. die Republik! Alle Vornehmen vergaßen die Parteiungen und wetteiferten, ihre Güter dem Vaterlande darzubringen. Mit ebensoviel Klugheit wie Entschluß betrugen sie sich. Und so gelang es ihnen, die Genuesen zu schlagen (1380). Mit Recht wurde der Tag für heilig gehalten, an welchem der 90jährige Doge Andrea Contarini Chioggia wieder eroberte. Fürs erste freilich mußten sie sich trotzdem zu einem unvortheilhaften Frieden verstehen, aber von diesem Augenblicke an nahm doch ihr Glück den Anfang.

In der Entzweiung der Ungarn und der Neapolitaner nach der Ermordung des Karl von Durazzo erlangten sie Corfu (1386); Ladislaus verkaufte ihnen Zara (1409). In

dem Kampf zwischen den Carrara und Visconti brachten sie Treviso an sich (1389). Nach dem Tode Gian Galeazzos unterwarfen sich ihnen Vicenza und Verona im Jahre 1405. Dann griffen sie Padua an. Als der alte Franz Carrara keine andere Hülfe sah, weder menschliche noch göttliche, rief er den Satan an, daß er ihn tödte. Er ward nach Venedig gebracht. Keinen Laut erwiderte er auf die Anklage, die man ihm machte; so ward er erwürgt.

Das übrige Italien ward von Condottieri und kleinen Herren in Athem erhalten. Allein eben diese Zeit der Spaltung des Papstthums, des Zerfalls des französischen Regimentes in Ungarn und in Neapel ist es, in welcher sich die neuen Verhältnisse des Landes zu bilden angefangen haben.

Sechstes Capitel.

Die späteren Luxemburger.

Die Geschichte des vierzehnten und funfzehnten Jahrhunderts ist überhaupt voll von individuellem Leben und hohen geistigen Anregungen. Hier kommt es nur darauf an, die großen Umrisse zu zeichnen, in denen sich der Lauf der Ereignisse bewegt. Wir haben schon dann und wann bemerkt, wie die Entwicklung freier Territorien und der großen Gegensätze zwischen Städten und Ritterthum mit dem Kampfe zwischen Papst und Kaiser verbunden war. Indem dieser Kampf eigentlich aufhört, das Papstthum als siegreich betrachtet werden kann, regen sich doch die einmal begründeten städtischen und landschaftlichen Autonomien in ihren eigenen Principien. Sie enthalten eine große Tendenz von landschaftlicher, überhaupt genossenschaftlicher, individueller, religiöser Freiheit, die sie entwickeln, jedoch ohne noch die großen Einheiten zu zersprengen. Wir werden alsbald in einer besonderen Betrachtung dem deutschen Städtewesen in seiner inneren und äußeren Bewegung unsere Aufmerksamkeit zuwenden; zuvor jedoch gilt es, die Träger der höchsten Gewalt im Reiche während der gährungsvollen Zeit um die Wende der beiden Jahrhunderte für sich ins Auge zu fassen.

Die erste Frage für den römischen König oder Kaiser war, inwiefern er fähig sei, jenes sein Constabelamt in dem weiten Umkreis des Reiches auszuüben. Karl IV. gelang das noch; er erwarb eine sehr ausgedehnte Hausgewalt. Er hatte, wie wir sahen, in Böhmen treffliche, einträgliche Bergwerke, die ihn vollauf mit Geld versahen. Niemals hat ein anderer Fürst das Geld besser zu benutzen gewußt. Er handelte unaufhörlich unter dem Nachdruck des kaiserlichen Ansehens neue Gebiete ein. Alle jene östlichen, germanisch-slavischen Gebiete vereinigte er unter seiner Autorität. Prag sollte ihm die Metropole des Handels und der Wissenschaft werden; durch Nürnberg stand er mit Venedig, durch die Elbe mit Hamburg in Verbindung. Er gewann seine Competenten durch Geld, seine Nachbarn durch Verheirathung und Erbverträge. Man hat über seine unzähligen Bullen mit bleiernen und goldenen Kapseln gelacht; aber in diesem Zustand waren sie sehr gut: sie unterwarfen alle gewaltsam Emporgekommenen wieder der Gesetzlichkeit. Karl IV. starb am 29. November 1378. Auch nach seinem Tode schien das luxemburgische Haus zu einem großen Geschick in dem östlichen Europa bestimmt zu sein. Zu den Erwerbungen des Vaters fügte der jüngste Sohn, Sigismund, Markgraf von Brandenburg, der sich mit Maria, Erbtochter von Ungarn und Polen aus dem Hause Anjou, vermählte, Ansprüche auf diese beiden Reiche hinzu. Dieselben mit Böhmen und den Marken zu vereinigen, wäre eine große Aufgabe gewesen.

Dagegen entwickelte sich der ältere Sohn, König Wenzel von Böhmen, der zugleich dem Vater im Reiche nachfolgte, auf eine keineswegs vortheilhafte Weise. Es wird der besonderen Nachwirkung eines Giftes, das er genossen hatte,

beigemessen, daß er das Bedürfniß empfand, viel zu trinken. That er dies nun mit Maßen, so war er erträglich, aufgeräumt und angenehm. Uebernahm er sich dagegen, so beging er tolle und grausame Streiche. Wenigstens waren eine Menge Anekdoten von ihm in diesem Sinne im Umlauf, die im einzelnen ungewiß, im ganzen dennoch bezeichnend sind. Er hatte immer einen Bogen an seiner Seite; einst erschoß er einen Mönch, den er im Holz antraf: ein sonderbares Wild! rief er aus. Die größten Hunde ließ er von allen Enden der Welt zusammenbringen; sie hielten Wacht vor seinem Gemach: seine Gemahlin soll, als sie einst in der Nacht aufstand, durch eines dieser Thiere umgekommen sein. Er wollte wissen, wie es Einem in dem Moment der Hinrichtung zumuthe sei: so ließ er sich förmlich die Augen verbinden und den Scharfrichter ausholen, der dann einen sehr gelinden Schlag führte; darauf muß auch dieser, sein Gevatter, sich niedersetzen; der König führt aber einen ernstlichen Schlag und haut ihm den Kopf ab. An einer Wand fand man angeschrieben: Wenzel, ein anderer Nero auf Erden; er schrieb dazu: war ich's bisher nicht, will ich's nun werden! Und in der That erinnert er an das bizarre Wesen der verrufensten Imperatoren. Er war ein Mensch, der heute den Erzbischof ersäufen zu lassen drohte, um morgen vor ihm die Knie zu beugen, der einen erzbischöflichen Official an einem Tage mit eigener Hand auf der Folter quälte, am anderen, um dies gut zu machen, ihn in die königliche Schatzkammer führte, ihm befahl, sich Geld zu nehmen, und ihm nicht allein die Taschen damit anfüllte, sondern selbst die Stiefel. Populäre Erzählungen, die, wie gesagt, ein Zerrbild seines Wesens geben mögen. Jedenfalls aber fügte er innerer Schwäche und Rathlosigkeit einen sonderbaren Ueber-

muth der Gewalt hinzu, mit dem er natürlich vollends alles verdarb.

Eine Stellung, wie sie Wenzel innehatte, ist kaum mehr dagewesen; er hätte wohl dem Königthum die allgemeine Autorität des Friedens noch retten können, aber er war nicht der Mann dazu. Er war groß im Kleinen, klein im Großen. Er hat als Kind angefangen zu regieren, im Alter regierte er wie ein Kind. In Deutschland vermochte er nichts. In Böhmen zerfiel er dergestalt mit seinen Brüdern, daß sie ihn im Jahre 1394 gefangen nahmen. Es scheint wohl, als habe Erzbischof Johann, der damals den König in Rom verklagte, daran Antheil gehabt. Hatte doch Wenzel ein Jahr zuvor den Erzbischof wegen der Wahl eines ihm widerwärtigen Abtes persönlich bedroht und seinen Generalvicar — es ist Johann von Pomuk, ein Märtyrer der religiösen Interessen — nach grausamer Folter in der Moldau ersäufen lassen. Der König ward in anständiger Haft gehalten, d. h. man behandelte ihn auf dem Schlosse zu Prag, als sei er noch frei. Sonderbar: man merkte von seiner Gefangenschaft in Böhmen wenig, in Deutschland gar nichts; die Diplome wurden nach wie vor ausgefertigt. In Böhmen ward ihm ein Rath beigegeben, der größtentheils aus seinen heftigsten Feinden bestand, dem Burggrafen Rosenberg von Prag, dem Erzbischof Johann. Die wichtigsten Stellen wurden denen übertragen, die er am meisten haßte. Vorgänge, welche eine große Aehnlichkeit mit dem haben, was man damals in England mit Richard II. erlebte.

Vielleicht hoffte Wenzel einen Anhalt zu finden, indem er sich jetzt an Frankreich anschloß. Seine Universität zu Prag rieth ihm dazu. Im Jahre 1398 begab er sich nach Rheims.

Das vornehmste allgemeine Interesse der Zeit war die Abstellung des 1378 ausgebrochenen Schismas, worauf wir noch zurückkommen werden. Damals nun neigten die Franzosen dazu, den Papst zu Avignon fallen zu lassen, wenn nur der römische, dem Wenzel bisher mit dem übrigen Reiche angehangen, ebenfalls zur Abdankung bewogen werde. Die Reise Wenzels bedeutete, daß er sich diesem Standpunkt der Neutralität anzunähern bereit sei. Uebrigens war damit auch eine engere politische Verbindung verknüpft. Wir finden eine Urkunde von 1398, in welcher alle Verhältnisse des französischen und luxemburgischen Hauses, wie sie unter Kaiser Karl IV. stattgefunden hatten, erneuert werden. In Deutschland aber erweckte eben dieses Verhältniß des Königs den heftigsten Widerspruch. Schon vor seiner Reise mahnte ihn Pfalzgraf Ruprecht lebhaft ab. Nicht seine Unthätigkeit im Reich war es, die man ihm zum Vorwurf machte; man warf ihm vielmehr neben diesen Beziehungen zu Frankreich hauptsächlich vor, daß er in Reichsangelegenheiten eigene, selbständige Schritte gethan, daß er z. B. Gian Galeazzo Visconti gegen eine ansehnliche Vergütung zum Herzog von Mailand erhoben habe, ohne die Kurfürsten zu fragen, und — was besonders Eindruck auf die öffentliche Meinung machte — daß er in dem päpstlichen Schisma nunmehr gegen den römischen Bonifacius IX. Partei nehme. Er schien die Satzungen der goldenen Bulle gebrochen, seine Pflicht als Vogt der Kirche, wie die Rücksicht auf die Kurfürsten aus den Augen gesetzt zu haben.

Der Widerspruch entwickelte sich sogleich zu dem Gedanken, den König abzusetzen. Es zeigte sich dabei recht der Unterschied zwischen einem französischen und einem deutschen Könige. Jener bewirkte, daß eine Nationalsynode 1398 sich der Obedienz

Benedicts XIII. entzog und den Papst in Avignon gleichsam gefangen hielt; dieser dagegen ward nicht ohne den Einfluß Bonifacius' IX. selber abgesetzt. In Deutschland nämlich lag die souveräne Autorität bei der Mehrheit der Kurfürsten, nicht in dem Reichsoberhaupt. An Papst Bonifacius hielt sich der Erzbischof von Mainz, Johann von Nassau, der von ihm, man behauptet: vermöge bedeutender Geldzahlungen, gegen den Candidaten des Capitels, Gottfried von Leiningen, befördert worden war. Johann fand an Ruprecht von der Pfalz eine große Stütze. Im Jahre 1399 kam es zuerst zu einer engeren Vereinigung der Kurfürsten von Mainz, Köln, Pfalz und Sachsen. Sie geloben einander, in Sachen des päpstlichen Stuhls und des Reiches zusammenzuhalten. Ihnen trat dann auch Trier bei, so daß alle Kuren außer den beiden luxemburgischen vereinigt waren. Die Fürsten der Häuser Baiern, Meißen und Hessen und die Stadt Nürnberg verbanden sich mit ihnen; auf einer Zusammenkunft zu Frankfurt (im September 1399) wurde ein allgemeines Abkommen geschlossen. Nach mancherlei Zwischenhandlungen ward der König von den Fürsten geradezu nach Oberlahnstein vor ihr Gericht vorgeladen. Erscheine er nicht, so würden sie dafür sorgen, daß das Reich nützlicher und redlicher gehandhabt würde; sie wollten dann ihrer Eide erledigt sein. Wenzel wandte sich in dieser Gefahr an Bonifaz, aber dieser erklärte sich für die Kurfürsten und munterte sie noch auf.

Da Wenzel nun in Oberlahnstein nicht erschien, so schritt man zu seiner Absetzung, als eines unnützen, versäumlichen, unachtbaren Entgliederers und unwürdigen Handhabers des heiligen Reichs. Auf einem Reichstag im Juni 1400 schlossen die Städte sich an. Das Haus Luxemburg wurde ausdrücklich von der Neuwahl ausgeschlossen. Am 21. August wählten

dann die Kurfürsten Ruprecht von der Pfalz. Unter den Bedingungen, die sie ihm setzten, war die fünfte, daß er alle Zölle am Rhein abthun solle, mit Ausnahme der im Besitz der Kurfürsten befindlichen. Die Folge war, daß es, wie zwei Päpste, so auch zwei römische Könige gab; denn Wenzel war weit entfernt, seine Krone fallen zu lassen. Es kam sogleich zu einem Kriege zwischen beiden, der Ruprechts Völker nach Böhmen führte, aber keine Entscheidung hervorrief; die böhmischen Herren, die anfangs für Ruprecht gewesen waren, erklärten sich doch zuletzt wider ihn.

Und nun wollen wir nicht alle die Händel aufzählen, die hiedurch entstanden. Wenzel konnte auch trotz der ferneren Unfälle, die ihn betrafen, niemals bewogen werden, auf seine Würde als römischer König Verzicht zu leisten. Ruprecht machte auf Bitten und mit dem Geld der Florentiner, die ihn wider Visconti zu Hülfe riefen, einen Zug nach Italien, der aber gar keine Folge hatte. Gleich beim Eintritt, zwischen Trient und Brescia, wurde er geschlagen. Seine Aussichten in Deutschland würden noch trüber gewesen sein, wäre nicht zwischen den luxemburgischen Brüdern von neuem Streit ausgebrochen, der zur abermaligen Gefangennehmung Wenzels führte (1402). Seitdem kam Ruprecht etwas mehr empor. Aber 1404 entkam Wenzel der Haft und stellte seine Autorität in Böhmen wieder her. Er erneuerte nicht ohne Glück den Krieg gegen Ruprecht und wurde noch von dem größten Theil von Europa und selbst von einer Anzahl luxemburgisch gesinnter deutscher Fürsten anerkannt. Das östliche Deutschland hatte Ruprecht niemals für sich gewonnen. Im Gegentheil, er zerfiel sogar mit seiner eigenen Partei. Als er am Rheine Ordnung stiften wollte und einige mainzische Raubschlösser zerstörte,

brachte der Erzbischof von Mainz, dem er seine Ernennung verdankte, den Marbacher Bund gegen ihn zustande, der zwischen Baden, Württemberg, Mainz und 17 Städten im Jahre 1406 abgeschlossen wurde. Vergebens bemühte sich der König auf dem Reichstage zu Mainz die Sache beizulegen; er mußte den Bund sogar bestätigen.

Wie so ganz unbedeutend war doch die Macht des römischen Königs geworden! Man näherte sich bereits Wenzel wieder, einige nahmen die Lehen von ihm und erkannten nur ihn an. Ruprecht war schon in Gefahr, abgesetzt zu werden, als er starb (18. Mai 1410). Die Summe ist, daß das luxemburgische Haus wieder zu Ansehen kam. Wenzel selbst ward jedoch nicht wieder anerkannt. Die Fürsten theilten sich zwischen zwei Luxemburgern, Sigismund und seinem Vetter Jobst von Mähren. Es war hauptsächlich das Werk des Hohenzollern Friedrichs VI. von Nürnberg, daß ein Theil der Kurfürsten Sigismund wählte (20. September 1410). Die anderen erkoren dagegen mit Zustimmung Wenzels einige Tage später Jobst von Mähren. Schon rüsteten die beiden nahen Verwandten sich zum Kampf, als noch zu rechter Zeit Markgraf Jobst starb. Hierauf erst erklärte Sigismund, daß er sich des Reiches unterziehen wolle; jedoch mußte er zuvor mit seinem Bruder Wenzel sich ins Vernehmen setzen, dem er versprach, alles zu thun, damit er, Wenzel, das Kaiserthum erlange. Sigismund sollte sich vor der Hand mit der Würde eines römischen Königs begnügen. Ferner mußte der letztere dem Erzbischof von Mainz versprechen, die Bestätigung nur von dem Papste Johann XXIII. zu nehmen und die Rechte des Reiches auch in Italien, z. B. über Mailand, geltend zu machen, beziehungsweise wiederherzustellen. So ward Sigis-

mund 1411 aufs neue gewählt. Es waren die onerosesten Bedingungen von der Welt, die er hatte eingehen müssen. Auch konnte er sie nicht erfüllen. Als er 1414 im Reiche erschien, fand er so wenig Theilnahme, daß er schon daran dachte, es wieder zu verlassen; nur durch das Zureden des Burggrafen Friedrich ward er davon abgehalten.

Das war Sigismund nicht gelungen, nach dem Tode seines Schwiegervaters Ludwigs des Großen 1382 als Gemahl der ältesten Tochter Maria dessen beide Kronen an sich zu bringen. Es existirt eine Urkunde aus diesem Jahre, worin er sich als Herr des Königreichs Polen bezeichnet. Allein die Polen wollten einen eigenen König; sie zogen deshalb die jüngere Schwester Hedwig vor, durch deren Hand dann der litthauische Großfürst Jagiel erhoben ward. In Ungarn aber behauptete sich Sigismund, wiewohl nicht ohne schwere Kämpfe und mannigfache Verluste, seit 1386. Er nahm dadurch doch noch eine großartige Stellung im östlichen Europa ein, zumal da ihm nach dem Tode Wenzels 1419 auch die böhmische Krone zufiel, deren wirklichen Besitz er sich freilich erst — wenigstens im Hauptlande Böhmen selbst, das nicht ohne Zuthun Wenzels der hussitischen Revolution verfallen war — in langwierigem Krieg mit höchster Anstrengung erstreiten mußte. Das geschah denn zugleich im Sinne des deutschen Königthums, indem er eben vornehmlich die Deutschen wider die Hussiten ins Feld führte, und auf der anderen Seite nicht minder im universalen Geiste des Kaiserthums, insofern er dabei als Vorfechter der kirchlichen Einheit erschien, um die er sich bereits vordem durch die Abstellung des päpstlichen Schismas auf dem Concil zu Constanz ein europäisches Verdienst erworben hatte.

Welch ein Unterschied zwischen beiden Brüdern! Wenzel

neigt sich den populären und häretischen Tendenzen zu und beschränkt sich thatsächlich fast auf das Wesen eines böhmischen Landesfürsten: Sigismund dagegen lebt und webt in der Idee der allgemeinen Christenheit; von der kaiserlichen Würde, die er 1433 in Rom erwarb, hat er die höchste Vorstellung. Als er erfuhr, daß sein Tod nahe sei, ließ er sich in den kaiserlichen Schmuck kleiden; damit angethan, auf seinem Throne sitzend, erwartet er seinen letzten Augenblick. Seine Leiche befahl er einige Tage lang auszustellen, damit jedermann sehen möge, daß der Herr aller Welt gestorben sei. Sigismund war unternehmend, rastlos, geschmeidig, glänzend, lebenslustig. Sich selbst und anderen schien er alles erlauben zu wollen. Freigebig über alle Gebühr, hat er gewirthschaftet als ein Mensch ohne Erben; sein Haushalt bestand darin, daß er sein Capital aufbrauchte. Daß er mit all diesen Bestrebungen und Eigenschaften nicht der Mann war, eine feste Autorität des Königthums im deutschen Reiche wiederzugründen, liegt auf der Hand. Der Gedanke daran hat allerdings seine lebhafte Phantasie eine Zeitlang beschäftigt; er hoffte, dazu an den Städten eine sichere Stütze zu finden, die sie ihm doch eigentlich nicht gewährt haben. Im Kampfe gegen die Hussiten machte er dann einen Versuch, dem Reiche wenigstens eine bessere Kriegsverfassung zu geben. Die Kurfürsten haben 1421 den Beschluß dazu gefaßt, 1422 ist eine Matrikel dafür entworfen worden. Allein daß darum die Einheit der Nation wieder mehr im Königthum repräsentirt gewesen wäre, dürfte man doch nicht annehmen: Sigismund selbst ist in seinen späteren Jahren im Reiche außerhalb seiner Erblande nur selten erschienen. Seine Bedeutung für Deutschland liegt weit mehr auf einem anderen Gebiete, dem dynastisch-territorialen.

Sigismund hatte keinen Sohn, aber der Erzherzog Albrecht von Oesterreich war sein Eidam. Der sterbende Kaiser empfahl den Ungarn und Böhmen diesen zu wählen, weil dies die beste Vereinigung gegen die damals bedrohlich heranrückenden Türken bilden werde. Das geschah zwar nicht sofort in dauerhafter Weise, erfüllte sich aber doch zuguterletzt. Man halte dazu alsbald eine andere luxemburgische Gründung am entgegengesetzten Ende des Reichs. Karl IV. hatte auch in den Niederlanden eine große Hausmacht zu stiften beabsichtigt: durch die Verbindung von Brabant, der Mark Antwerpen und Limburg mit Luxemburg. Hier hat dann das Haus Burgund diesen Gedanken aufgegriffen und ausgeführt. Auf der Verbindung von Burgund und Oesterreich aber beruht die ganze spätere Geschichte des Reiches in den ersten modernen Jahrhunderten. Noch weiter: mit bewußter Absicht hat Sigismund die hohenzollerisch-brandenburgische Macht gestiftet. Unfähig das Land zu regieren, wie es regiert werden mußte, hat er es dem tapferen Burggrafen Friedrich von Hohenzollern übertragen; so daß aus der Territorialgewalt dieses Kaisers sowohl Oesterreich unter den Habsburgern, denen es sonst doch nicht gelungen wäre zu einer Stellung ersten Ranges zu gelangen, als auf der anderen Seite Brandenburg, indirect Preußen, hervorgegangen sind. Keine unbedeutenden Gestalten, diese Luxemburger: der Friedensstifter Heinrich VII.; Karl IV., der Schöpfer der goldenen Bulle; Wenzel, der die hussitische Bewegung entfesselt; Sigismund, der das Schisma beilegt und den deutschen Großmächten der Zukunft die Wege weist — mehr, als andere, Gestalten des Uebergangs, aber durch und durch welthistorisch.

Siebentes Capitel.

Das deutsche Städtewesen.

So hatte die Verfassung in Deutschland unter dem wiederhergestellten Königthum zugleich die Gestalt einer Aristokratie angenommen. Jene Magnaten und Priester, welche einst durch Karl den Großen begründet waren, hatten jetzt einen großen Antheil an der Gewalt. Es geschah durch eine allgemeine Autonomie; diese Autonomie behauptete sich jedoch auch im Besitze gemeinschaftlicher Rechte: sie stellte sich dar als Corporation. Neben Königthum und Fürstenthum erschien nun aber noch ein dritter Stand, der nicht minder eigenthümlich emporstrebte.

Der antike Staat ist von dem Begriff der Stadt ausgegangen; Land und Stadt waren Eins. Das römische Reich ist gegründet worden, indem eine Stadt die andere überwältigte. Dagegen war der germanische Staat auf Grundeigenthum und Landbau gegründet; auf diesen beruht das ganze Lehnssystem. Wie ja das romanische Leben überhaupt von dem germanischen überwältigt ward, so dauerte es lange, ehe das städtische Wesen wieder emporkommen konnte. Nun aber beruht der Staat der neueren Zeiten zugleich auf den Institutionen der Kirche, welche sich zwar dem Lehnssystem voll-

kommen anschlossen, aber für sich doch auch das Bedürfniß städtischer Ansiedlungen erhielten: die Bischöfe mußten in Städten wohnen. Ebenso erhielt sich die Idee des Imperiums: auch die Kaiser und Könige hielten ihre Pfalzen in den vorgefundenen Städten aufrecht. An diese beiden Institute der Pfalz und der Kirche hat sich die Erhaltung der ältesten Städte angeschlossen: Trier, Mainz, Köln, Straßburg, Regensburg, Augsburg beruhen auf beiden Momenten. Die Gründung dieser Städte ging also vor sich: durch die erste Eroberung über die Römer selbst, durch die Ausbreitung der Bisthümer und Kirchen, durch die allgemeine Colonisation, Cultur und Bewaffnung. Wir haben gesehen, daß dies ein Moment des europäischen Lebens war, dem sich die Hohenstaufen in Italien vergeblich widersetzten.

In Deutschland bildeten sich die Städte aus durch Exemtion von der Grafschaft, die Immunität, unter dem Schutz ihrer Ortsheiligen, durch das Weichbildrecht. Man unterscheidet drei Epochen: einmal die Ausbildung des Weichbildrechts, wo der Immunitätsherr Gerichtsbarkeit und Privilegien besitzt, das Recht ein Hofrecht ist; etwa bis zum Jahre 1100 — sodann die Bildung eines Raths, der mit der Herrschaft um ihre Rechte kämpft, aber ganz aristokratisch ist; — endlich das Eindringen der Zünfte. Man ersieht übrigens aus den Urkunden sehr gut, wie der Bischof die Immunität erst nach und nach erworben hat. Einzelne Städte kamen lediglich als Palatialstädte auf, z. B. Frankfurt, Nürnberg, Ulm. Von den bischöflichen Städten, welche neu gegründet wurden, kamen besonders diejenigen empor, welche zugleich Pfalzen hatten, z. B. Magdeburg. Die Städte waren also Sammelplätze des kirchlichen oder auch des staatlichen Lebens.

Die Nothwendigkeit der Befestigung hatte wenig Einfluß, da ja fremde Einfälle oder innere Kriege wenig besorgt zu werden brauchten, so lange das Reich in seiner Fülle stand. In den Städten bildete sich nun eine doppelte Gemeinde, die eine, welche die Immunität genoß und aus den Hintersassen des Bischofs und der Kirche bestand; sie war der Gerichtsbarkeit des Reiches nur mittelbar unterworfen — und die andere, die unter den kaiserlichen Beamten stand. So verhielt sich das in den karolingischen Zeiten.

Nun aber geschah, daß die Bischöfe die fiscalischen Nutzungen erwarben, Zoll, Münze, Gerichtsgefälle. Sie bekamen dadurch ein solches Uebergewicht über die Palatialgemeinde, daß diese mit der Immunität geradezu verschmolz und der bischöfliche Richter hie und da der allgemeine städtische Richter wurde. Unter den Ottonen war dies die Regel. An den meisten Orten bestand aber eine unabhängige Gerichtsbarkeit unter dem königlichen Richter, welcher als Burggraf, Markgraf erschien. Der Zweck der Bischöfe, der auch an vielen Orten erreicht wurde, war, diese ihres Einflusses zu entkleiden und die Gemeinde sich ganz und gar zu unterwerfen. Das geschah z. B. in Augsburg, Straßburg; anderswo, wie in Regensburg, erhielt sich der Burggraf unabhängig. Wie die Unterordnung geschehen, darüber ist unter den Gelehrten viel Streit. Nach Eichhorn unterwarfen sich die Freien dem Gericht der Unfreien, nach Arnold wurden die Unfreien vielmehr dem Gerichte der Freien beigesellt. Ich theile lieber die letztere Meinung, da die ganze Autorität des Bisthums zugleich eine kaiserliche war und der Bischof kaiserlicher Beamter wurde und nichts weiter.

Es fand sich jedoch in diesem Gericht ein Moment alt-

germanischer Freiheit. Die Schöffen — Urtheilsfinder — wurden aus den nun vereinigten Ständen zusammengesetzt: den altfreien Bürgern, welche Maurer aus der Markgenossenschaft herleitet und die aus den schöffenbar freien und ritterbürtigen Geschlechtern bestanden, und den Ministerialen. Wo die Verschmelzung weniger entschieden war, hatten jene besondere Bedeutung. Unter der bischöflichen Herrschaft selbst bildeten sich ihr entgegengesetzte Elemente. Sie erhoben sich, als der Streit zwischen Kirche und Staat unter Heinrich IV. ausbrach. Gerade da, wo Bischöfe waren, welche sich dem König besonders widersetzten, z. B. in Worms Adalbert aus Sachsen (1068—1107), in Köln Anno, erhoben sich die Städte zur Unterstützung des Königs. Besonders treu bewies sich ihm Regensburg. Sie zeigen sich sehr eifrig in den letzten Jahren für Heinrich IV.; so waren Köln und Lüttich gesinnt. Da zuerst geschah es, daß die städtischen Gemeinden als ein drittes, plebejisches Element in die öffentlichen Angelegenheiten eingriffen. Damit hängt sehr gut zusammen, daß sie an dem Erbrecht der Salier festhielten und von Anfang an für die Hohenstaufen waren. Es versteht sich ja, daß ein mächtiger Kaiser besser für sie war, als die localen Gewalthaber. An ihrer Spitze bildeten sich überall mächtige Geschlechter aus, welche zwischen Kaiser und Bischof vermitteln und die politische Bewegung dieser entstehenden Körperschaften leiten. Die Kaiser gaben ihnen bedeutende Privilegien, von denen das wichtigste das Friedrichs I. für Worms von 1156 ist. Er gewährt ihnen Stadträthe: Räthe und Richter aus der Stadt, die euch beschützen sollen.

Unter dem Schutze des Kaiserthums entwickeln sich also die städtischen Gemeinden. Sie stellen die alte Freiheit in

ihren Mauern dar. Von Abgaben und Beden hatten sie sich emancipirt. Es gelang ihnen nun nach und nach, ihre Rechte zu erweitern; sie erlangen die innere Polizei und die Verwaltung ihrer Gemeindegüter vollständig, ferner die Gerichtsbarkeit, anfangs nur die Theilnahme durch das Institut der Schöffen, allmählich aber auch die vogteilichen Rechte, ferner die Regalien, nämlich Zölle und Münze, endlich allgemeine Rechte, auf denen ihr Umsichgreifen, ihr Emporkommen hauptsächlich beruht, das Recht des Stapels, kraft dessen alle Waren, die das Gebiet der Stadt berührten, angehalten werden konnten, welches dahin führte, daß allmählich aller Handel und alles Gewerbe in die Städte gebannt wurde. Die meisten von diesen Rechten aber mußten sie sich erkämpfen, und das geschah nicht ohne die größten Schwierigkeiten. Denn auch in Deutschland waren die späteren Hohenstaufen gegen die Städte. Sie ließen sich von den Bischöfen dafür gewinnen, den Städten alle Autonomie abzusprechen. Besonders war diesen Friedrichs II. Edict von Ravenna (1232) höchst verderblich. In demselben wurden alle Räthe und Gemeinden cassirt. Den Erzbischöfen und Bischöfen sollten alle ihre verlorenen Rechte zurückgegeben werden. Später aber finden wir Beispiele, daß die Staufer doch wieder, wenn die Bischöfe von ihnen abfielen, den Städten ihre früheren Rechte zurückgaben, z. B. Friedrich II. an Regensburg im Jahre 1245. Wenn dies Herrscherhaus zuletzt bei den Städten Begünstigung findet, so geschah das auch deshalb, weil die Bischöfe seine Gegner waren.

Auch in Deutschland suchten sich nun die Städte, jede für sich allein zu schwach, schon im 13. Jahrhundert wie in Italien durch Bündnisse zu verstärken. Je mehr die höchste

Gewalt zerfiel, desto nothwendiger war dies. Eine der ersten dieser Vereinigungen ist der rheinische Bund von 1254—56, hauptsächlich durch Walpot von Mainz gegründet, erst unter Wilhelms von Holland Schutz, der den Verbündeten gewisse Richter anwies, dann auch allein: da wir keinen König mehr haben, nahmen wir darauf Bedacht, daß jegliche Stadt sich nach Vermögen rüste und überdies Söldner und Schützen halte, mit denen wir im Nothfall einander augenblicklich zu Hülfe kommen können. Worms schreibt die oberen, Mainz die unteren Städte aus. Aehnliche Bündnisse finden wir nun auch in Niederdeutschland: zwischen Braunschweig und Stade 1248, zwischen Köln und Bremen, und am merkwürdigsten — weil es als die Grundlage der Hansa angesehen werden kann — das Bündniß zwischen Hamburg und Lübeck von 1241, zu dem Zwecke geschlossen, den Weg zwischen beiden Städten, auch das benachbarte Meer frei zu halten. Diese Verbindungen gaben den Städten eine starke politische Bedeutung. Rudolf von Habsburg hatte sie in einem großen Theil des Reiches für sich, Adolf von Nassau suchte sich ganz auf sie zu stützen. Bald suchte auch Albrecht von Oesterreich ihre Hülfe, z. B. in seinem Kampfe gegen die rheinischen Erzbischöfe, indem er ihnen den Fluß frei machte.

Die Verfassung aller dieser Städte war nun aber noch immer aristokratisch, d. h. die Rechte im Besitz einer wesentlich aristokratischen Gemeinde. Ursprünglich war ohne Zweifel der Stand der Ritter in den Städten fast so bedeutend wie in den bischöflichen Territorien überhaupt. Die Ministerialen oder Dienstmannen, ursprünglich unfreie Elemente, die sich allmählich mit Freien in gleicher Waffenehre vereinigten, verwalteten Zoll und Münze, Einkünfte und Gericht, und saßen

im Rathe des Bischofs. Nun liegt aber in dem Emporkommen eines städtischen Gemeinwesens im Gegensatz gegen den Bischof, dessen Diener jene doch waren, und der alles durch strenge Gesetze zusammenhielt, eine Nothwendigkeit der Trennung. Die Ritter wollten sich den städtischen Ordnungen selbst dann nicht fügen, wenn sie etwa von dem Bischof ausgingen. Sie leisteten auf alle bürgerlichen Gewerbe Verzicht und zogen sich nach dem Lande zurück.

In den Städten blieben aber, mit ihnen nahe verwandt, die Patricier oder Geschlechter, welche Landbesitz und bürgerliches Gewerbe verbanden, Lehen besaßen und zugleich ein Mundium über die anderen Stände ausübten. Sie waren die Altfreien und wurden nun Herren der Stadt; sie waren die Bürger in eminentem Sinne. Sie hatten den Handel in den Händen, trieben aber kein anderes Gewerbe und standen später auch vom Handel ab, der jedoch ihren Reichthum begründet hat und damit auch ihre Belehnung. Wer Handel trieb, aber kein Grundvermögen hatte, erscheint als Mercator. Bei dem Umsichgreifen der Landes- und Grundherren haben sich Maurer zufolge die Geschlechter zunftartig abgeschlossen. So finden wir in Köln die Richerzecheit, Vereinigung der Mächtigen, wie Eichhorn es auslegt, oder schlechtweg der Reichen, die dann, wie es scheint, wieder mehrere Classen unter sich hatten, von denen eine die Schöffenbrüderschaft war; so in Mainz die Alten vom Thiergarten, so genannt von ihrem Versammlungsort; in Speier und anderen Städten die Hausgenossen, was eine doppelte Bedeutung hat: Theilhaber am Gildehaus, Stadthaus und zugleich die, welche das Recht der Münze haben. In Straßburg finden wir die Stubengenossen; es waren vier Trinkstuben, unter denen die zum Hohensteg,

an deren Spitze die Zorne, und die zum Mühlenstein, an deren Spitze die Mühlenheim standen, besonders hervorragten; das waren die beiden großen Factionen, in die die Stadt zerfiel. In Frankfurt hatten diese Stubengesellschaften z. B. die Besetzung der beiden oberen Bänke des Rathes, der Schöffen- und der eigentlichen Rathsbank. Daher ist es gekommen, daß eine von diesen Gesellschaften, die Ganerben zur Altlimpurg, noch im Jahre 1816 ihre Ansprüche bei dem Bundestag darauf gegründet hat. Eine ähnliche Rolle spielte in Lübeck die Cirkelergesellschaft oder Junkercompagnie. Diese Geschlechter erscheinen als die eigentlichen Grundbesitzer in den Städten. Maurer sieht infolge dessen in ihnen die alte Stadtmarkgemeinde. Sie bildeten unter einander eine Art von Familienverbindung, genannt die Freundschaft, wie sie denn in Erfurt als die Gefreundeten der Stadt erscheinen.

Schon hiedurch breitete sich nun die Theilnahme an dem öffentlichen Leben ungemein weit aus. Da die Herrschaft doch nicht ganz exclusiv sein konnte, so trat die Erhebung eines plebejischen Elementes, die wir bezeichneten, eben hiedurch ein. Den Geschlechtern zur Seite erscheinen nämlich die Beisassen, d. h. alle die, welche in die Städte ziehen, ohne an dem Eigenthum der Markgenossenschaft Antheil zu haben; sie erscheinen als Einwohner ohne Erbgut, als geringere Bürger. Sie waren Schutzverwandte und bildeten im Gegensatz zu den Vollbürgern die Gemeine. Das eigenthümliche Verhältniß ist nun, daß sich diese Beisassen wieder in Genossenschaften zusammenthaten, nach ihren Beschäftigungen. Die deutschen Zünfte kann man nicht mit den altrömischen vergleichen, welche erblich geschlossen waren; die deutschen entsprangen aus der Hofverfassung. Ihre Mitglieder waren wie an den Höfen, so

auch in den Städten zunächst Hofdiener: Schiffer und Fischer am Rhein, aber auch Zimmerleute und Sattler in Straßburg. Man hat angenommen, daß sie alle hörig gewesen seien; das erweist sich aber nicht als richtig. Vielmehr waren unter ihnen auch viele von Anfang an freie Leute; sonst hätte sie Karl der Große nicht in die Villen zu ziehen einladen können.

Schon im karolingischen Zeitalter findet man Spuren solcher Zünfte. Im zwölften und dreizehnten Jahrhundert ist das Institut bereits sehr ausgebildet. Im Jahre 1106 finden wir die Fischerinnung in Worms erblich, in Magdeburg in den Privilegien des Erzbischofs Wichmann fast die heutigen Innungen (1154—92). Schon üben sie hie und da Zwangsrechte aus. Es ist eine erbliche Organisation der Arbeit. Allenthalben finden sie Widerstand in den oberen Gewalten, bei den Kaisern, den Bischöfen, ihrem Rath, z. B. in Worms 1233, in Erfurt 1260, in Wien 1278. Aber was vermögen Verbote gegen eine sich mit Gewalt durchsetzende, mit dem allgemeinen Geiste verbündete Tendenz? Allmählich setzten sich Zünfte und Kaufmannsgilden überall in Besitz. Sowie die Gewerbe, dergestalt vereinigt, in sich selbständig regiert wurden, machten sie einen so bedeutenden Theil des städtischen Gemeinwesens aus, daß sie nicht mehr Lust hatten, sich der Herrschaft der Hausgenossen, der alten Geschlechter, zu fügen. Sie erstanden allenthalben in Folge des regen Verkehrs, den die Kreuzzüge hervorriefen, wie Maurer annimmt. Sie hatten schon das Recht der freien Wahl ihrer Zunftmeister, zu denen sie zuweilen auch Auswärtige wählten, und erwarben ihre besonderen Rechte; sie hatten ihre Wappen und Siegel, ihre eigenen Heiligen. Sie waren gleichsam künstliche Familien der Handwerker. Die Gildebrüder haben für das Seelenheil ihrer Angehörigen zu

beten; sie sind waffenfähig und verpflichtet, der Obrigkeit Waffendienste zu leisten. Man hat die Entstehung der Gilden öfter als eine Einrichtung von oben her betrachtet, etwa nach dem Muster der römischen Markteinrichtungen, oder von den Bischöfen; allein ich stimme der Meinung bei, daß der allgemeine Corporationsgeist sie hervorbrachte, wie besonders noch Wilda nachgewiesen hat.

Da nun aber die Städte die geistlichen Obrigkeiten von sich abschüttelten, in deren Namen doch oft die Schöffen die Verwaltung führen, so folgte natürlich, daß man auch ihnen nicht immer so geradezu zu gehorchen geneigt war. Zwischen den Geschlechtern und den dergestalt organisirten Zünften, welche die Gemeine bildeten, kam es zu Reibungen, welche u. a. auch daher entsprangen, daß die Geschlechter es oft an der Bezahlung für gelieferte Arbeit mangeln ließen. Die Zünfte fangen an, auf ihre Aufnahme in den Rath zu bringen. Hie und da setzen sie es in Güte durch, z. B. in Speier, welches überhaupt eine der ersten Städte ist, in denen sich die Veränderung vollzog. Es ward eine Ordnung gemacht, daß ewig 24 Bürger den Rath bilden sollen, 11 vom Adel und den Hausgenossen, 13 von den Zünften. In Freiburg setzten sich 1248 den 24 bestehenden Rathmannen 24 andere zur Seite, ohne welche jene nichts machen können. An anderen Orten aber geschah es durch Befehl, z. B. durch Kaiser Ludwig in Hagenau 1324, wo 24 Schöffen aus den Handwerkern zu den 12 alten traten, in Hanau 1332, in Schwäbisch Hall 1340. Hierüber kam es dann zu einer Reaction des Stadtadels; in Speier wurde der Rath 1327 gezwungen, seine Rechte fahren zu lassen; er bestand seitdem aus 15 von den Alten, 16 von den Gemeinen.

In Frankfurt waren von jeher Schöffen und Rathmannen

aristokratisch; die letzteren hießen Consuln, Geschworene; die ersteren saßen lebenslänglich und ergänzten sich selbst, die letzteren wurden aus alten Geschlechtern gewählt. Indessen allmählich drangen auch Handwerker ein. Der erste ist 1325 Rathmann und später sogar Bürgermeister geworden. 1358 setzte man fest, daß die Zünfte immer 6 Mitglieder im Rathe haben sollten; endlich aber gewährte man ihnen eine Zunftbank, die ebenfalls 14 Mitglieder zählte wie Schöffen und Rathmannen. An der Spitze aller stand der Schulz. Siegfried Imhof zahlte die Pfandsumme, um die Kaiser Karl IV. das Amt verpfändet hatte, und löste es ein: so kam es an die Stadt. In Aachen ging es äußerst gewaltsam her. Die Zünfte stellten 1428 einen neuen Rath auf; der alte warb Truppen, eroberte die Stadt und unterwarf den neuaufgestellten Rath. In Nürnberg gab es 1378 neben den altbürgerlichen Geschlechtern acht Zünfte, die in den kleinen Rath kamen, der aus 26 Mitgliedern bestand und dem sich erst 8 Genannte aus den Geschlechtern und jetzt 8 Genannte aus der Gemeine zugesellten. In Augsburg forderten 1368 die Zünfte, an deren Spitze ein Kaufmann stand, indem sie die Thore und Plätze der Stadt bewaffnet in Besitz nahmen, Abdankung des bisherigen Rathes. Dieser mußte in der That das Stadtbuch, eine Sammlung aller städtischen Gesetze, den Schlüssel zur Sturmglocke und das Siegel abtreten, setzte aber den Beschluß durch, sich erst bei den übrigen Städten zu erkundigen, wodurch sie belehrt wurden, daß die Zünfte nirgends eigentlich herrschten; diese begnügten sich dann mit einer anderen Einrichtung, bei der sie jedoch das Uebergewicht hatten. In Bezug auf Straßburg heißt es bei Königshofen, daß das Regiment bei den Edlen, den städtischen Junkern war. Die Zorn und

Mühlenheim behielten hier lange die Oberhand; doch errangen auch hier später die Zünfte im Kampf gegen die Hausgenossen den Sieg und drangen in den Rath ein.

Sehr bezeichnend ist der Kampf in Köln. Hier verlangten die Zünfte zuerst Antheil an der Verwaltung der Stadtkasse. Dann erhoben sich die Wollenweber wegen einer Beraubung kölnischer Kaufleute, welche dem Rathe Schuld gegeben wurde; jetzt ward die Richerzecheit abgeschafft und dem alten Rath von 15 aus den Geschlechtern ein weiterer Rath aus der Bürgerschaft zur Seite gesetzt, die dann in einer Art von Gleichgewicht standen. 1332 ward in Mainz ein neuer Rath aus den Zünften gebildet, 22 Personen stark. Hier haben die Zünfte sogar einmal den Anspruch erhoben, daß die Geschlechter sich auflösen und in die Zünfte treten sollten. Aehnliches geschah dann 1334 in Zürich, 1339 in Hall, 1341 in Constanz, 1345 in Lindau. Es waren häufig Factionen des Adels, welche Anlaß gaben, z. B. in Straßburg der Mühlenheime und Zorne, in Köln, wo sich die Bewegung 1369 durchsetzte, die der Overstolzen und der Weißen. Hie und da ward eine völlig monarchische Gewalt gebildet, z. B. in Zürich, wo Rudolf Brun, dessen wir bereits gedachten, ein auf die Demokratie gegründetes Regiment führte und sich auch wider den großen Einfluß der Geschlechter im Jahr 1350 behauptete. Vielleicht läßt sich nachweisen, daß auch in den niederdeutschen Städten das allmähliche Eindringen der Kaufmannsgilden in den Rath während des vierzehnten Jahrhunderts eine im großen und ganzen ähnliche Veränderung hervorbrachte.

Genug, allenthalben erlangten die Zünfte mehr oder weniger Antheil am Stadtregiment, wenn auch nie vollkommene Gleichheit; als Meister, nicht als Rathsherren, sondern

als „des Rathes“ treten sie auf. Aus den Zünften erhob sich der Oberzunftmeister oder Ammeister, aus den Altbürgern doch noch über ihm der Bürgermeister. Die Zünfte stellen das demokratische Princip daher nur unvollkommen dar. Die meisten städtischen Verfassungen behalten vielmehr eine Tendenz zur Oligarchie oder kehren doch zu einer solchen zurück. Dennoch bleibt es wahr, daß ein den anderen Lebenselementen entgegengesetztes Princip hier in das öffentliche Leben eindrang. Die Vereinigung mit den Zünften diente natürlich vor allem dazu, den Resten der bischöflichen Herrschaft ein Ende zu machen. Da nun diese Bewegungen immer durch innere Stürme veranlaßt und befördert und dann durch eigene Verträge geschlichtet wurden, so erschien eine außerordentliche Mannigfaltigkeit von Verfassungen. Es liegt am Tage, daß eine so mächtige, so gewaltige Veränderung auch in der politischen Stellung der Städte hervortreten mußte.

Wahrscheinlich ist es mir sehr, und es wäre ein wichtiges Moment, daß die Gründung des Einflusses der Zünfte in allen Städten, die sich während der letzten Zeit Ludwigs des Baiern vollzog, damit zusammenhinge, daß die Gegner dieses Kaisers unter den Priestern, die von dem Papst eingesetzten Geistlichen, aus den Städten verjagt wurden. Geschah das etwa zugleich durch die Begründung des neuen Regimentes? Jedenfalls haben die Minoriten, die für den Kaiser waren, von Haus aus ein nahes Verhältniß zu den niederen Classen der städtischen Bevölkerung gehabt. So viel ist klar, daß Ludwig der Baier in seiner Opposition gegen den Papst an den Städten eine vorzügliche Stütze fand. Man sieht, was es besagen will, wenn er ihre Abgeordneten auch zum Reichstage beruft. Statt sich jedoch hier wie in England mit dem niederen Adel zu

einem Unterhaus zu vereinigen, tritt das Bürgerthum in Deutschland vielmehr in den heftigsten Gegensatz gegen Fürsten und Ritter, welcher eher an die gleichzeitigen Vorgänge in Frankreich anklingt. In vielen Städten sind die Geschlechter ausgewandert, wodurch die Contraste und Conflicte zwischen drin und draußen noch verschärft wurden. Auf beiden Seiten vereinigte man sich in immer weiteren Kreisen: den großen Städtebündnissen traten fürstliche Verbindungen und Rittergesellschaften gegenüber.

Um das Jahr 1380 vereinigten sich nach und nach die drei im oberen Deutschland bestehenden Städtebünde zu einem einzigen: die, so den Bund halten bei dem Rhein, in Schwaben und in Franken. Im Jahre 1381 traten 43 große Städte zu einem Städtetag in Speier zusammen. Sie versprachen, einander binnen 14 Tagen Hülfe zu leisten. Unter den Rittergeschlechtern dagegen waren die zum Löwen die ausgezeichnetsten. Die Grafen von Württemberg ließen sich schon ungefähr 1378 bewegen, in diese Gesellschaft einzutreten. Fürsten wie Graf Eberhard der Greiner, d. h. der Zänker — auch der Rauschebart genannt — konnten nicht leiden, daß ihre armen Leute in die Städte gingen, um da als Reichsbürger eine Rolle zu spielen, daß ihnen selbst das städtische Gebiet eine unübersteigliche Schranke zog, daß die Städte oft keine Steuern in dem fürstlichen Gebiet zahlen wollten. Eberhard erwarb sich die königlichen Ansprüche auf die Städtesteuern, welche er dann mit der Härte eines Pächters eintrieb. Er versperrte den Gütern der Klöster, von denen die Städte meistens lebten, den Weg. Unaufhörlich wurde Friede geschlossen, unaufhörlich gab es Krieg. 1377 wurde Eberhards Sohn, der junge Graf Ulrich, von den Bürgern bei Reutlingen vollkommen geschlagen:

der Vater wollte mit dem Knaben, wie er ihn nennt, nicht mehr von Einem Tischtuch essen. Indessen war auch der ritterliche Adel keineswegs immer mit den Fürsten vereinigt; er that sich in besonderen Genossenschaften zusammen, um seine Interessen gelegentlich auch gegen jene zu verfechten. Die der Schlegler hätte den alten Grafen Eberhard um 1370 beinahe im Wildbad gefangen genommen; er konnte sich dann nicht rächen, wie er wünschte, da andere Fürsten mit ihnen im Bunde waren.

Zuweilen versuchte man nun beide Parteien, Adel und Städte, in einem einzigen Landfrieden zu vereinigen. Im Jahre 1383 brachte König Wenzel einen Landfrieden zustande, in welchem ganz Deutschland in vier Gruppen geschieden wurde, welche unter einander Frieden halten sollten. Im Jahre 1384 wurden die Städte zum Beitritt vermocht. Denn darin liegt der Unterschied, daß die früheren Kaiser den Landfrieden durch ihre Reichsbeamten geübt hatten, jetzt aber eine allgemeine Beistimmung dazu nothwendig war. Es war ein Gedanke Eberhards des Greiners. Die Ausführung gelang mit Hülfe des Pfalzgrafen Ruprecht, nicht auf Befehl des Kaisers. Jede Stadt namentlich verschreibt sich gegen jeden Fürsten namentlich, mit ihm im Bündniß zu sein. Da aber keine vorwaltende Obmacht vorhanden war, so führten die Verhältnisse nothwendig zu immer neuen Kriegen. Ohne Zweifel der wichtigste von allen ist der von 1386—89.

Den ersten Anlaß bot die neu aufstrebende Macht von Oesterreich. Oesterreich erwarb 1363 Tirol, 1367 Breisgau und Vorarlberg. Dadurch kam es mit seinen schwäbischen und schweizerischen Besitzungen in unmittelbare Verbindung. Jetzt fiel ihm in der Mitte von Schwaben Hohenburg zu, und

zugleich ließ sich Wenzel bewegen, die Landvogtei in Ober- und Niederschwaben, auch mehrere Reichsstädte geradezu an Oesterreich zu verpfänden. Hiedurch bekam Oesterreich für alle Städte in Schwaben und der Schweiz neue Bedeutung und Gefahr. Wie natürlich, da Oesterreich zugleich in alter Feindseligkeit mit der Schweiz verharrte, daß die schwäbischen Städte nun den Bund mit der Schweiz suchten! Im Jahre 1385 ließen sich die schweizerischen Städte, Zürich, Bern und Zug, sowie Solothurn in einen Bund mit den schwäbischen Städten ein. Dieser Bund kam dem Herzog doch wohl zu furchtbar vor. Auch ließen sich die Späne noch vertragen. Es kam fürs erste zu einer Abkunft mit den schwäbischen Städten, die der Herzog auch schon deshalb wünschte, um freie Hand gegen die Schweiz zu behalten, mit der er in tausend Zerwürfnissen lebte.

Die vier Waldstätte hielten sich abgesondert. Sie hatten ihre besondere Sache. Die Herzöge von Oesterreich verstanden es auch, diesen Gegensatz geltend zu machen. Im Jahre 1386 kam es mit den Waldstätten zu einem vollkommenen Bruch, ohne daß die Städte daran Antheil genommen hätten. Der Streit knüpft sich wohl daran, daß die Luzerner die Entlibucher, welche von Leopold III. gedrückt wurden, in ihr Bürgerrecht aufnahmen und gegen den Pfandinhaber schützen wollten. Dem gesammten Adel schien dies ein unverzeihliches Attentat. Leopold hatte Entlibuch einem seiner Ritter verpfändet. Dieser war es, der dort große Gewaltsamkeiten ausübte, z. B. die Landsteuer willkürlich erhöhte und die Einwohner in eine Kirche einschloß, bis sie sich zur Bewilligung verstanden. Die Luzerner fanden dann wieder in den drei Ländern Schutz. Entlibuch und Rotenburg waren der eigent-

liche Anlaß des Sempacher Krieges. Bern fühlte sich dem Herzoge und den städtischen Bünden zur Zeit noch näher, es versagte den Schweizern seine Hülfe. Hierauf griff alles zu den Waffen. Innerhalb weniger Wochen wurden den Luzernern und den Waldstätten von 167 geistlichen und weltlichen Herren 53 Fehden angesagt.

Bei Sempach kam es zur Schlacht, am 9. Juli 1386. Die Ritter waren abgesessen und gingen in dichten Scharen vorwärts. Die Eidgenossen drangen aus dem Holz hervor und sahen sie anrücken. Sie warfen sich nieder zum Gebet, aber indem die Ritter noch zweifelten, ob das Volk nicht damit seine Unterwerfung ausspreche, waren sie wieder aufgestanden und stürzten in vollem Lauf mit Kriegsgeschrei auf sie her. Die Ritter bildeten eine undurchdringliche Mauer; man konnte nichts gegen sie ausrichten. Da rief Arnold Winkelried, wie man erzählt, seinen Eidgenossen zu: ich will euch eine Gasse machen! und, wie Johannes Müller sehr schön erzählt, „umschlug mit seinem Arme einige Spieße, begrub dieselben in seine Brust, und wie er denn ein sehr großer und starker Mann war, drückte er im Fallen sie mit sich auf den Boden". Ueber seinen Leichnam drangen die Eidgenossen in die geschlossene Schar. Die Ritter waren nicht minder tapfer; Herzog Leopold erhob selbst das schon gesunkene Banner zum zweiten male. Aber der Muth der Bauern siegte. Herzog Leopold selbst kam um, über 600 Ritter mit ihm. Ebenso mißlangen die späteren Unternehmungen. Diese Eidgenossen nahmen eine unangreifbare, gewaltige Stellung ein. In kurzem bequemte sich dann das Haus Oesterreich zu einem Vertrag, in welchem die Schweizer ihre Unabhängigkeit behaupteten.

Nun hatten zwar die Städte hieran keinen Antheil genommen; aber es war schon dadurch auch ihr Vortheil, daß der Tod Leopolds sie von einer gefährlichen Pfandschaft befreit hatte. Jetzt faßte sogar der römische König Wenzel den Gedanken, sich an sie anzuschließen. Er verband sich mit ihnen wider den Gegenpapst Clemens, gab ihnen Reichslandvögte von geringerer Herkunft, die ihnen wenig schaden konnten, und ohne Pfandschaft, bestätigte ihre Freiheiten und versprach, ihren Bund nimmermehr abzuthun all sein Leben lang (März 1387). Sie versprachen dafür, ihn zu vertheidigen. Einer der wichtigsten Momente der städtischen Entwicklung. Endlich war der König geradezu mit den Städten wider die sich erhebende Fürstenmacht verbündet. Wenn man sich gefragt hat, warum er sich nicht zugleich mit der Hansa verbündete, die damals vielleicht noch mächtiger war, so liegt der Grund wohl vor allem darin, daß er dort keine Ansprüche, keine Landvogteien, auch keine Streitigkeiten mit den Fürsten hatte. Allein auch der Hansa hätte das Emporkommen der oberen Städte zu ungemeinem Vortheile gereichen müssen.

So viel ich urtheilen kann, war es ein gewisser Trotz der Städte auf diese glückliche Lage der Dinge, daß sie jetzt, obwohl das im Grunde gegen ihre Natur ist, eine Fehde begannen. Der Herzog Friedrich von Baiern hatte ihren Verbündeten, Erzbischof Pilgrim von Salzburg, gefangen genommen; auch hatte er Güter von ihnen niedergeworfen. Aber der Erzbischof war herausgegeben, über die Güter war Vermittlung getroffen; dennoch gaben die Städte sich nicht zufrieden, sondern fingen die Fehde an. Sie hielten 1388 einen Bundestag zu Ulm und ließen ihre Fehdebriefe gegen die bairischen Herzoge ergehen. Unter Anführung des Grafen von Helfenstein

machten sie einen Einbruch in Baiern. Schlösser wurden genommen, Dörfer verbrannt; in Württemberg, das mit Baiern verbündet war, wurden selbst die Weinstöcke nicht geschont. Hierauf kam es zu einem allgemeinen Bund zwischen Fürsten und Rittern, welche in Gesellschaften vereinigt waren. Die Fürsten und Ritter waren die stärkeren. Endlich bei Döffingen in der Nähe von Weil trafen sich die nach verschiedenen Richtungen hin verheerend schweifenden Haufen. Die schwäbischen und fränkischen Städte wurden hier völlig geschlagen (23. August 1388). Ein Charakterzug Eberhards des Greiners in dieser Schlacht ist, daß er, als sein Sohn fällt, seinen Leuten zuruft, sich darum nicht zu kümmern, sondern zu fechten. Eberhard hatte schon große Verluste erlitten, und es stand schlecht: als er Zuzug bekam. Einer jener Schlegler, Wunnenstein, hatte ihm seine Hülfe angetragen, er sie ausgeschlagen. Jener traf noch gerade im rechten Moment ein und fiel wie ein Hagel über die Feinde. Eberhard lud den alten Feind jetzt zur Freundschaft ein. Es steht in alten Rechten, antwortete dieser und plünderte das nächste Dorf.

Auch die rheinischen Städte erlitten durch Ruprecht von der Pfalz bei Worms eine Niederlage, die wetterauischen wurden bei Frankfurt geschlagen. Doch waren diese Schlachten der Natur der Sache nach nicht entscheidend. In Königshofens elsässischer Chronik kann man lesen, wie hierauf nicht allein die Badener das Straßburger Land, sondern auch die Straßburger das Badener Land verwüsten. Auch die Pfälzer drangen ins Straßburgische ein, die Sturmglocke läutete, vor dem Münster versammelten sich die Handwerker, die Söldner gingen den Feinden entgegen. Die Pfälzischen boten Tag und Ort einer Schlacht an, wie in dem alten Deutschland die

Stämme so oft gethan haben mögen; jedoch die Straßburger wollten nur dann erscheinen, wenn auch die anderen zu Fuß schlagen wollten. Und so allerwärts. Nürnberger und Eßlinger sind im Vortheil. Die Augsburger gerathen mit ihrem eigenen Bischof in Fehde, und beide Theile beschädigen sich. Die Frankfurter werden von dem Kronenberg zurückgetrieben. Entschieden behielt kein Theil den Platz. Der deutlichste Erfolg war, daß Baiern, Schwaben und Elsaß auf unerhörte Art verwüstet wurden. Im Elsaß sind 200 Dörfer verbrannt oder gebrandschatzt worden. Oft traf man meilenweit kein Dorf mehr. Der Handel lag völlig danieder. Die große Landstraße nach den Niederlanden verwuchs mit Gras und Disteln. Es leuchtet ein, daß hiebei der größte Schade doch auf der Seite der Städte war, eben weil aller Verkehr aufhörte.

Wenzel hatte Hülfe von den Städten erwartet; er war viel zu schwach, um selbst zu helfen. Er hielt nun selbst nicht mehr an dem Bunde mit den Städten fest, verbot vielmehr von Eger aus die Städtebündnisse, die er niemals aufheben zu wollen versprochen hatte: der gemeine Bund gemeiner Städte soll ab sein, und sie sollen fürbaß keinen mehr machen. Jedoch können wir Fürsten und Adel darum nicht geradezu als Sieger betrachten. Auch die Bündnisse der Fürsten wurden aufgehoben. Es ward ein allgemeiner Landfriedensbund versucht. Es soll ein Gericht besetzt werden mit vier Männern von den Städten, vier von den Fürsten und einem Obmann vonseiten des Königs. Graf Friedrich von Oettingen war der erste Hauptmann des Landfriedens in Schwaben. Die Abschaffung der Bündnisse ward übrigens nicht gerade immer gehalten. An die Hansa zumal ward gar nicht gedacht. Aber auch die

Städte am Bodensee blieben bei ihrem Bündniß, und an das schweizerische ward nicht gerührt. Jetzt wurden denn die Streitigkeiten zwischen den einzelnen Fürsten und Städten geschlichtet. Obwohl nun die Städte nicht zu ihrem Ziel gelangten, so haben sie doch durch diese friedlichen Austräge ihre Selbständigkeit eher gemehrt. Die Landvogtei gab Wenzel sogar einem böhmischen Ritter, der sich natürlich noch weniger geltend machen konnte, als ein deutscher. Schon verbanden sich die Fürsten zuweilen wieder gegen die Ritter, z. B. die Schlegler. Im Jahre 1397 ward ein neuer Landfriede gemacht, und fast alle Städte erhielten neue Gerechtigkeiten.

Noch aber gab es neben alledem eine Region, in der sich das deutsche Städtewesen in der großartigsten Weise darstellte und entwickelte. Der Großhandel bedingte für die, welche ihn betrieben, eine eigenthümliche Stellung, die sich vornehmlich dadurch documentirte, daß sie auswärts eine besondere Repräsentation besaßen. Im Orient und in Italien bildeten sich landsmannschaftliche Genossenschaften der fremden Kaufleute aus in geschlossenen Räumen unter ihren Consuln. Einen anderen Charakter bekamen die niederdeutschen Niederlassungen im Norden. In London erscheint eine Handelsgesellschaft zuerst unter dem Namen der Hansa bereits im zwölften Jahrhundert: die Kaufleute aus Köln, heißt es, haben ihre Hansa. Die übrigen schlossen sich dann an die Kölner an. Schon 1260 erscheint ein Aldermann der deutschen Kaufleute in London; ihr Haus wird als deutscher Hof — später Stahlhof — bezeichnet, der jedoch nur einen Theil der Gesammtniederlassung bildete. Dem deutschen Aldermann stand ein englischer zurseite, der für das Schuldenwesen zu sorgen hatte. Ein anderer Hauptplatz des Handelsverkehrs und der Niederlassung war Brügge

in Flandern. Neben den flandrischen hatten in Spanien auch die Kaufleute des römischen Reichs ihre Ansiedlung; so auch in Paris. In Wisby auf Gothland bildeten die Deutschen eine eigene Communität. Eine andere Ansiedlung, mit den übrigen in enger Verbindung, war zu Bergen in Norwegen. In Oberdeutschland unterscheidet man die Kaufleute, die auf den Straßen und auf dem Wasser fahren, also Import und Export treiben, von den übrigen. Sie sind nicht überall Vollbürger, aber ihre Institute hatten doch den größten Einfluß.

Der eigentliche Bund der Hansa ging hauptsächlich von Lübeck aus. Lübeck, vom Grafen Adolf I. von Holstein gegründet, erweckte früh die Eifersucht Heinrichs des Löwen, der den Handel anfangs nach Bardewiek zu ziehen suchte, später aber die Stadt sich abtreten ließ und ihr eine Verfassung gab, wie sie Soest hatte. Selbständig bildete Lübeck aber das Privatrecht aus, welches unter dem Namen des lübischen so berühmt geworden ist. Die Stadt hatte unter der Anführung ihres Bürgermeisters Alexanders von Soltwedel bei Bornhöved mitgestritten und setzte diese Fehde auch seitdem noch fort. 1234 haben die Lübecker bereits die Dänen zur See geschlagen; sie führten ein erbeutetes Schiff als Siegeszeichen mit sich fort. In kurzem haben sie das Uebergewicht, und gar bald plündern sie Kopenhagen. Hiedurch ward Lübeck in der Ostsee außerordentlich mächtig. Es wird eben dadurch ein Mittelpunkt mannigfaltiger und immer wachsender Bündnisse. Der erste Vertrag, den man urkundlich kennt, ist der bereits erwähnte zwischen Lübeck und Hamburg von 1241, hauptsächlich darauf berechnet, den Weg zwischen beiden Städten, auch das Meer von der Mündung der Trave bis zur Mündung der Elbe und die Fahrt diesen Strom hinauf

auf gemeinschaftliche Kosten in Sicherheit zu halten; denn in dieser Herrschaft über die See liegt gerade die vornehmste Schwierigkeit. Von demselben Jahre findet sich auch ein Freundschaftsbündniß zwischen Lübeck und Soest. 1256 ist diese Art der Verbindung schon sehr weit gediehen. Wir finden einen Vertrag erwähnt, dessen Urkunde indeß leider nicht zu finden ist, nach welchem eine Verbindung zwischen den westfälischen Städten und den niedersächsischen Bremen und Stade, ferner Hamburg und Lübeck zu gemeinschaftlicher Hülfsleistung besteht. Die Colonisation des Ostens entwickelte dann hier eine städtische Verbindung, die bis nach der Düna geht.

Nun hatte sich, wie wir sahen, am Rhein auch Köln zu einem gewissen Seehandel erhoben. Die Kölner fuhren stromab in die Waal und benutzten besonders den Dordrechter Hafen. Wir finden sie auch thätig in dem vortrefflichen Becken von Antwerpen mit seinem zu Handelsgeschäften sehr geeigneten Hafen. Von dem großen Markt zu Brügge hat sich dann ihr Handel nach London ausgebreitet, wo sie eine Niederlage hatten in der Oberthemsestraße, unmittelbar am Fluß. Von 1267 ist eine Urkunde vorhanden, worin die kölnischen Kaufleute in ihren alten Rechten bestätigt werden. Viele andere deutsche Städte schlossen sich ihnen an. Darauf geschah, daß auch die baltischen Städte in Verkehr mit England traten. Ihre westdeutschen Landsleute suchten sie zu verdrängen trotz eines Privilegs, das sie von Friedrich II. erworben hatten. Allmählich aber setzten sich die Lübecker durch und erhoben sich zu einer eigenen Hansa, die sodann, da sie nicht mehr zu verdrängen war, mit der kölnischen verschmolz. Hansa war der Name für bevorrechtete Handelsgesellschaften; schon die Kölner führten diesen Namen. Nach der Vereinigung entstand die Hansa der

Deutschen 1282. In verschiedenen Städten findet man einen Hansegrafen. Was die Handelsgesellschaft vereinigte, waren gemeinschaftliche Privilegien, welche sie sich erwarben, besonders Freiheit der Einfuhr und Ausfuhr nach geringen Zollsätzen und eigene Gerichtsbarkeit, ferner kriegerisches Geleit zu sicherer Warenbeförderung zu Wasser und zu Lande.

Noch im Jahre 1303 wendet sich die deutsche Kaufmannsgilde zu London an einzelne Städte, um irgend eine Maßregel von ihnen auszuwirken. Vom Anfang des vierzehnten Jahrhunderts, unglücklicherweise unbestimmt von welchem Jahre, existirt ein Einladungsschreiben von Lübeck an Osnabrück zu einer Zusammenkunft, um über gewisse Beschwerden, die von Brügge eingelaufen sind, zu entscheiden. Im Jahre 1330 finden wir zuerst in einer Urkunde den Namen Hansestädte, welcher eigentlich die Verbindung jener beiden Richtungen in sich begreift. Erst vom Jahre 1358 haben wir einen förmlichen Beschluß mehrerer der vereinigten Städte, in welchem von dem Unrecht die Rede ist, das dem gemeinen Kaufmann von Alemannien zugefügt worden sei und in welchem es ausdrücklich heißt: Städte von der deutschen Hansa.

Diese Städte hatten nun ihre besonderen Gegner an den dänischen Königen. Unter diesen machte besonders Waldemar IV. den Versuch, das dänische Reich herzustellen. Er entledigte sich der fernen Besitzungen, die nahen suchte er zu behaupten oder zu erneuern. So gelang es ihm 1361 Wisby zu erobern. Da aber vereinigten sich die wendischen und pommerischen Städte mit den Königen von Norwegen und Schweden, mit den Herzogen von Mecklenburg und Pommern, indirect selbst mit den preußischen Städten. Unter der Anführung des Grafen von Holstein und des lübischen Bürger-

meisters Wittenborg entrissen sie dem dänischen König Oeland und Gothland, sie nahmen den Zoll zu Helsingör ein. Da ihr Freund Albrecht von Mecklenburg 1363 den schwedischen Thron bestieg, so sah sich Waldemar genöthigt, ihnen große Handelsfreiheiten zuzugestehen. Diese Kämpfe haben dadurch eine gewisse Aehnlichkeit mit den oberländischen, daß auch Dänemark auf eine Reichssteuer Anspruch machte. Waldemar forderte Karl IV. auf, ihm dazu zu verhelfen, aber die Acht, die der Kaiser endlich wirklich über die Städte aussprach, verhallte wirkungslos. Auch der Papst Urban war für den König, aber ebenso vergeblich. Gerade die Gefahr machte die Städte aufmerksam, wie nothwendig ihnen eine nähere Verbindung sei. Alle Städte von Livland, Ost- und Nordsee entlang bis nach Seeland vereinigten sich. In Köln schlossen sie 1367 ihren Bund.

Sie waren sehr mächtig und hielten gewaltig zusammen. Schon 1369 sah sich König Hakon von Norwegen genöthigt, mit Schweden, jenem König Albrecht, den er angegriffen, Frieden zu machen. Nicht minder glücklich ging es ihnen in Dänemark. 1367 eroberten sie außer vielen anderen Plätzen selbst Kopenhagen unter dem lübischen Bürgermeister Warendorp. In Abwesenheit des Königs schlossen die Reichsräthe einen Frieden, kraft dessen die Städte mehrere Landstrecken und zwei Drittel der davon herrührenden königlichen Renten empfingen. In der That haben sie bis zum Tode Olafs (1385) die ihnen verpfändeten Schlösser in Besitz behalten. Ein hohes Uebergewicht behielten sie auch während der Regierung Margarethas selbst zu Zeiten der skandinavischen Union. Jene kölnische Conföderation, die 1367 geschlossen ward, war die Grundlage der späteren hanseatischen Einrichtungen.

Das Handelsgebiet der Hansa erstreckte sich jetzt von Nowgorod bis nach Lissabon. Sie tauschte die nordischen Erzeugnisse gegen die westlichen aus. Jene waren besonders Holz zum Schiffbau oder auch zum Betäfeln der Wände; die Producte der Waldungen überhaupt, Pottasche, Pech und Harz, ferner Pelzwerk; dann aber auch von der Niederung Leinsaat, Getreide, geräuchertes Fleisch u. s. w. In Bergen in Norwegen bildeten die Scharen der Kaufleute und Handwerker eine Art Staat im Staate, eine große Macht. In Nowgorod nahmen sie die entfernteste Verbindung bis zu dem wilden Sibirien hin wahr. Auch von Riga aus gelangte man nach Smolensk und zu Schlitten in das innere Rußland. Dagegen brachten sie nun aus Frankreich den Wein von Bordeaux und Rochelle. Wir finden Schiffe aus Wisby in französischen und englischen Häfen. Der deutsche Orden, der das Recht hatte, Schiffsrhederei zu treiben, ward durch den Austausch der westlichen und nördlichen Erzeugnisse reich. Von Danzig führte ein Handelsweg über Thorn, Gnesen und Posen nach Breslau, der hier mit dem anderen System in Verbindung gerieth. An der Oder hatten Frankfurt und Landsberg einige sehr unbequeme Vorrechte, die sie dazu benutzten, sich mit jenen Städten auszugleichen. Aehnlich war das Verhältniß zwischen Magdeburg und Hamburg an der Elbe, welche die Gebiete des Harzes umfaßten. Es war eine unermeßlich ausgebreitete Genossenschaft. Der Mittelpunkt des hanseatischen Handels war im funfzehnten Jahrhundert mehr in Schonen als in Lübeck, wohin von der einen Seite die Nowgorodfahrer, von der anderen die Biscayafahrer kamen. Die Hanseaten besorgten Umladung und Austausch. Durch das Schiffsgeld in Schonen machte man zugleich den Sundzoll ab.

Einigen Einfluß auf die Entwicklung der Hansa hatte es freilich, daß die nordischen Kronen sich auf einem Haupte vereinigten. Auch dadurch wirkte das ein, daß es zunächst ein deutscher Fürst, Erich von Pommern, war, der die Krone trug. Bei verschiedenen Feindseligkeiten versagten dann wohl die germanischen Städte ihre Mitwirkung. Ihrerseits widersetzten sich die Städte dann wieder der Herstellung der vollen Einheit. Eben um Heinrich von Holstein und Schleswig vor Erich zu retten, begannen die Städte 1427 eine große Fehde gegen den König, die aber nur zu Verwüstungen führte und sogar verhängnißvoll für sie wurde. Sie hätten ohne Zweifel sich selbst in den Besitz des Sundes setzen müssen. So lange derselbe in den Händen des dänischen Königs war, hatte dieser immer Gelegenheit, ihnen beizukommen. Durch diese Rücksicht wurden sie nicht selten gehemmt; zuletzt aber behielten sie doch die Oberhand. 1431 eroberten sie mit den Holsteinern Flensburg. Und da sich Schweden empörte, bequemte sich Erich zu einem Frieden, in welchem er den Städten Zollfreiheit in den nordischen Reichen, sowie in Holstein zugestand. Das verderblichste Ereigniß für die Hansen war, daß sich die Niederländer von ihnen trennten (1427). Es kam zum Kriege, der jedoch nur zu Stillständen führte, welche die Beschwerden nicht hoben. Namentlich gewährten die Könige aus dem Hause Oldenburg den Niederländern Vortheile in Bezug auf den Sundzoll, die den wendischen Städten sehr beschwerlich wurden.

Während sich nun dieser Handel im Osten, Westen und Norden von Europa ausbreitete, hatte nach dem Süden hin Oberdeutschland den Vorzug. Einer der größten natürlichen Handelsplätze der Welt ist Constantinopel. Nach meinem

Dafürhalten wird Deutschland niemals wieder seine richtige Stellung erlangen, wenn nicht diese Gebiete seinem Fleiße wieder eröffnet, Constantinopel in die Gemeinschaft der europäischen Nationen hereingezogen wird. Im zwölften Jahrhundert war es der Sitz des indischen Handels: Pfeffer, Ingwer, Seiden- und Purpurgewänder kamen daher. Andere Waren kamen nach Venedig oder nach Genua. Eine der wichtigsten Stellungen für diesen Verkehr hatte in allen Zeiten Regensburg, besser als Wien, da es dem Rheine näher liegt, wie wir denn die Waren von dort bei Coblenz vorbeiziehen sehen. Das Stapelrecht von Wien nützte nicht viel, da die Regensburger Häuser sich in Wien ansiedelten. Seitdem waren Wien und Regensburg enge vereinigt. Es gab noch eine große Handelsstraße durch Oberschlesien und den Jablunka-Paß nach Ungarn und Italien; eine andere aus Krakau, eine dritte aus Kiew nach der Donau. Nach Italien führte eine Straße von Wien, die auf Aquileja ging, und die Landstraße über Füssen und Bozen, die noch von den Römern herrührt. Es leuchtet ein, daß dieser Verkehr von dem nach Osten und Norden gerichteten noch zu entfernt war. Um den Anschluß zu erleichtern, bildeten sich Prag und Wien aus. Der Gedanke Karls IV. war, Donau und Moldau durch einen Kanal zu verbinden, was nun freilich die größte Erleichterung für den Handel gewesen sein würde. Fragt man aber, was Süddeutschland in die Wagschale zu werfen hatte, so waren es zum Theil Metalle, zum Theil aber die Producte des Augsburger und Nürnberger Kunstfleißes. Theophilus Presbyter kann im dreizehnten Jahrhundert die Geschicklichkeit der Deutschen in Gold- und Silberarbeit nicht genug rühmen. Nürnberg wird weltberühmt. Hüllmann verzeichnet acht Handelsstraßen der

Nürnberger und Augsburger, von denen die wichtigsten folgende sind: nach Süden nach Aquileja und Venedig, nach Westen nach Metz und Verdun, nach Norden über Frankfurt nach den Niederlanden und England, von wo noch immer Zinn geholt wird, nach Osten und Nordosten über Erfurt nach Lübeck und über Görlitz, Glogau, Posen nach Danzig. Frankfurt kam hauptsächlich durch die gute Lage empor, wodurch es den östlichen und westlichen Verkehr vermittelte.

Man könnte vielleicht meinen, daß das Städtewesen trotz alledem nichts dauerhaft Großes bewirkt habe, da von allen diesen mächtigen Unabhängigkeiten jetzt nichts mehr übrig ist. Allein die Wirkung der Städte war eine universale; sie beschränkte sich nicht auf sie selber allein. Hier ward die Kriegführung durch Fußvölker zuerst wieder in Gang gebracht. Im funfzehnten und sechzehnten Jahrhundert waren die Schweizer die beste Miliz der Welt, der sich alsdann die Schwaben als Landsknechte entgegensetzten, um dann ebenfalls eine vorzügliche Infanterie zu bilden. Von den Bürgern ward das Schießgewehr zuerst ernstlich benutzt. In Deutschland finden wir es zuerst in einer Ausgaberechnung der Stadt Nürnberg von 1356; 1378 hatte Augsburg drei große metallene Stücke, deren größtes eine Kugel von 127 Pfund schoß. Schon 1360 finden wir das Schießpulver in Lübeck, 1365 in Eimbeck, 1372 in Braunschweig, 1378 in Gent. Pulvermühlen wurden angelegt, z. B. 1435 in Nürnberg. Gleichzeitig finden wir das Pulver auch außerhalb Deutschlands angewandt in den großen Conflicten, welche die Welt trennten: zwischen Spaniern und Mauren bei Algeziras 1342, zwischen Engländern und Franzosen bei Crecy 1346, zwischen Venezianern und Genuesen bei Chioggia 1379. Anfangs zur Vertheidigung, dient es bald

auch zum Angriff, dem es dann ein Uebergewicht über die Abwehr verleiht. Eine unermeßliche Naturkraft stellte sich mehr und mehr der Politik zur Verfügung. Es war nicht bloß eine ultima ratio regum, wie man es später bezeichnet hat: die allgemeinen Interessen und Gedanken überhaupt empfingen ein äußeres Werkzeug von ungeahnter Stärke, dessen sich dann eben auch besonders die Städte zur Behauptung ihrer Tendenzen zu bedienen wußten.

Auch für die friedliche Cultur aber gewannen die deutschen Städte die höchste Bedeutung. Neben der Baukunst gedieh jetzt in ihnen als die vorzugsweise moderne Kunst die Malerei. Die erste Schule wahrer Kunst findet sich gegen Ende des vierzehnten Jahrhunderts in Köln. Von dem dortigen Meister Wilhelm wird 1390 gerühmt, daß er der beste Maler in deutschen Landen gewesen sei und die Menschen in voller Lebendigkeit abgebildet habe. Kirchlicher Sinn, großartige strenge Einfalt, Tiefe des Sinnes zeigt sich in seiner Schule vereint mit einem unverkennbaren Talent der Individualisirung und Naturgemäßheit. Nicht selten ferner bieten die Städte aus eigenem Antrieb Stätten dar für die Stiftung von Universitäten, wie wir an Basel, Erfurt, Köln sehen. In ganz Niederdeutschland gründen sie, oft im Kampfe mit der Geistlichkeit, Stadtschulen. Meistergesang, Volksdichtung und Fastnachtspiele verdanken den Städten Ursprung und Pflege. Eine der merkwürdigsten Productionen endlich, die im Schoß deutscher Städte entstand, ist die Erfindung der Buchdruckerkunst, in der sich das Handwerk mit den höchsten geistigen Bestrebungen unmittelbar in Verbindung setzte; wer wüßte nicht, welche Förderung die Sache der Reformation dadurch erfahren hat? Nehmen wir hinzu, daß in den Städten schon ohnehin eine

lebendige Antipathie gegen das Papstthum war, so zeigt sich, wieviel das zu bedeuten hatte. Sie gaben die Grundlage zur Entwicklung eines großen nationalen Gemeingefühls und Sinnes.

Aber selbst abgesehen von allen Einzelnheiten, Verkehr, Gewerbe, Kriegführung, Buchdruckerkunst u. s. f., kann man in dem Emporkommen der Städte nichts anderes erblicken, als eines der größten Elemente des modernen staatlichen Lebens. Denn sie sind offenbar die Träger dessen, was man den dritten Stand nennt und was zu allen späteren Bewegungen den Antrieb gegeben hat. Hier wurzeln alle liberalen Ideen. Was war der Sturm des Jahres 1848 anders, als ein Versuch, mit der Idee des dritten Standes die Idee von Land und Lehen umzustürzen? Worauf ist das ganze revolutionäre Bestreben anders gerichtet, als auf einen inneren Umsturz zugunsten dieses dritten Standes? Das städtische Element will Staat sein wie im Alterthum. Der moderne Staat enthält jedoch noch jene anderen selbständigen und nicht zu beseitigenden Elemente. Immerhin hat sich in diesem Gegensatz das moderne Leben entwickelt, wie früher mehr in dem zwischen Staat und Kirche. Die constitutionellen Verfassungen sind im Grunde nur ein Versuch, den Frieden zwischen diesen beiden Elementen zu erhalten, wie die alten Landfrieden, sie gegen einander auszugleichen.

Achtes Capitel.

Zeiten des Schismas.

Wenn wir darauf zurückkommen, die abendländische Christenheit als eine Einheit zu betrachten, so sehen wir wohl, wie lebensvoll an jeder Stelle, wie schlagfertig zu jeder Stunde alles war, zugleich aber auch, wie es an jeder zusammenhaltenden Kraft gebrach. Die Nationalitäten sonderten sich von einander, sie trachteten nach selbständiger Aufstellung, vornehmlich im Gegensatz gegen das Papstthum, und nach eigenthümlicher innerer Gestaltung.

Frankreich hatte durch seine Verbindung mit dem Papstthum, durch welche es zu einer Art von Alleinherrschaft emporstieg, nicht wenig dazu beigetragen, die Gegensätze zu allgemeinen zu machen; aber es wurde selbst von denselben betroffen. Im Kampfe gegen Eduard III. war es nahe an seinen Untergang gebracht, zumal da zugleich die inneren Elemente in den heftigsten Widerstreit geriethen. Noch behauptete es sich in seiner nationalen Selbständigkeit, aber unter dem schwachen König Karl VI. brachen die entgegengesetzten Elemente in erbittertem Kampf gegen einander los. Nationalität und Adel hatten mit einander den Sieg erfochten, aber am Hofe selbst, unter den Gewalthabern, brachen die widerwärtigsten Streitigkeiten

aus. Im Jahre 1396 verfiel König Karl VI. in vollkommenen Blödsinn. Seitdem waren sein Bruder, Herzog Ludwig von Orleans, und sein Oheim, Herzog Philipp der Kühne von Burgund, Stifter der burgundischen Linie (1363—1404), die vorwaltenden Männer. Besonders durch seine Vermählung mit Margarethe von Flandern ward der Herzog von Burgund überaus mächtig. Sie vertrugen sich ziemlich gut, wenigstens äußerlich. Aber nach dem Tode Philipps, als Orleans die ganze Gewalt an sich riß und zu seinem Nutzen brauchte, bildete sich die heftigste Feindschaft, die endlich dahin ausschlug, daß Orleans 1407 ermordet wurde. Herzog Johann von Burgund bekannte sich zu der Missethat.

In England entsprach König Richard II. der Erwartung, die man sich von einem Sohne des schwarzen Prinzen machte, schlecht. Besonders tadelte man ihn, weil er 1396 einen achtundzwanzigjährigen Stillstand mit Frankreich geschlossen. Richard konnte in seinem eigenen Hause nicht regieren. Seine Oheime waren gegen ihn. Fortwährend finden wir ihn mit inneren Empörungen kämpfen. Besonders hat er die Londoner gegen sich, die damals, wie Froissart sagt, den größten Antheil an der Regierung des Reiches hatten. Endlich empörte sich der junge Herzog Heinrich von Lancaster, der verbannt und darauf enterbt worden war, wider den König und gewann die Hilfe der Londoner für sich. Er nöthigte 1399 König Richard, abzudanken. Es war die Zeit, in welcher sich die Stuarts in Schottland befestigten.

Zwischen Castilien und Portugal war soeben ein Vertrag geschlossen worden, als sich beim Tode des Königs Fernando von Portugal 1383 der Streit auf das gewaltigste erneuerte. König Johann I. von Castilien nahm die portugiesische Krone

in Anspruch. Nie war die iberische Idee, von der freilich in dieser Form noch nicht die Rede war, ihrer Verwirklichung näher, als im Mai 1385, als die Castilianer Lissabon, dessen Hafen sie innehatten, mit aller Macht auch von der Landseite angriffen. Aber hier regte sich der provinciale Geist, der niemals wieder hat gedämpft werden können. Die Belagerung mußte aufgehoben werden. Der Ordensmeister von Avis, Johann, natürlicher Bruder Fernandos, wurde zum König von Portugal erhoben. Er erfocht den großen Sieg bei Aljubarota.

Wir sahen, wie in Deutschland Kaiser Karl IV. eine große Hausmacht vereinigte und durch diese eine hohe Stellung in der Welt einnahm. Bei dem Tode Karls IV. gingen aber aus seiner Macht durch Erbtheilung fünf verschiedene Herrschaften hervor; der kaum vereinigte Ländercomplex wurde sogleich wieder zersplittert. Wenzel bekam Böhmen und die angrenzenden Länder, Schlesien und die Oberpfalz, Sigismund die Mark Brandenburg, Johann die Lausitz mit Jauer und Schweidnitz, Jobst, Karls Neffe, Mähren, sein Bruder Wenzeslaus behielt Luxemburg und Brabant. Von diesen erlangte dann, wie wir sahen, Sigismund alsbald eine sehr wichtige Stellung, da er in die ungarischen Verhältnisse verwickelt wurde.

Eine überaus merkwürdige Figur war der König Ludwig, genannt der Große, von Ungarn. Wir berührten die Streitigkeiten, die bei dem Tode des mächtigen angiovinischen Königs Robert in Neapel ausbrachen. König Ludwig machte gegen den von dem Papst begünstigten Johann von Tarent sein Recht an Neapel eine Zeitlang sehr glücklich geltend. Durch Vermittlung des Papstes blieb Johann freilich König von Neapel. Aber damit war die Verbindung der Ungarn mit Neapel nicht abgerissen, die nun die Italiener und namentlich

die Venetianer mächtig erregte. Nach der anderen Seite hin machte Ludwig 1352 einen sehr glücklichen Feldzug gegen Rothrußland und Litthauen. Der Chan der Krim versprach ihm einen Tribut. Dann wieder führte Ludwig jenen Krieg gegen die Venetianer, die ihm so höchst gefährlich waren. Er unterwarf Serben und Bulgaren; die Moldau, die eben damals sich neu bevölkerte, mußte ihm huldigen. Ein bosnischer Ban, der sich dem katholischen Glauben zugesellte, ward von ihm unterstützt. Mit Polen, wie mit Böhmen, war er verbündet. Im Jahre 1370 folgte er nach Kasimirs des Großen Tode diesem in Polen nach. Es schien nun, als würde diese Combination noch viel umfassender werden, da der luxemburgische Prinz Sigismund, Markgraf von Brandenburg, mit der ältesten Tochter Ludwigs, Maria, vermählt, in Ungarn und Polen als Thronfolger anerkannt wurde. Es würde, wenn es dabei geblieben wäre, die Verbindung der deutsch-slavischen Elemente, die wir entstehen sahen, und zugleich die Entwicklung des Ritterthums in Preußen die Oberhand behalten haben.

Allein dem setzte sich eine andere Verbindung, die Polens mit jenem Großfürstenthum Litthauen entgegen, das bisher das Hauptobject für die Angriffe der Ritter und Kreuzfahrer des Abendlandes gebildet hatte. Sigismund hätte kraft des Rechtes der Maria auch Polen erben sollen; aber die Polen, noch wenig mächtig und von allen Seiten angegriffen, verlangten, daß er in ihrem Lande wohne, was für ihn unausführbar war. Sigismund konnte unmöglich diese ganze luxemburgische und angiovinische Erbschaft verwalten. Die Reichsverweserin Elisabeth sprach die Polen von dem ihrer ältesten Tochter geleisteten Eide frei; die jüngere, Hedwig, wählte sich Jagiel von Litthauen zum Gemahl. Großfürst

Jagiel wurde König von Polen, wofür er das Christenthum annahm. Das eben war das Motiv, weshalb Hedwig nach längerer Weigerung in diese Ehe willigte; es machte ihr Eindruck, daß dadurch eine ganze heidnische Nation der Hölle entrissen würde. Wladislav Jagello, wie er nach der Taufe hieß, beherrschte Polen und Litthauen fast ein halbes Jahrhundert, von 1385—1434. Er ließ 1386 auf einem großen Landtag das Christenthum förmlich zum Gesetz erheben. Zwar blieben in Litthauen noch einige Großfürsten bestehen, die sich aber enge an Polen anschlossen. Die Macht der Jagellonen kam empor, die jener luxemburgisch-ungarischen geradezu entgegenlief.

Zu diesen mancherlei politischen Entzweiungen, welche die Welt zersetzten, gesellte sich nun noch eine kirchliche, als die empfindlichste von allen. Schon lange hatte sich ein allgemeiner Widerwille gegen den Aufenthalt der Päpste in Avignon zu regen begonnen. Er spricht sich z. B. in den Ermahnungen der heiligen Brigitta, der heiligen Katharina von Siena an die Päpste aus. Endlich hatte sich Gregor XI. 1376 nach Rom zurückzugehen entschlossen. Daß dieser Papst nicht lange nach seiner Ankunft ebendort starb, ward ein höchst wichtiges Weltereigniß. Vier Italiener, ein Spanier, elf Franzosen gingen als Cardinäle ins Conclave und würden, wären sie sich selbst überlassen worden, ohne Zweifel einen Franzosen erwählt haben. Aber das römische Volk, welches das Conclave beherrschte und bedrohte, nöthigte die Cardinäle, einen Italiener zu wählen; sie nahmen einen Neapolitaner, der sich Urban VI. nannte. Sie scheinen erwartet zu haben, daß er nicht annehmen werde, weil die Wahl erzwungen sei, zumal sie selbst die von ihnen getroffene Wahl widerriefen. Elf von ihnen wählten dann den Franzosen Clemens VII. Es war nicht ein einfacher

Zwiespalt: in der Wahl Urbans lag eine Reaction gegen die Herrschaft, welche Frankreich bisher ausgeübt hatte. Beide Päpste fanden Anhänger. Die nächsten Verbündeten der Franzosen hielten an Clemens fest; die übrigen konnten die rechtmäßige Wahl des anderen nicht leugnen. Auf der französischen Seite suchte man die erworbene Oberherrschaft festzuhalten. Urban dagegen hatte besonders im Norden, auch in Deutschland, seine Obedienz. Es findet sich, daß Wenzel den Städten bei seiner Verbindung mit ihnen zur Pflicht machte, an Urban festzuhalten. Die ohnehin so schwierigen politischen Verhältnisse vermehrten ihrerseits die Spaltung.

Zunächst auf die italienischen Angelegenheiten wirkte das Schisma mächtig zurück, wo Karl III. von Durazzo die ungarischen Ansprüche auf Neapel wieder in Anregung brachte. Er hatte die Absicht, diese große Weltstellung seines Hauses zu behaupten. Er ließ die Königin Johanna 1382 ersticken, nachdem er sich, von dem römischen Papst Urban unterstützt, des Reiches bemächtigt hatte. Er schlug sodann eine französische Armee, [welche nach Italien zugunsten seines Nebenbuhlers, des Herzogs Ludwig von Anjou, herüberkam. Er wußte sich der Reichsverweserin Elisabeth zum Trotz selbst in Ungarn Ansehen zu verschaffen, bis er 1386 dort ermordet ward. Einen eigenthümlichen Zusammenhang hatten hiemit, wie wir früher sahen, die venetianisch-genuesischen Kriege. Man dürfte wohl sagen, daß hier fast ein Verhältniß eintrat, wie in Polen. Eine ungarisch-angiovinische Combination waltete noch vor. Die Venetianer widersetzten sich ihr.

Bei dem Tode Clemens' VII. (1394) suchte nun König Karl VI. von Frankreich eine neue Wahl zu verhindern; aber die Cardinäle ließen sich dadurch nicht abhalten. Der neu-

gewählte Benedict XIII., ebenso wie sein römischer Gegner Bonifaz IX. und dessen Nachfolger, hielten an ihrer Würde auf das nachdrücklichste fest. Benedict aber fand nicht denselben Gehorsam wie sein Vorgänger Clemens. Vornehmlich stieß er bei der Universität Paris auf Widerstand. Ich sollte glauben, diese Universität, die ja nicht eine französische, sondern eine europäische hohe Schule war, müßte durch die einseitige Obedienz gegen einen nicht allgemein anerkannten Papst besonders verloren haben. Verzeichnet findet sich, daß der Hof von Avignon die Vergebung aller Stellen an sich zog und dadurch die Universität Paris, welche darauf auch ein gewisses Recht ausübte, in große Verlegenheit setzte. Besonders war sie über Peter von Luna, der die päpstlichen Geschäfte verwaltete, mißvergnügt. In einem Schreiben beklagt sie sich über ihn als einen nichtswürdigen Menschen. Daher entwickelt sich zwischen der Corporation der Universität und dem Hofe von Avignon ein natürlicher Gegensatz. Die Universität gewann am Ende den König und den Clerus von Frankreich für sich; sie brachte den Gedanken auf, beide Päpste zur Abdankung zu nöthigen und dann die Wahl eines neuen vornehmen zu lassen. Dazu war aber natürlich auch die Beistimmung der entgegengesetzten Obedienz nöthig. Aus diesem Grunde wandten sich die Franzosen 1395 an die Deutschen, an König Wenzel.

Wie wäre es nun wohl in dieser Lage möglich gewesen, jenen Kampf gegen den Orient, zu dem die Päpste früher alles hatten vereinigen wollen, glücklich fortzusetzen? Fassen wir der allgemeinen Auflösung des Abendlandes gegenüber die Stellung der orientalischen Mächte ins Auge. Ich will hier noch nicht von Timur handeln, der ganz Asien noch einmal

der Herrschaft der Mongolen und zugleich des Islam zu unterwerfen strebte, aber dadurch so beschäftigt war, daß er seine Macht zunächst nicht gegen Europa wenden konnte. Das griechische Reich wär durch jene Combination, deren Mittelpunkt die sicilianische Vesper bildete, in seiner Eigenthümlichkeit gerettet worden. Der Nachfolger Karls von Anjou konnte es nicht unterwerfen; dagegen setzte sich dieselbe Macht, welche den Anjous überhaupt Widerstand leistete: Andronikus der Aeltere († 1332) rief gegen die neapolitanischen Angriffe catalanische Banden unter Roger de Flor zu Hülfe. Die lateinischen Elemente, die Constantinopel nicht hatten überwältigen können, behalten in jenen Regionen noch immer eine große Einwirkung, und zu einer eigentlichen Consolidation konnte es um so weniger kommen, als in dem griechischen Reiche selbst Thronentzweiungen ausbrachen. Andronikus II. hat mit seinem Enkel zu kämpfen, der ihn zuletzt verdrängt. Dies ist Andronikus III., welcher 1332 auf den Thron kam. Nach seinem Tode (1341) brach über die Vormundschaft über seinen minderjährigen Sohn Johann noch ein anderer erbitterter Streit zwischen den großen Männern des Reiches, Kantakuzenos und Apokaukos, aus. Das war es denn, was den osmanischen Türken, die wir gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts in Bithynien emporkommen sahen, die schönste Gelegenheit gab, immer mächtiger in Kleinasien um sich zu greifen. In einer neuen Entzweiung in Constantinopel war es ihre Hülfe, welche entschied. Durch sie bestieg 1347 Johann Kantakuzenos den Thron.

Eigentlich beiden, den Türken sowie den Griechen entgegengesetzt, erhoben sich die Serben, die damals eine Periode der Macht hatten. An ihrer Spitze standen die Nachkommen jenes

Nemanja, auf dessen Anerbieten einst Kaiser Friedrich I. nicht eingegangen war. Ihr mächtigster Fürst Stephan Duschan nannte sich Kaiser und König. Er beherrschte Macedonien und glaubte zur Eroberung von Constantinopel bestimmt zu sein. Die Serben nahmen sich der Paläologen an, aber die Verwicklung, in die sie dabei geriethen, führte den Untergang ihres Reiches herbei. Murad I., 1357—89, ist als der Gründer der osmanischen Macht in Europa anzusehen. Er machte Adrianopel zu seiner Hauptstadt und stiftete in den Janitscharen ein unüberwindliches Fußvolk. Oft schlug er mit den Serben. Sie stritten um die Herrschaft über das südöstliche Europa. Auf der Ebene von Kossowo trafen sie im Jahre 1389, zum Kampfe auf Leben und Tod bereit, zusammen. Es ist dies der von den serbischen Sagen am meisten celebrirte Moment. Milosch Obilitsch erschlägt den Sultan der Türken mitten in seinem Heer. Aber die Serben werden nichtsdestominder überwunden und sind seitdem in der Knechtschaft der Osmanen. Ihr waffenmächtiger Dienst, lange Zeit nicht ohne einen Rest von Selbständigkeit, ist in ihren Nationalsagen in der Figur des Kraljewitsch Marco repräsentirt. Durch die Mischung von orientalischer Gesinnung und occidentalischen Elementen bildeten sie dann eine für Europa neue, höchst eigenthümliche Erscheinung.

Die Osmanen fielen darauf in Bosnien ein und nahmen Besitz von Bulgarien, das zu Ungarn gerechnet wurde. Eine ungeheure Aufgabe hatte dadurch König Sigismund als König von Ungarn: dies Reich gegen die Türken zu behaupten. Er ließ dem neuen Sultan Bajesid I. Vorstellungen über seinen Friedensbruch machen. Bajesid wies dem Gesandten die in seinen Gemächern aufgehängten Waffen als seine Besitztitel.

Die Türken nahmen zugleich die Küsten des schwarzen Meeres und Salonichi in Besitz. Von beiden Seiten bedrängt suchte Kaiser Manuel II. (1391—1425) sein Heil bei dem Abendland, namentlich eben bei König Sigismund. Noch war vielleicht etwas auszurichten, da die Walachei und Bosnien sich unabhängig hielten. Die Schlacht von Kossowo hatte man im Abendlande für einen Sieg der Christen gehalten. Und wie nun hier der Eifer, gegen die Ungläubigen zu kämpfen, noch nicht erloschen war, am wenigsten in Frankreich, so fanden die Bitten Sigismunds Gehör daselbst. Es geschah unter der Beistimmung des französischen Papstes und König Karls VI., daß sich die Ritterschaft von Frankreich, von der so manches hervorragende Mitglied bei Sigismund in Ungarn gewesen war, zu einem großen Feldzug aufmachte. Es war nach dem Abschluß des 28jährigen Waffenstillstandes mit England, und Krieg war ihr Gewerbe. An die Spitze stellte sich der Sohn des Herzogs von Burgund, der hier seine Ritterschaft erwerben wollte. Die vornehmste Macht jedoch kam aus Deutschland; man zählte, die Ungarn eingerechnet, 100,000 Mann. Dies Heer eroberte Widdin und Rahowa und unternahm im September 1396 die Belagerung von Nikopolis. Bajesid eilte aus Asien zum Entsatz herbei; man hatte ihn nicht erwartet. Am 28. September 1396 — der Tag ist jedoch nicht ganz sicher — kam es zur Schlacht.

Der Franzosen hätte man so sehr nicht bedurft, zumal sie sich die größten Zügellosigkeiten erlaubten, aber wohl der Polen und Litthauer. Allein soeben machte Jagello nach dem Tode der Gemahlin Sigismunds im Namen der eigenen Gattin Hedwig Anspruch auf Ungarn. Die Woiwoden Siebenbürgens und der Walachei, die sich im Heere Sigismunds befanden,

zeigten deshalb von Anfang an eine zweideutige Haltung. Was jedoch die Katastrophe eigentlich herbeiführte, war der unbesonnene Ehrgeiz der französischen Ritter, welche den ersten Angriff keinem anderen überlassen wollten und ihre Kraft gegen die von Bajesid ins Vordertreffen gestellten leichten Truppen der Türken aufbrauchten. An der unbezwinglichen Schar der Pforte der Osmanen, den Janitscharen und Spahis, prallte dann ihr Ansturm ab und sie erlitten die förmlichste Niederlage, in die dann auch die Ungarn und Deutschen umsomehr hineingezogen wurden, als die Walachen von ihnen abfielen, während die Serben den Türken treu blieben. Viele Christen kamen auf der Flucht in den Wellen der Donau um; Sigismund selbst rettete sich nur auf abenteuerliche Weise auf einem Kahne den Strom hinab, worauf ihn ein venetianisches Fahrzeug aufnahm, um ihn auf dem Seewege nach Ungarn heimzuführen. Sultan Bajesid erklärte die gefallenen Türken für Märtyrer, die er nicht ungerochen lassen könne: er ließ die christlichen Gefangenen zu Tausenden gräßlich ermorden; nur Knaben unter zwanzig Jahren und die vornehmsten Ritter, diese um des hohen Lösegeldes willen, wurden verschont.

Auf den Sieg von Nikopolis gründete Bajesid die Ausbreitung seiner Herrschaft in Europa. Er machte Thessalien zu seinem Jagdrevier und überzog den Peloponnes. Kaiser Manuel mußte in Constantinopel selbst die Errichtung türkischer Moscheen unweigerlich gestatten; er reiste in den Occident, vornehmlich nach Paris, um zu einem neuen Kreuzzuge aufzurufen. Auch im Donaugebiete drangen die Türken weiter vor, sie nöthigten die Walachen zur Unterwerfung; ihre Reiter streiften bis nach Steiermark, sie zerstörten Pettau. Schon damals schwebte Ungarn in Gefahr, ihren Waffen zu erliegen:

da verschaffte das Vordringen der Mongolen unter Timur im Rücken der Osmanen, ähnlich wie in den Zeiten der Dschingissiden, der Christenheit für eine Weile Erleichterung, die man nur auch diesmal — in andere, innere Händel verwickelt — nicht mit Umsicht und Kraft zu benutzen verstand.

Wie durch das siegreiche Vordringen der Osmanen im illyrischen Dreieck das Schicksal des südöstlichen Europas auf Jahrhunderte hinaus bestimmt ward, so kommt für den Nordosten des Erdtheils nahezu die gleiche Bedeutung jener durch die jagellonische Ehe bewirkten Verbindung von Polen und Litthauen zu. Das deutsche Interesse wurde dadurch sogar noch weit unmittelbarer betroffen. Der deutsche Orden in Preußen verlor durch die Bekehrung der Litthauer das vornehmste Object seiner fortschreitenden äußeren Politik, man kann selbst sagen: den eigentlichen idealen Zweck seines Daseins überhaupt. Von der Offensive ward er in die Defensive gedrängt; denn die Litthauer beharrten ihrerseits auch als Christen in feindseliger Gesinnung. In dem Großfürsten Witold, einem Vetter Jagellos, dem von diesem im Heimathlande ziemlich freie Hand gelassen wurde, kam der alteingewurzelte Stammeshaß gegen die Deutschen in Preußen zu groteskem Ausdruck: er vermaß sich wohl, sie allesammt in der Ostsee zu ersäufen. Und wie hätten nicht die Polen, durch die Vereinigung mit Litthauen gestärkt, auf die alten Streitigkeiten mit den Hochmeistern zurückkommen sollen? Die Erinnerung an die eigenen Ansprüche auf Pomerellen, denen sie in dem Frieden zu Kalisch hatten entsagen müssen, wurde um so mehr wieder lebendig, als der Orden, indem er 1402 auch die Neumark von Sigismund käuflich erwarb, seine Stellung am linken Weichselufer für immer zu befestigen beflissen

schien. Es bedurfte dann nur einiger an sich untergeordneter nachbarlicher Irrungen, die nicht ausbleiben konnten, um den großen Gegensatz des slavisch-lettischen und des deutschen Elements in den heftigsten Kampf ausbrechen zu lassen.

Im Sommer 1410 zogen beide Mächte gegen einander; es waren die größten Heere, welche die eine wie die andere jemals ins Feld gestellt. Wladislaw Jagello und Witold führten bei 100 000 Streiter herbei, wovon fast die Hälfte aus verbündeten heidnischen Tataren bestand, gegen die in einer früheren Epoche die Polen mit den Deutschen vereint zu fechten gewohnt gewesen; sie bezeichneten die Straße ihres Angriffs durch grausame Verheerungen. Das Heer des Ordens zählte an 50 000 Mann unter 65 Bannern, davon ein Drittel ritterlich gerüstet. So trafen sie am 15. Juli bei Tannenberg zusammen. Die Schlacht verlief ähnlich der von Nikopolis. Die Ritter jagten die ihnen zuerst begegnenden Litthauer und Tataren in die Flucht; sie haben schon ihr „Christ ist erstanden" als Siegeslied angestimmt. Dann aber vermochten sie ermüdet der Uebermacht nicht mehr zu widerstehen; die polnischen Kerntruppen, nicht ohne die Hülfe böhmischer Söldner, erfochten die Entscheidung. Neben dem Hochmeister Ulrich von Jungingen fielen die Gebietiger und die Komthure, die Blüthe des Ordens. Ueber 50 erbeutete Banner hat Wladislaw im Dome zu Krakau aufhängen lassen. Das Land selbst, schon von inneren Zerwürfnissen der Unterthanen mit den Herren geschwächt, schien dem feindlichen Einfall erliegen zu müssen. Wenn dann die tapfere Vertheidigung des Haupthauses zu Marienburg durch den Komthur von Schwetz, Heinrich Reuß von Plauen, und zugleich eine Diversion, die König Sigismund von Süden her gegen Polen unternahm,

Jagello für diesmal noch zu einem raschen und glimpflichen Friedensschlusse bewog, so war das Schicksal des Ordensstaates dennoch seitdem besiegelt: seine Machtstellung in der östlichen Welt sah er unwiederbringlich verloren gehen. Es war ein Umschwung der nationalen und damit zugleich der Culturverhältnisse jener Regionen bis tief in die Neuzeit hinein.

Indem sich aber dergestalt zu den vorhandenen immer neue und umfassendere politische Entzweiungen gesellten, hatte man auch die kirchliche, die universalste von allen, trotz aller Anstrengung nicht zu überwinden vermocht. Aus den Versuchen, die zu einer Schlichtung gemacht wurden, entwickelten sich vielmehr weitere Schwierigkeiten. Der große Wendepunkt in dem eigenen Geschicke Wenzels liegt darin, daß er sich, wie berührt, von der in Deutschland wohl begründeten Obedienz, die auch später als die legitime angesehen worden ist, der des römischen Papstes, abwandte und auf die Idee der Franzosen einging, beide Päpste abzusetzen. Dieser Gedanke ist insofern von hohem Interesse, als daraus, wenn er sich hätte verwirklichen lassen, eine von den Cardinälen und der gewohnten hierarchischen Form unabhängige Action der gesammten Kirche hervorgegangen wäre. Indem sich Wenzel dieser Richtung anschloß, ward er selber abgesetzt. Sein Nachfolger Ruprecht hielt dann fast zu stark an der regelmäßigen Folge der Päpste fest. Wie aber hätte er in den allgemeinen Fragen etwas ausrichten sollen, da er sich nicht einmal im Reich als König ein festes Ansehen zu verschaffen wußte? Statt dessen gewann allmählich die Idee der Pariser Universität in den weitesten, endlich auch den höchsten Kreisen der Kirche selber Geltung.

Zunächst waren es eben die Universitäten, in denen die theologische Lehre gepflegt und entwickelt wurde, welche die

Einheit der Kirche trotz der eingetretenen Spaltung festhielten. Die Einheit der Lehre hat eine unermeßliche Macht in der Welt. Aber die Lehre ist frei und bewegt sich in nicht genau vorzuzeichnenden Bahnen. In Paris waltete die Tendenz vor, die Kirche zu reformiren, aber auf der Grundlage der bisherigen Verfassung und Lehre. In Oxford und Prag gab es wenigstens eine starke Partei, welche ganz derselben Gesinnung war. Diese Universitäten sind es gewesen, welche ein allgemeines Concilium forderten, worin die Vernichtung der beiden Obedienzen vorgenommen werden sollte, und ein solches zuletzt in der That durchsetzten. Die Universität Paris fand dabei an dem gesammten gallicanischen Clerus Unterstützung. Nach den Beschlüssen des Nationalconcils von 1406 sollte die französische Kirche sich selbst verwalten bis zur Wahl eines allgemein anerkannten Papstes. Auch die Universitäten in Wien und Bologna schlossen sich dem allgemeinen Verlangen an. Doch würden sie sämmtlich wohl nichts ausgerichtet haben, wenn nicht die Cardinäle des einen wie des anderen Papstes auf ihre Seite getreten wären. Die Cardinäle betrachteten sich wie die Capitulare eines Stiftes, wie die Kurfürsten des Reiches. Da ihre Päpste ihnen nicht folgen wollten, so fielen sie von denselben ab, und es ward das erste große Concil in Pisa im Jahre 1409 gehalten.

Man zählte dort 24 Cardinäle, gegen 100 Erzbischöfe und Bischöfe, 30 Aebte, viele Sachwalter derer, die nicht persönlich erschienen, aber auch 100 Doctoren der Theologie, 300 Doctoren beider Rechte, welche als die Bevollmächtigten ihrer Universitäten auftraten. Die größte Rolle spielte der Kanzler von Paris, Johannes Gerson. Es setzte sich auch hier die Tendenz, welche gleichzeitig in den Staaten gesiegt hatte, durch, die

allgemeine Macht bei der großen Versammlung zu sehen; es war etwas aristokratisch-republikanisches in der Erscheinung des Concils. Eine der größten Aussichten für die Kirche überhaupt: hier den allgemeinen Consensus durch die Lehrer festzuhalten und die nöthige Reform mit gemeinschaftlichen Beschlüssen vorzunehmen. In der funfzehnten Session, am 5. Juni, sprach man eine allgemeine Sentenz gegen die beiden Päpste aus. Die Cardinäle übten hierauf ihr Recht der Wahl aus; sie nahmen einen Erzbischof von Mailand, einen Candioten, der früher Minorit gewesen war, Peter Philargo, der nach der Versicherung Gersons sich viel mit der zu treffenden Verbesserung beschäftigt hatte. Er nahm den Namen Alexander V. an. Allein er zeigte sich später, ich weiß nicht ob nicht eifrig oder nicht fähig genug; die versprochene Reform ward vertagt. Eigensüchtige Menschen bemächtigten sich seines Vertrauens, unter ihnen besonders Balthasar Cossa, Legat von Bologna, dem es nach dem Tode Alexanders V. 1410 gelang, als Johann XXIII. selber Papst zu werden. Er war ein wilder Neapolitaner, in der Seeräuberei aufgewachsen, der durch Drohungen persönlicher Gewalt die Cardinäle vermocht haben soll, ihn zu wählen, und aller Kirchenverbesserung selbstverständlich abhold war. Und da nun auch die beiden anderen Päpste noch immer Obedienz fanden, Benedict XIII. in Spanien, Gregor XII. weniger in Deutschland, als in Neapel, so ward der Zustand noch schlimmer, als er bisher gewesen.

Bei der Besetzung des königlichen Thrones in Deutschland war es ein Moment, zu welchem Papst sich der Neugewählte halten sollte. Jobst war anfangs für den conciliaren Papst, Sigismund für den Papst der alten Obedienz. Aber der Uebergang zu dem conciliaren Papst ward ihm zur Be-

dingung gemacht. Wenn irgend ein anderer, so nahm er sich selber dann der conciliaren Tendenzen an. Durch ihn ward ein neues, das Constanzer Concil, zustande gebracht, obwohl er dabei doch nicht etwa gemeint war, einem Mann wie Johann XXIII. zur Anerkennung zu verhelfen. Das ist überhaupt Sigismunds Stellung in der Kirche: enge Vereinigung mit dem legitimen Ausdruck derselben, welcher damals bei dem fortdauernden Schisma des Papstthums in dem Concil als solchem lag. Eben mit der herkömmlichen Gewalt der Kirche aber war sein Bruder Wenzel inzwischen als König von Böhmen in heftigen Kampf gerathen. Während man in Paris streng orthodox blieb, bildete sich in den Töchteruniversitäten Oxford und Prag eine abweichende Lehre aus. Es war eine principielle Opposition gegen Kirchenlehre und Kirchenverfassung, welche Wiklef in Oxford vortrug. Sie konnte sich dort nicht behaupten, in Prag aber fiel sie auf fruchtbaren Boden, wo die Regierung Wenzels, mit der nächsten kirchlichen Gewalt zerfallen, auch im Punkte der Lehre nicht so strenge war.

Das Erzbisthum Prag, obwohl von so neuer Stiftung, machte dennoch die größten Ansprüche von der Welt. König Wenzel war gar bald mit dem Erzbischof Johann von Jenstein, der von einer sehr weltlichen Aufführung, durch den plötzlichen Tod eines ausschweifenden Erzbischofs aufgeschreckt, zu einem geistlichen und mönchischen Wandel überging und auch den König zu einer ähnlichen Sinnesänderung anhielt, in eine Menge Streitigkeiten gerathen. Johann nannte den Papst Monarchen der Welt, sich selbst Vicar dieses Monarchen. An der Spitze einer zahlreichen, durch den vorigen König begünstigten Geistlichkeit fühlte er sich mächtig. Zunächst mit dem königlichen Hof gerieth er hiedurch in Widerspruch, der

sich nun in kleineren oder größeren Händeln äußerte. Ueber ein Wehr, das der Hofmarschall des Fischfangs wegen bei Lobkowitz an der Elbe hatte anlegen lassen, in einer Gegend, wo der Erzbischof das Eigenthum des Flusses für ein Kloster in Anspruch nahm, kam es dahin, daß der König die Güter des Erzbischofs überhaupt preisgab. Eine förmliche Plünderung begann; der Erzbischof hat den Schaden auf 6000 Schock Groschen angeschlagen. Der König bemächtigte sich der kleinen Insel in der Moldau zu Prag, Venedig genannt, die bis jetzt erzbischöflich gewesen war. Ich finde nicht, daß man diese Güter restituirt hätte, und die Entzweiung mußte deshalb nothwendig von Tag zu Tag heftiger werden. Die königlichen Räthe beschränkten die Gütererwerbung der Geistlichen überhaupt und zogen sie vor das weltliche Gericht, ließen die Befehle der Päpste nicht geradezu exequiren u. s. w. Der Erzbischof erließ eine Klageschrift wider sie, in der er sie des allmächtigen Gottes und des katholischen Glaubens größte Feinde, des Teufels Handlanger u. s. w. nennt. Im Jahre 1393 starb der Abt von Kladrau. Der König wünschte Kladrau in ein Bisthum zu verwandeln und es seinem Kanzler aufzutragen. Die Mönche wählten indeß einen anderen zum neuen Abt; der Erzbischof bestätigte ihn auf der Stelle. Hierüber gerieth der König in eine wilde Aufregung. Er ließ den Erzbischof und dessen Officialen gefangen nehmen.

Vergeblich suchte der Erzbischof Schutz bei dem Papste, der selbst des Königs allzusehr bedurfte. Im Jahre 1396 übergab er seine Würde an seinen Schwestersohn Wolfram von Szkworec. Eben damals kam nun aber eine zweite Differenz hinzu. Die Erzbischöfe und die Geistlichen billigten es in Böhmen so wenig wie in Deutschland, daß sich der König auf

die Seite des französischen Papstes wandte. Auch Wolfram finden wir deshalb bei allen Empörungen gegen Wenzel betheiligt, ebenso dessen Nachfolger. Der König dagegen hatte die Städte, die ihm überhaupt getreulich anhingen und die er, vor allem Prag, mit großen Freiheiten begabte, und die Universität, sie wenigstens zumtheil, auf seiner Seite. Die Deutschen allerdings waren mehr für Gregor XII., die Böhmen dagegen mehr für den König. So war hier bereits das weltliche Interesse dem geistlichen, das slavische dem deutschen entgegengesetzt, als nun ein Zwiespalt in der Lehre der ganzen Bewegung neuen Schwung verlieh.

Schon unter Ottokar und wiederum unter König Johann treffen wir sogenannte Ketzer in Böhmen; unter Karl IV. predigt der Domherr Milicz von Kremsier wider die Mönche; Matthias von Janow, Beichtvater Karls IV., ist voll von dem Verderben der Kirche. Durch die Vermählung der Tochter Karls IV. mit Richard II. ward 1382 eine Verbindung zwischen Böhmen und England, zwischen Oxford und Prag vermittelt, die zur Uebertragung wiklefitischer Meinungen Anlaß gegeben haben mag. Von dem Schisma begünstigt, hatte Johann Wiklef, Professor in Oxford, den Streit, den er mit den Bettelmönchen führte, zu einem Angriff auf das Papstthum erweitert, die Bibel ins Englische übersetzt, einige Hauptlehren, z. B. die Transsubstantiation, angegriffen und andere Neuerungen gemacht. Wenn man der Sache nachdenkt, so liegt der tiefste Grund auch für seine Lehre darin, daß die Geistlichkeit eine zu große weltliche Macht erworben hatte; ebendaher waren alle bisherigen Oppositionen entsprungen: man verwarf die göttliche Berechtigung einer in der That verderbten Geistlichkeit. Das Motiv, von welchem so auch Wiklef ausgegangen

war, die allzugroße weltliche Macht der Geistlichkeit, bestand nun aber ebenso in Böhmen in hohem Grade. Es war daher natürlich, daß die Lehre desselben hier auf fruchtbaren Boden fiel. Ein reisender Prophet derselben ist Hieronymus von Prag, der Wiklef selbst gehört hatte. Wir finden ihn in Paris, Heidelberg, Prag und Krakau dessen Lehre verkündigen. Immer wird er verfolgt, immer entschlüpft er noch im rechten Moment. Obwohl ein Laie, hat er doch vor König Sigismund gepredigt.

Als nun die Bücher Wiklefs nach Prag kamen, waren, wie natürlich, Erzbischof und hohe Geistlichkeit wider ihre Verbreitung. Es ereignete sich aber zugleich, daß auf der Universität Prag darüber eine Spaltung ausbrach. Es war hier, besonders wohl seit der Absetzung Wenzels von der Würde eines römischen Königs, ein Gegensatz zwischen den Böhmen und den drei übrigen sogenannten Nationen, welche fast sämmtlich Deutsche waren, entstanden. Jetzt sprachen sich die Deutschen gegen die Sätze Wiklefs aus, deren sie 45 für ketzerisch und gefährlich erklärten. Die Böhmen widersetzten sich, nicht sowohl den Beschlüssen als der Ausführung, unter der Leitung des Hieronymus, des berühmtesten unter den damaligen böhmischen Magistern, der auch deshalb ein ungemeines Ansehen genoß, weil er zugleich Ritter war und den König oft in seiner Rüstung begleitete. Er trat für seinen Meister Wiklef ein, verehrte dessen Bild in seiner Stube und erklärte ihn für rechtgläubig. Allmählich gesellte sich ihm auch Johann Huß zu: weniger ein wissenschaftlicher Mann, als ein großer Sittenprediger und daneben Verfechter der Privilegien der Universität. Huß wollte nicht leiden, daß die Universität die Bücher Wiklefs zum Verbrennen ausliefere.

Hieronymus und Huß greifen nun zunächst das unheilbare Verderben des Priesterstandes an. Huß erkennt die wahre Kirche in der Gesammtheit der Prädestinirten. Seine erste Schrift de coena domini von 1401 enthält auch über das Abendmahl wiklefitische Ideen, die er aber später wieder aufgab. 1408 wurden die wiklefitischen Lehren überhaupt von der Universität, der Facultät und der böhmischen Nation verdammt: Huß selbst soll sich dem nicht widersetzt haben. Es wird feierlich erklärt, in Böhmen gebe es keine Ketzer. Inzwischen dauerte jedoch jener erste Streit wegen des Papstes unverändert fort. Der Erzbischof und die Universität in der Mehrheit erkennen Gregor XII., den Freund Ruprechts von der Pfalz, an, während König Wenzel mit seiner slavischen Geistlichkeit von dieser Obedienz nichts wissen will. Diesen Umstand wissen dann die Böhmen zu benutzen, um die deutsche Mehrheit an der Universität zu verfolgen. Indem sie dem Könige das Beispiel von Paris und Bologna vorstellten, wo Franzosen und Italiener, nicht aber Fremde das Regiment führten, brachten sie ihn dahin, den Fremden d. h. den Deutschen nur noch eine, den Böhmen aber drei Stimmen zu bewilligen. Mit den Slaven bekamen alsdann die wiklefitischen Meinungen das Uebergewicht, wie im Klerus, so an der Universität.

So national böhmisch war diese Gesinnung, daß man sich nichts daraus machte, daß die Universität hiedurch veröden mußte. Als Karl IV. sie stiftete, hatte er sie wesentlich als eine deutsche gedacht, wie das ja die Stadt selber war. Der größte Theil der Magistratspersonen war deutsch: erst unter Wenzel wird eine Gleichheit beider Parteien im Stadtrath zuwege gebracht. Wie nun durch diese Eingriffe des Königs die alte Verfassung erschüttert worden war, verließen

alle Deutsche, Lehrer und Schüler, an Zahl zwar nicht 40 000, wie einige behauptet haben, aber doch wohl 5000, die Universität und begaben sich nach Deutschland, wo sie u. a. Leipzig gründeten (1409). Dadurch blieb die böhmische Faction allein im Besitz. Sie schloß sich ganz an den König an, der eben damals dem italienischen Papste, Gregor XII., den Gehorsam offen aufkündigte, während der Erzbischof allen und jeden, welche Gregor nicht anerkennen würden, die geistlichen Verrichtungen untersagte. So vereinigten sich eine Menge Motive, eine starke Gährung hervorzubringen: Nachwirkungen des päpstlichen Schismas, Opposition der weltlichen gegen die geistliche Gewalt, der böhmischen Nation gegen die deutsche.

Der nächste Kampf entstand darauf zwischen dem Erzbischof und den slavischen Predigern. Der Erzbischof Zbynek ließ die Bücher Wiklefs verbrennen. Er erwirkte, nachdem er sich von Gregor XII. losgesagt und dem conciliaren Papst Alexander V. zugewandt hatte, von diesem eine Bulle, nach welcher keine Predigt außer in den wirklichen Pfarrkirchen geduldet werden sollte, wodurch Huß, der nur über eine Capelle disponirte, unschädlich gemacht worden wäre. Dagegen schützte der König die Predigt in den Capellen, welche in der That trotz der erzbischöflichen Interdicte nicht unterblieb. Vielmehr nöthigte der König die Priester zur Fortführung ihres Amtes und ward von Huß deswegen belobt. Huß, häufig in der Stadt, setzte seine Agitation nur um so heftiger fort. Außerdem aber ließ der König den Geistlichen den Geldwerth der verbrannten wiklefitischen Bücher abfordern, ihre Einkünfte sperren. 1411 wurde Huß nach Rom citirt, aber König, Adel und Universität vereinigten sich dagegen.

Es kam dann zeitweilig zu einer Versöhnung zwischen Huß und dem Erzbischof. Der letztere unterwarf sich dem Ausspruch königlicher Schiedsrichter. Huß legte ein Glaubensbekenntniß ab, in welchem er sich sehr katholisch erklärte.

Aber schon im Jahre 1412 brach die Unruhe aufs neue aus. Papst Johann XXIII. erließ eine Kreuzbulle wider König Ladislaus von Neapel, welche einem jeden Ablaß verhieß, der durch Zahlung an diesem Kriege theilnahm. Als die Bulle nach Böhmen kam, setzte sich Johann Huß dem entgegen. Er hatte die jungen Magister und alle Studenten für sich. Hieronymus wagte schon, die päpstliche Bulle zu verbrennen. Auch der König war anfangs für Huß; er wollte soviel Geld nicht an Rom zahlen lassen. Dagegen erhob sich aber natürlich die gesammte übrige Christenheit. Sie war sich dem Schisma zum Trotz ihrer Einheit noch entschieden bewußt. Auch muß man gestehen, daß die Böhmen sich sehr schlecht vertheidigten. Ja der König selbst wollte sich, als endlich eine päpstliche Bulle förmlich den Bann über Huß aussprach, nicht mehr für ihn erklären. Er entfernte ihn vielmehr wirklich aus Prag, um das Interdict los zu werden. Indessen breitete sich unter seinem und der böhmischen Barone Schutz die Bewegung unaufhörlich weiter aus. Huß begab sich zuerst auf das Land, um da zu predigen. Dann aber eilte er, durch einige Zeugnisse bestärkt, welche ihm der Erzbischof und ein päpstlicher Ketzerrichter über seine Rechtgläubigkeit gaben, nach Constanz, wo sich soeben wegen des fortdauernden Schismas ein Concilium versammelt hatte, um sich, eigentlich frei und ungezwungen, vor demselben zu stellen.

Neuntes Capitel.

Das Concil von Constanz und die Hussitenkriege.

Ohne Beihülfe des Staates konnte die Kirche das Schisma nicht beseitigen. König Sigismund, der erst nach dem Tode seines Gegners Jobst allgemein anerkannt wurde, nahm sich nun dieser conciliaren Tendenzen mit größtem Eifer an. Er war ein Fürst, der zwar weder in seinen Erblanden, noch auch im Reiche eine wesentliche Macht besaß, wohl aber Geist, Talent und in dieser Sache guten Willen. Er genoß und benutzte den äußeren Glanz, den der Name römisch königlicher Majestät ihm gab. Mit unendlichem Eifer und angeborener Beweglichkeit hat er sich für das Zustandekommen eines Concils verwandt. Es ward dann in der That eine allgemeine Kirchenversammlung in Constanz beliebt. Im November 1414 ward diese große Versammlung eröffnet. Man hat 33 Cardinäle, bei 350 Bischöfe, 564 Aebte, bei 2000 Doctoren daselbst gezählt. Aber auch eine große Anzahl von Herren und 10 000 Ritter waren zugegen. Eben das gab dieser Kirchenversammlung einen eigenthümlichen Charakter: es war die Mischung eines allgemeinen Conciliums und eines deutschen Reichstages, eine friedliche Begegnung weltlicher und geistlicher Macht.

Fragte es sich nun aber, wie man zu stimmen, welches Recht ein jeder geltend zu machen habe, so war es sehr räthlich, von der alten Form, wo hauptsächlich die Bischöfe alles entschieden hatten, abzugehen. Die Doctoren der Universitäten bestanden darauf, daß auch sie ein Stimmrecht haben müßten; ein ähnliches vindicirten sie den Fürsten. Allein nach welchen Abtheilungen sollte alsdann gestimmt werden? Waren alle Nationen gleich repräsentirt? War es nicht möglich, daß sich die eine oder die andere den Beschlüssen nicht fügte? Man beschloß also, nach Nationen zu stimmen. Was entsprach auch mehr dem Sinne der Zeit und dem Gange der Dinge? Es war fast noch eher geschehen, als es angeordnet ward.

Hierauf kam man wieder auf den Gedanken zurück, daß, obwohl das Concil von Pisa rechtmäßig gewesen sei, doch alle drei Päpste zur freiwilligen Abdankung vermocht werden müßten. Eben gegen den conciliaren Papst Johann XXIII. erhob man die lebhaftesten Anklagen. Er unterwarf sich anfangs der Cession, widerrief sie aber und ward endlich 1415 förmlich abgesetzt. 70 Artikel, sagt man, seien gegen ihn bewiesen worden. Einige wurden nicht vorgelesen, weil sie zu anstößig lauteten. Dann dankte Gregor XII. ab. Benedict XIII. dagegen bewies sich hartnäckig. Seine Obedienz umfaßte noch besonders die pyrenäischen Staaten. Sigismund unternahm eine große Reise durch Westeuropa eigens zu dem Zweck, ihm diesen Anhang zu entziehen, was denn auch gelang: die große Spaltung der abendländischen Kirche war überwunden. Nun hätte das Concil vor der Neuwahl zu der längst beschlossenen Reformation schreiten und jeden künftigen Papst darauf verpflichten sollen. Allein man zog doch vor, vor allen Dingen einen neuen Papst zu wählen: Martin V.

Nicht zu leugnen ist, daß durch die Absetzung der alten Päpste und die Wahl dieses neuen Concil und Universitäten zu einer großen Autorität gelangten. Auch schritt man jetzt wirklich zu einigen Reformen, welche sich freilich zunächst nur auf das Recht des Concils gegenüber dem Papstthum, sowie auf gewisse Geldangelegenheiten bezogen. Im übrigen vertraute man auf die an den Universitäten, zumal der Pariser, ins Leben getretenen Tendenzen. Nur war man weit entfernt, dabei eine von der allgemeinen Kirche so völlig und grundsätzlich abweichende Richtung gutzuheißen, wie sie in Prag zum Vorschein gekommen war.

Gleich zu Anfang des Concils war Johann Huß von seinen einheimischen Gegnern vor demselben angeklagt worden. Im Bewußtsein seiner Schuldlosigkeit, im Vertrauen auf seine Ueberlegenheit beschloß er, sich zur Verantwortung zu stellen. König Sigismund versah ihn mit freiem Geleit; überall, wo er durchreiste, bewies man ihm rege Theilnahme. In Constanz aber traf er all seine Widersacher: die hohen Kirchenbeamten, die Gegner Wiklefs, die Deutschen, einige persönliche Feinde, wie den Bischof von Leutomischl und Stephan von Palecz. Indem das Concil dazu schritt, etliche Sätze Wiklefs neuerdings zu verdammen, machte man auch eine Menge ketzerischer Artikel aus den Schriften von Huß namhaft, die zumtheil eben als wiklefitisch verdächtigt wurden. Man verlangte von ihm deren Widerruf, den er indeß standhaft ablehnte, weil er einige dieser vermeinten Irrthümer überhaupt nie gehegt habe, während man ihn in anderen Punkten nicht zu widerlegen vermöge. Viele unter den Anklagen, selbst die, welche die Lehre vom Abendmahl betraf, waren von geringem Belang; die vornehmste von allen, die Michael de Causis gegen Huß

erhob, bezog sich auf seine Lehre von der Kirche, von der Idealität der unsichtbaren, der Unwürdigkeit der bestehenden. Den größten Anstoß erregten natürlich Sätze wie der, daß Cardinäle, welche nicht apostolisch lebten, nicht die Nachfolger der Apostel seien, oder andere, worin die Priester, ja auch die Doctoren der Theologie als Pharisäer bezeichnet zu werden schienen, oder wo es hieß, nur der sei ein wahrer christlicher Fürst, der nicht der Sünde verfallen sei. Stephan von Palecz hielt Huß entgegen, er verwechsele das Amt mit dem inneren Verdienst; es könne jemand recht wohl wahrer Papst oder Bischof sein, ohne daß er wahrer Christ wäre. Michael de Causis aber klagte Huß namentlich wegen seiner Verwerfung der priesterlich-weltlichen Gewalt an.

Sigismund hatte gemeint, wenn man ein Verzeichniß der angeblich ketzerischen Artikel und ihre Widerlegung nach Böhmen schicke, so werde alles geschlichtet werden können. Indeß in Johann Huß war der Geist einer universalen Opposition gegen die bestehende Hierarchie ausgedrückt. Er hatte sich vor das Gericht derjenigen gestellt, in denen diese Hierarchie im allgemeinen repräsentirt war und sich behaupten wollte. Eben darauf beruhte der Gegensatz, daß diese Kirche die Summe der geistlichen, auf das Innere bezüglichen Gewalt zu sein behauptete vermöge ihrer Institution, Huß dagegen die Kirche aus bloßen Rechtgläubigen zusammensetzen wollte. Keiner seiner Artikel, so sagt er, sei dem Gesetz Christi und den Sprüchen der Kirchenväter entgegen. Er hegte den Idealismus, zu glauben, er werde die Gegner überreden; aber wie wäre das möglich gewesen: Männer, die selbst die sichtbare Kirche in sich repräsentirten, sollten sich ihm anbequemen, der dieselbe leugnete! Die Böhmen selbst nahmen sich in ihrer Mehrzahl

des Landsmannes nicht an, obwohl sie daheim bereits die Kirchengüter eingezogen hatten. Als Huß zum Widerruf nicht zu bringen war, ward er zum Tode im Feuer verurtheilt; ein Schicksal, das alsbald auch seinen Schüler Hieronymus von Prag traf. Was sie zugrunde richtete, war ein übertriebenes Vertrauen auf die Unwiderlegbarkeit ihrer Meinungen, eine sorglose Verwegenheit.

König Sigismund hatte auch deshalb dringend gewünscht, daß Huß widerrufe, weil er das sichere Geleit, das er ihm gegeben, sonst nicht halten konnte. Man stellte dem König von geistlicher Seite vor, daß einem Ketzer ein derartiges Versprechen nicht zu halten sei. Doch ist es ein vergebliches Bemühen, den König von Wortbrüchigkeit freizusprechen. Er wußte das selbst: er wollte sein Wort halten, aber er durfte es nicht. Das Concil hat darüber in seiner neunzehnten Sitzung einen förmlichen Canon bekannt gemacht: aus freiem Geleit dürfe der geistlichen Gerichtsbarkeit kein Präjudiz erwachsen; was denn freilich ein furchtbarer Satz ist, aber aufs genaueste mit der herrschenden Theorie zusammenhängt. Man wollte die geistliche Macht von allen Störungen durch die weltliche Gewalt durchaus unabhängig erhalten. Sigismund sagt, er habe sich fügen müssen, weil sonst das ganze Concil sich aufgelöst hätte. Er erröthete, als ihm Huß einen Vorwurf darüber machte, aber er ließ es geschehen. Der Act selbst war entsetzlich. Einen Mann, der anerkannt fromm und in den meisten Artikeln gut katholisch war, dem Feuer zu übergeben, nur weil er die allgemeine Verderbtheit der Priesterschaft heftig anklagte und befehdete: das war doch überaus stark! Huß, der mit großartiger Gelassenheit und sich als wahrer Christ zeigend den Tod ertrug, hat in einem Briefe

gesagt, er sei nur ein Hausthier, eine Gans — was sein Name bedeutet —, die nicht hoch fliege, aber es würden andere nach ihm kommen, welche höher fliegen und die Schlingen zerreißen würden. Auf diese Weise lag die hierarchische Gewalt, mit dem Gesetze des Feuertodes bewaffnet, furchtbar über der gesammten gebildeten Erde.

An Huß ward so das alte Recht gegen die Ketzer vollstreckt, allein damit war seine Meinung keineswegs unterdrückt; im Gegentheil: an sein Andenken knüpfte sich die wildeste geistliche Revolution. Der große Gegensatz warf sich auf einen Punkt, der ein äußerlich erkennbares Abzeichen gewährte, jedoch sonst nicht eben der wichtigste war. Erst das Concil von Constanz selber hat den Genuß des Abendmahls in beiderlei Gestalt durch Laien, worüber sich Huß nur sehr zweifelhaft ausgesprochen hatte, förmlich verurtheilt. Erst während Hussens Abwesenheit ward die entgegengesetzte Meinung, wie die Ueberlieferung will, durch ein paar Lehrer aus Dresden, Niklas und Peter, unter den Böhmen ausgebreitet. Jene hatten von der Nothwendigkeit, das Abendmahl in beiderlei Gestalt zu empfangen, schon in Dresden gelehrt. Darauf waren sie von dem Bischof von Meißen verwiesen worden: sie begaben sich dann nach Prag. Hier errichteten sie eine Schule in der Neustadt und lehrten weiterhin auch, daß es kein Fegfeuer gebe, daß man die Heiligen nicht anbeten müsse, ja sogar, daß der Papst mit seinem Klerus der Antichrist sei. Der Inhalt dieser Lehren ist doch imgrunde der, daß sich von der Forderung und dem Wesen des Christenthums ein so tiefer Begriff gebildet hat, daß er sich der Gestalt, welche die Kirche angenommen, geradezu entgegengesetzt empfindet. Wer aber waren jener Niklas und Peter, woher kamen sie?

Gewiß ist, daß in Böhmen selbst besonders lebhaft Jacobellus von Mies die Lehre vom Laienkelch ergriff, die alsbald um so größere Fortschritte machte, da die böhmischen Herren und Ritter schon 1416 auf einem Landtage einen förmlichen Schluß vereinbart hatten, der ganz protestantisch dahin lautet: das Wort Gottes frei und ungehindert nach dem wahren Sinn der heiligen Schrift predigen zu lassen. Gleichzeitig erließen sie einen scharfen Brief an das Concilium. Die Herren schlossen dann ein Bündniß auf sechs Jahre. Es waren jedoch auch einige katholisch Gesinnte da, die das Interdict beobachten wollten: diese wurden mit den Waffen besiegt. König Wenzel gestattete die Ernennung hussitischer Priester und die Austheilung des Abendmahls unter beiderlei Gestalt; die Universität erklärte sich unter ihrem Rector selbst hiefür. Im Jahre 1417 legten die Barone schon ihren Predigern den Zwang auf, den Laien den Kelch darzureichen. Vergebens waren alle Abmahnungen des Concils, des neuen Papstes und des Königs Sigismund. Durch Landtagsbeschluß wurde Böhmen von jedem fremden geistlichen Gericht eximirt. Ein päpstlicher Gesandter, Johann von St. Sixt, bekam schon darum kein Gehör bei dem Hofe, weil er Wenzel den Titel eines römischen Königs versagte. Auf die Vorstellung der Bürgermeister der drei Prager Städte wurden drei bestimmte Kirchen daselbst angewiesen, wo das Abendmahl in beiderlei Gestalt gespendet werden sollte.

Die Privilegien der Universität waren inzwischen vom Concil suspendirt worden; der neue Papst hatte die Mächte der Christenheit gegen die Hussiten aufgefordert. Auch Gerson war der Meinung, daß man sie mit weltlichen Mitteln bekämpfen müsse. Die Frage war nur, ob das Land sich der

Autorität des Conciliums gegenüber zu halten vermögen werde. Wenzel war mächtig genug; wenn er sich mit seinem Volke für ein so wichtiges Interesse verbündete, wer wollte ihm etwas anhaben? Allein er selbst war — vielleicht aus Besorgniß vor einer soeben aufkommenden extremen Richtung — schon wieder zweifelhaft geworden. Es hieß, er fürchte, man werde ihm einen Gegenkönig setzen, der dann mit ihm als Böhme aus Einem Kelche trinke. Er entfernte seine hussitische Umgebung und schien im Begriff, sich von der Bewegung abzusondern, als er starb (16. August 1419). Hiedurch erhielt nun Sigismund, der das Concil zu Constanz gelenkt hatte, alle Anrechte auf den böhmischen Thron. Kein Wunder, daß der Aussicht auf seine Erbfolge gegenüber die Erregung der Gemüther desto heftiger ward: die exaltirte Partei bekam mehr und mehr das Uebergewicht.

Denn schon vordem war auch eine andere, bei weitem entschiedenere Meinung in Böhmen entwickelt worden. Der Enthusiasmus, von keinem überlegenen Geiste gezähmt, übertrieb sich selber. In dem Städtchen Austi fanden sich bei einem Tuchmacher eine Anzahl aufgeregter Personen zusammen, welche die Universität vergeblich im Zaume zu halten versuchte. An sie schlossen sich zwei von Wenzel bei seiner letzten Sinnesänderung abgefallene Günstlinge an, Nicolaus von Pistna und Johann Zizka von Trocnow. Auf dem Berg Hradestin befestigten sich die exaltirtesten Massen; sie nannten ihn Tabor. Die Taboriten hegten die erschrecklichsten schwärmerischen Neigungen. Nach ihren Theorien sollte nichts übrig bleiben, als die Bibel; keine alte Einrichtung, kein altes Gesetz sollte bestehen. Ihre vornehmste Waffe war und blieb der fanatische Enthusiasmus, mit dem sie gerüstet waren. Sie

verschmähten Gelehrsamkeit und freie Künste; sie meinten, einen Grad an der Universität suchen, laufe wider das Evangelium Christi. Von keinem Ritus noch Ornat bei einer heiligen Handlung wollen sie wissen. Es ist eine weltstürmerische Gesinnung, bei welcher nichts übrig bleibt, als ein trockener Begriff. Ihre Richtung war kirchlich durchaus destructiv und revolutionär. Sie zerstörten alle Klöster, selbst die Kirche halten sie für eine Erfindung des Satans; sie schafften die Altäre ab, zerstörten Monstranzen, Kelche, ja selbst die Rituale und Gesangbücher. Man sagt, daß anderswo verjagte Begharden ihnen noch besondere Antriebe zuführten. Im Jahre 1420 haben sie ihre Lehre in 20 Artikeln formulirt. Sie glaubten, sie seien die Racheengel Gottes.

In Prag selbst, noch vor Wenzels Augen, hatten sie ihre Tumulte begonnen und am 30. Juni 1419 mehrere Mitglieder des Stadtraths aus dem Fenster geworfen. Nach Wenzels Tode fingen sie an, alle Andersgesinnten zu verfolgen; sie schlugen die Truppen der Königinwittwe und der Barone, die sich mit ihr verbündeten. Nicht im mindesten waren sie geneigt, die Ansprüche Sigismunds auf ihren Thron anzuerkennen: Zizka erklärte, Sigismund sei der ärgste Feind des Volkes. So erhebt sich aus der Tiefe der katholischen Gesellschaft eine sie geradehin negirende, wahrhaft verderbliche Meinung. Wäre das böhmische Volk einig geblieben, so würde man seiner niemals Herr geworden sein. Allein diese wilde Lehre der Taboriten erweckte doch bei den einigermaßen vernünftigen Leuten Abscheu und Widerwillen. Zunächst zwar, indem Sigismund zur Krone zu gelangen gedenkt und einige Gewaltsamkeiten gegen die Utraquisten erfolgen, bekommen die Taboriten die Oberhand; Prag conföderirt sich mit ihnen.

Dagegen befestigt sich in der Stille eine gemäßigtere Partei derer, welche Schrift, Kirchenlehre und wohlbegründete alte Schlüsse der Kirche, auch die sieben Sacramente, festhalten wollen und sogar zugeben, daß auch in Einer Gestalt das ganze Sacrament vorhanden sei. Dies sind die Grundsätze der utraquistischen Synode von 1421.

Inzwischen aber hatte sich das Königthum Sigismunds den vorwaltenden Taboriten energisch entgegengesetzt und sie mit deutschen Kräften zu bekämpfen begonnen. Das deutsche Reich hatte sich selbst noch einmal unbedingt an die Kirche angeschlossen. Es wurde dann dafür weit und breit verwüstet, aber ein großer Vortheil war es doch, daß es an der allgemeinen Idee der Christenheit noch festhielt. Wie viel Züge hat man vergebens gegen die Böhmen gethan! Sie waren zunächst auch im Felde unüberwindlich. 1420 belagerte Sigismund Prag; er ließ sich krönen, aber die Stadt konnte er nicht einnehmen. 1421 hatten die Meißener einige Vortheile erfochten, aber der König zögerte zu lange, zu ihnen zu stoßen: das deutsche Heer zog sich ohne Kampf zurück. Bei Deutschbrod wurde Sigismund 1422 vollständig von Zizka geschlagen. 1423 war er schon dahin gebracht, auf eine Abkunft mit Zizka zu denken und ihm die Statthalterschaft in Böhmen anzubieten. Mittlerweile waren zwischen den beiden Parteien der Hussiten mehrfach Versöhnungsversuche gemacht worden. Die Utraquisten beriefen den litthauischen Fürsten Sigismund Korybut, einen Neffen Witolds, der von Zizka 1421 als König anerkannt wird und eine Zeitlang die Vereinigung von beiden Richtungen in sich darstellt. Da starb Zizka im Jahre 1424. Zizka, unter einer Eiche bei Trocnow geboren, wo seine Mutter Schnitter beobachtete, dann ein Schüler von Huß, am Hofe

Wenzels in den Waffen geübt, führte sein Heer, auch nachdem er beide Augen verloren, unaufhörlich zum Siege. Er ließ sich auf einem hohen Wagen, bei der Hauptfahne stehend, die Lage, den Ort und die Stellung der Feinde beschreiben: so gab er seine Befehle. Er war so recht der geborene Anführer einer wildnationalen Armee.

Die Fanatischen hatten ihr Oberhaupt verloren und entzweiten sich — die einen unter dem großen Prokop; die anderen, die „Verwaisten", unter einem Kriegsrath, an dessen Spitze der kleine Prokop stand — aber desto furchtbarer schienen sie zu werden. Als die Sachsen im Jahre 1426 wieder in Böhmen einbrachen, kam es zur Schlacht bei Aussig: die Sachsen wurden nach hartnäckiger Gegenwehr am 16. Juni vollkommen geschlagen. Im Jahre 1427 drangen die Sachsen nochmals vor, aber sie erwarteten diesmal den Anfall der Hussiten gar nicht. So wie sie sich zurückgezogen hatten, brachen die Hussiten selbst über das Gebirge und trugen die Verwüstung unaufhaltsam in die Lande. 1430 rüstete man noch gegen sie, als sie schon hervorbrachen, die Sachsen bei Grimma schlugen und ganz Meißen verwüsteten. 1431 jagten sie ein großes Kreuzheer der Deutschen bei Tachau in die Flucht und drangen hernach von allen Seiten vor: nach Mähren, Schlesien, Ungarn, Meißen u. s. f. Prokop der Kleine jagte die Oesterreicher aus Mähren, Prokop der Große die Schlesier, die bis Saaz gekommen waren, aus Böhmen. Dann vereinigten sich beide und gingen nach Ungarn. Beide vereint finden wir später in der Mark Küstrin berennen. Ihr Kunstgriff in der Feldschlacht war, daß sie eine große Wagenburg aufschlugen, die sie mit doppelten Ketten an einander schlossen, hinter der dann die Böhmen mit ungeheuren Tartschen standen,

welche sie vor sich in der Erde befestigten. Diese Befestigung hielt den Feind gewaltig auf; hatte er sie aber je durchbrochen, so sprangen sie selbst zum Angriff auf. Ihre Spieße waren mit langen Haken versehen, an denen sie die Reiter von den Pferden zogen. Sie wußten sich auch der Geschütze wohl zu bedienen.

Fragt man nun aber, ob etwas Positives von ihnen zu erwarten war, irgend ein Heil für die Welt, so geselle ich mich denen zu, die das leugnen. Wandten sich doch, wie gesagt, auch unter ihren Volksgenossen die Gemäßigteren mit Widerwillen von ihnen ab. Die calixtinische Richtung gewann angesichts der allgemeinen politischen und socialen Zerrüttung im Lande mehr und mehr Boden; mit ihr aber schien auch der übrigen Welt, zumal den Deutschen, die am meisten unter diesem verheerenden Kriege litten, eine Aussöhnung möglich. Eigentlich darum ward im Jahre 1431 ein neues großes Concil in Basel eröffnet, dessen Berufung man, auf die Decrete von Constanz gestützt, dem widerstrebenden Papste Martin V. kurz vor seinem Ende abgewann. Vergebens strebte der neugewählte Eugen IV. die Versammlung wieder aufzulösen, welche infolgedessen eine beiweitem schroffere Haltung gegen das Papstthum annahm, als die Constanzer Synode. Einen völligen Bruch zwischen Basel und Rom verhinderte wenigstens für die ersten Jahre König Sigismund, der sich 1433 die Kaiserkrone aus der Hand Eugens IV. holte, im übrigen aber an der Berechtigung der conciliaren Tendenzen festhielt. Es waren dann eben das Concil weit mehr als der Papst, und die deutschen Reichsfürsten, unter ihnen besonders Kurfürst Friedrich I. von Brandenburg, ohne viel Rücksicht auf den Kaiser, welche den Frieden mit der gemäßigten Partei der

Hussiten zustande brachten. Für das Reich ward derselbe zu einer unbedingten Nothwendigkeit, da ein erneuter Angriff der Deutschen 1431 bei Tauß abermals mit schimpflicher Flucht geendet hatte. Die Niederlagen, die man in den Hussitenkriegen erlitt, lassen sich in ihrer Bedeutung den Tagen von Nikopolis und Tannenberg an die Seite stellen: die deutsche Nation vermochte in ihrer aufgelösten Verfassung den emporkommenden nationalen Kräften im östlichen Europa nirgend mehr Stand zu halten.

Die gemäßigt hussitische Meinung ward auf dem Concil durch Johann Rokyczana vertreten, der in Basel selbst noch wenig ausrichtete, weil hier die rechtgläubige Kirche doch zu stark repräsentirt war. Umgekehrt fand die Gesandtschaft, welche das Concil darauf seinerseits nach Böhmen schickte, anfangs bei den Baronen lebhaften Widerstand. Indessen war es für die Utraquisten selbst im höchsten Grade erwünscht, sich mit dem Concil zu verständigen, sowie diesem mit ihnen: auf beiden Seiten trat man einen Schritt zurück. Auf diese Weise kam es zu den Prager Compaktaten von 1433, in welchen die Kirchenversammlung von Basel in der That die vier von den Böhmen aufgestellten Artikel unter einigen Einschränkungen anerkannte. Den Böhmen ward dadurch freie Religionsübung in wesentlich nationalen Formen, darunter auch das Abendmahl unter beiderlei Gestalt erlaubt. Nur die Taboriten wollten schlechthin von keiner Unterwerfung unter den Papst hören, unter keiner Bedingung. Erst durch einen wirklichen inneren Krieg konnte die Revolution überwunden werden. Katholiken und Utraquisten in Böhmen reichten einander dazu die Hand. Die Herren vereinigten sich zu einer Regentschaft unter Meinhard von Neuhaus. Die

beiden Parteien, die Calixtiner und Herren auf der einen, die Taboriten auf der anderen Seite, rückten einander entgegen, die Herren zuerst; dann stellten sich auch die beiden Procope ins freie Feld. Sie hatten den größten Theil der Städte auf ihrer Seite und waren entschlossen, den ganzen Adel auszurotten. Es war dahin gekommen, daß hier eine militärisch-fanatische Republik aufgerichtet werden sollte. Aber Procop der Große vergaß in seinem Eifer die bisherige Klugheit, sich hinter seiner Wagenburg zu halten. Er ward gänzlich geschlagen, bei Lipan am 30. Mai 1434.

Allmählich bequemten sich die Böhmen dann auch, Sigismund als ihren König anzuerkennen; aber die bedeutendsten geistlichen Zugeständnisse mußte er ihnen machen. Er mußte versprechen, die vier Artikel, sogar noch erweitert, halten zu wollen, den böhmischen Landherren, Prag und den übrigen bischöflichen Städten Antheil an der Wahl des Erzbischofs und der Bischöfe zu verstatten, Tabor als königliche Stadt anzuerkennen; ja er mußte sogar am 20. Juli 1436 den Städten den Besitz der eingezogenen Kirchengüter bestätigen. Gleichwohl war die hussitische Bewegung wenigstens in ihren exaltirten Uebertreibungen damit niedergeworfen. Es war zugleich ein Sieg des Adels und der alten Verfassung. Insofern die Taboriten sich mit den Städten vereinten, um den Adel auszurotten, hatten sie einen ideellen Zusammenhang mit dem allgemeinen Kampf der Epoche zwischen Adel und Städten; aber sie wurden besiegt.

Wäre die höchste Gewalt in Deutschland stärker gewesen, so würden die Hussiten zugrunde gerichtet worden sein, wie die Albigenser. So aber hielt sich doch die calixtinische Meinung im deutschen Reich aufrecht, und die Kirche war

schwach genug, es nachzugeben. Es erhob sich in den Gebieten des deutschen Reiches, unmittelbar in dem Lande des Kaisers eine eigenthümliche, in Kampf und Widerstand gegründete unüberwundene Kirche, welche sich den übrigen unabhängigen Gewalten zugesellte. Die Böhmen hatten den Einfluß sowohl der Deutschen, als der römischen Kirche mit den Waffen zurückgewiesen. Man könnte fragen, ob ihnen selber dies nützlich gewesen ist; für die allgemeine Entwicklung war es ein bedeutendes Moment.

Es ist offenbar, daß die Gefahr vor den Hussiten zuerst wieder ein gewisses Leben in das Reich brachte. Auf der Versammlung in Nürnberg 1421 beschlossen die Kurfürsten, nur gemeinschaftlich gegen die Hussiten vorzugehen. 1422 ward ein Reichstag gehalten, auf welchem man, wie berührt, die erste Matrikel gemacht hat, die schon hier auf Geld anzuschlagen die Absicht war, was aber die Städte verhinderten. So ward ein Versuch gemacht sich zu vereinigen, doch war es eigentlich nicht gelungen, und man war doch überaus schwach. Eben dies hatten die Unternehmungen gegen Böhmen zur Anschauung gebracht. Es war weder an Frieden, noch an Verfassung zu denken. Am 26. August 1436 empfing Sigismund auf dem Altstädter Ring zu Prag auf dem Throne sitzend, mit der böhmischen Krone geziert, den Treuschwur der Bürger. Am 9. December 1437 ist er zu Znaim gestorben.

Zehntes Capitel.

Momente der deutschen Geschichte im weiteren Verlaufe des funfzehnten Jahrhunderts.

Daran war eigentlich schon seit dem Untergange des staufischen Geschlechtes niemals ernstlich gedacht worden, die Reichsgewalt an und für sich als solche zu realisiren. Jene mindermächtigen Fürsten, welche in der späteren Zeit auf den Thron gelangten, suchten sich vor allen Dingen stets eine bedeutende Hausmacht zu verschaffen: diese ihre autonome landesfürstliche Stellung war es dann, worauf imgrunde regelmäßig auch ihr königliches Ansehen im Reiche beruhte. Die Verhältnisse, wie sie Rudolf von Habsburg vorfand, leiteten ihn und infolgedessen auch seine Nachfolger zu dem Bestreben, diese territoriale Grundlage des wiederhergestellten Königthums vornehmlich im Südosten, in Oesterreich, Böhmen und den angrenzenden Gebieten zu suchen. Die ersten Versuche, auf das eine oder andere Land, neben jenen beiden besonders beharrlich auch auf Meißen gerichtet, führten zu keinem dauernden oder doch nicht zu einem ausreichenden Erfolge. Erst dem luxemburgischen Hause gelang es, in den östlichen, halb slavischen Marken des Reichs eine compactere Macht zu begründen. Wenn Sigismund sich veranlaßt sah, Brandenburg an die befreundeten Hohenzollern abzugeben, so behauptete er doch nicht

bloß die böhmischen Nebenlande Mähren, Schlesien und die Lausitz, sondern, wiewohl erst nach unablässiger Anstrengung, Böhmen selbst und vereinigte hiemit überdies die Herrschaft über das dem Reiche benachbarte Ungarn. Er starb, ohne daß von dem ganzen Hause der Luxemburger mehr, als eine Dame übrig geblieben wäre, seine Tochter Elisabeth, die mit Erzherzog Albrecht von Oesterreich vermählt war. Hiedurch erhob sich nun Oesterreich zuerst zu Ansprüchen, die ihm eine europäische Bedeutung gaben, womit natürlich zugleich eine Rückwirkung auf die Verhältnisse des deutschen Reiches verbunden war.

Sigismund hatte Oesterreich früher den größten Schaden zugefügt. Daß sich Friedrich von Tirol — mit der leeren Tasche — bewegen ließ, Papst Johann XXIII. zur Flucht aus Constanz behülflich zu sein, half diesem nichts und brachte ihn, den Herzog selbst, ins Verderben. Der König selbst war damals nicht mächtig, aber er hatte die alten Feinde von Oesterreich, die schweizerischen Eidgenossen, auf seiner Seite: in einem Moment war Friedrich aller seiner vorderen Lande beraubt und dahin gebracht, sich in die Gnade des Königs zu ergeben. Die Schweizer, jetzt nicht mehr zufrieden frei zu sein, sondern begierig Herren zu werden, eroberten und behielten den Aargau. In allen vorderen Landen ward die so mühselig gegründete österreichische Herrschaft tief herabgebracht. Wie reichen Ersatz aber gewährte alsdann dem Hause jene Ehe Albrechts mit der Kaisertochter! Einst war Oesterreich eben durch Luxemburg aus der Würde des Reiches verdrängt worden: als Erbe von Luxemburg kehrte es jetzt zu derselben zurück. Unmittelbar nach Sigismunds Tode erlangte Albrecht die Krone von Ungarn. In Böhmen freilich machte die

national-slavische Partei einige Schwierigkeit, sie wählte einen polnischen Prinzen; aber sie ward durch die vereinigte Hülfe von Baiern, Sachsen und Brandenburg, zuletzt durch einen Einfall in Böhmen selbst, zur Unterwerfung gebracht. Schon zuvor aber, im März 1438, hatten die Kurfürsten, in der Einsicht, daß es zur Aufrechterhaltung der Reichshoheit einer überwiegenden Macht bedürfe, Albrecht II. auch zum römischen König gewählt.

Albrecht II. war eine tüchtige Persönlichkeit, ein starker, ernster, stattlicher, militärischer Mann; er ward nie ohne Schwert an seiner Seite gesehen: Sigismund hat ihn als einen Spiegel der Ritterschaft bezeichnet. Nach kurzem Bedenken nahm er die Krone an; allein er hat sie eigentlich niemals wirklich empfangen. Durch die Einfälle der Türken in Ungarn zurückgehalten, starb er daselbst noch inmitten der ersten Erwartung schon im October 1439 an einer Krankheit, erst 42 Jahr alt, ohne das Reich auch nur betreten zu haben. Erst nach seinem Tode wurde ihm ein Sohn geboren, Ladislaus, der, in Ungarn und Böhmen als Nachfolger anerkannt und zugleich Erbe des Erzherzogthums, jene schon von Albrecht I. erstrebte, durch Albrecht II. verwirklichte Combination der drei Länder, auf der die spätere österreichische Monarchie ihrem Wesen nach beruht, wenn auch ohne das Kaiserthum fortzusetzen berufen schien. Allein auch Ladislaus lebte nur bis 1457 und nach seinem Tode erhoben beide Reiche einheimische Fürsten, die Ungarn Matthias Corvinus, die Böhmen Georg Podiebrad.

Der letztere erwarb sich das Verdienst, daß er die ständischen, mit den Vorrechten der Calixtiner vereinigten Gerechtsame aufrecht erhielt. Er war schon unter Ladislaus der

mächtigste Mann gewesen und hatte ihn z. B. genöthigt, seine Vermählung in Prag anzusetzen; aber ehe noch dies geschah, starb der junge König an der Pest: wie ein Licht verlischt, sagt eine Chronik. Podiebrad hatte die Wehrkraft der Städte und die Utraquisten auf seiner Seite. Er wurde nach einer Rede Rokyczanas, die ihn dazu empfahl, selber zum König gewählt (7. Mai 1458). Er behauptete sich in einer stolzen Haltung dem Papst und dem Klerus gegenüber. Ich denke, daß dieser Mann mehr als jeder andere die Aufrechterhaltung der abweichenden Doctrinen, die nun einen unaufhörlichen Einfluß auf Deutschland hatten, bewirkt hat. Damit war jedoch naturgemäß eine nationale Selbständigkeit Böhmens dem Reiche gegenüber verbunden, welche bei der Schwäche des letzteren eine ernste Gefahr in sich schloß. Fast als einen Gewinn für die deutsche Sache muß man es unter solchen Umständen ansehen, daß der glänzende Herrscher von Ungarn, Matthias Corvinus, obwohl er seinerseits Oesterreich seine Ueberlegenheit fühlen ließ, doch auf der anderen Seite, besonders in Schlesien, einer Befestigung des czechischen Regiments im Wettkampf mit Podiebrad kräftig entgegenwirkte. Wie dem auch sei: am Tage liegt, wie durch das Ereigniß von 1457, den Hingang des Ladislaus Posthumus und die Auflösung jener luxemburgisch-habsburgischen Combination zwischen Oesterreich, Böhmen und Ungarn, die erst nach siebzig Jahren wieder ins Leben trat, sich die Machtverhältnisse im Südosten des Reichs in das Gegentheil verkehrten. Aufs empfindlichste hatte unter diesem plötzlichen Umschwung die Repräsentation der obersten Gewalt im Reiche selber zu leiden.

Zu dieser war inzwischen durch die Wahl der Kurfürsten am 2. Februar 1440 der Habsburger Friedrich III. befördert

worden, ein Vetter Albrechts II., Enkel des bei Sempach gefallenen Leopold, von der steirischen Linie, deren Besitz, Steiermark, Kärnthen und Krain, er indeß mit einem jüngeren Bruder Albrecht zu theilen hatte, mit welchem er sich niemals vertrug, vielmehr — zumal nachdem auch das Erzherzogthum nach Ladislaus' Tode dieser Linie zugefallen war — in unaufhörlichen Irrungen und Kriegen zu streiten hatte. Tirol war in den Händen eines Vetters Sigismund. Da nun Ungarn und Böhmen an Ladislaus und nach dessen Abgang an jene einheimischen Gewalthaber fielen, wie denn Friedrich in der That keinerlei Erbanspruch auf diese Kronen hatte, so fehlte nicht viel daran, daß dieser, wenn sein Vorgänger der mächtigste unter den deutschen Fürsten gewesen, für sich selbst vielmehr den ohnmächtigsten von ihnen beizuzählen war. Ja er ist während seiner langen Regierung — der längsten auf dem deutschen Thron, von 1440—93 — trotz des königlichen und kaiserlichen Namens in der That zuweilen der allerohnmächtigste gewesen. Desto bezeichnender für die Zustände des Reichs ist unter solchen Umständen seine Wahl. Anders war es wohl nicht, als daß außer ihm ein wirklicher Bewerber nicht vorhanden war, daß sich niemand mehr recht getraute, das Königsamt über sich zu nehmen. Dagegen besaß Friedrich selbst ungeachtet seiner Schwäche, die ihn hinderte, mit Nachdruck aufzutreten, auf der anderen Seite eine merkwürdige, geradezu unverwüstliche Zuversicht auf das Emporkommen seines Hauses. So vollkommen gleichgültig er sich jederzeit gegen die Interessen des Reichs verhielt, so sicher behielt er die seiner eigenen territorialen Macht im Auge. Er eröffnet die Reihe jener engherzigen, phlegmatischen, aber zäh ausdauernden und festhaltenden Naturen, die hernach in dieser

Familie öfters zum Vorschein gekommen sind. Von dem unternehmenden Wesen der früheren Habsburger, das in seinem Sohne Maximilian wiederkehrt, ist kein Zug in ihm. In noch schärferem Contraste steht er zu den schwungvollen, beweglichen Gestalten der vornehmsten Luxemburger; selbst mit Wenzels immer von Leidenschaft erfülltem Hinbrüten läßt sich sein kühles Zuwarten, sein unerschütterliches Ausharren, das zuguterletzt mit wunderbarem Erfolge gekrönt ward, nicht vergleichen.

Gleich in seinen ersten Jahren hat Friedrich III. in der wichtigsten allgemeinen Angelegenheit der Zeit, in der kirchlichen Frage, den Geschicken des Reichs eine verhängnißvolle Wendung gegeben. Das Concil von Basel, auf welchem die Idee der Reform der Kirche in dem Kreise der zahlreich erschienenen Doctoren der Universitäten ungleich entschiedener vertreten war, als vordem in Constanz, war mit dem Papstthum bald in den heftigsten Zwiespalt gerathen. Es faßte die radikalsten Beschlüsse zum Behuf der Einschränkung der päpstlichen Gewalt über die Landeskirchen; vor allem auf Beseitigung der fiskalischen Uebergriffe des römischen Stuhles war es dabei abgesehen. Man decretirte die Freiheit der kanonischen Wahlen, Abschaffung der Annaten, Palliengelder und Sporteln, Beschränkung der Appellationen u. s. w. Die Autorität der Concilien ward so kräftig wie möglich eingeschärft: ohne sie anerkannt zu haben, sollte hinfort kein Papst den Anspruch auf Obedienz erheben dürfen. Kein Wunder, daß Eugen IV. den Vorwand ergriff, den ihm das Erscheinen einer von dem byzantinischen Kaiser selbst begleiteten Deputation der griechischen Kirche darbot, welche in ihrer Bedrängniß durch die Türken Vereinigung mit der römischen in Aussicht stellte, um

das Concil in den Bereich seines eigenen Einflusses nach Ferrara und später nach Florenz zu verlegen. Die Baseler Väter antworteten mit einem Proceß gegen Eugen, der mit dessen Absetzung endigte; das Concil ernannte darauf in der Person eines alten Herzogs von Savoyen einen eigenen Papst Felix V. Diese Spaltung benutzten die Franzosen, um durch Annahme der Baseler Decrete in der pragmatischen Sanction von 1438 eine Art von Nationalkirche bei sich zu begründen. Auch die Deutschen aber erklärten sich für die Decrete. Die Kurfürsten beschlossen zugleich, sich während des neuen Schismas zwischen Rom und Basel neutral zu verhalten. Albrecht II. erwarb sich das Verdienst, diesen Beschlüssen als römischer König ausdrücklich beizupflichten.

Da war es nun von der höchsten Bedeutung, daß Friedrich III. diese Politik der Neutralität und damit die Sache der kirchlichen Reform überhaupt aufgab und das meiste dazu beitrug, das Reich, ohne daß die allgemeinen Beschwerden gehoben worden wären, in die römische Obedienz zurückzuführen. Gewiß wird man das Talent des päpstlichen Unterhändlers nicht gering anschlagen dürfen: es war jener Aeneas Sylvius, welcher, wie man weiß, Frivolität und Bildung, rücksichtslose List mit Verständniß der vorwaltenden Zeitströmung zu verbinden wußte. Auch ist es nur allzu wahr, daß sich bei den deutschen Fürsten auf die Dauer nicht der rechte Sinn für den nöthigen festen Zusammenschluß gefunden hat: sie ließen sich großentheils einzeln durch Sondervortheile, um nicht zu sagen Bestechung, von der Curie gewinnen. Unzweifelhaft jedoch ist darin nicht allein am weitesten, sondern auch den übrigen voran König Friedrich III. selbst gegangen; ja er hat aus eigenen Mitteln dazu beigesteuert, deren Ueberredung ins

Werk zu setzen. Er trägt die Hauptschuld an dem für die deutsche Nation so fruchtlosen und kläglichen Ausgang der großen conciliaren Bewegung. Er war eben weder fähig noch gewillt, eine neue Ordnung der Dinge anzunehmen, so wenig damals auf kirchlichem Gebiet, wie hernach auf dem politischen Boden der Reichsverfassung. Mit Sympathie und Bewußtsein trat er auf die päpstliche Seite zurück. So schloß er mit dem Nachfolger Eugens, Nicolaus V., jenes Wiener Concordat, das im folgenden Jahre (1449) zu Aschaffenburg als Reichsgesetz vollzogen ward, wodurch die deutsche Kirche dem römischen Stuhle abermals ebenso tributpflichtig wie unterwürfig wurde. Wenn wir der späteren Entwicklung gedenken, werden wir das vielleicht nicht eben bedauern mögen: die Reformation des sechzehnten Jahrhunderts hat die Stärke ihrer Impulse wesentlich mit daher empfangen, daß sich im funfzehnten eine Abstellung der Mißbräuche nicht erreichen ließ. Welch ein Rückschritt aber war es doch an sich betrachtet, daß hundert Jahr nach dem Ausgang Ludwigs des Baiern das Oberhaupt des Reiches in einer beiweitem günstigeren Lage gegenüber Rom ohne Bedenken zur Wiederherstellung der päpstlichen Gewalt über Deutschland schritt, in einem Umfange, daß dagegen die kaiserliche so gut wie vollständig in Schatten trat!

Friedrich III. hat im Jahre 1452 noch einmal als der letzte, zum Dank für sein Verhalten in der kaiserlichen Sache, in Rom die Kaiserkrone empfangen. Aber nicht er, der Kaiser, hatte noch etwas in Italien zu sagen: sehr viel dagegen nach dem, was sich soeben ereignet, der Papst in Deutschland. Er war sozusagen Mitregent im Reich; d. h. er übt in der Auflösung aller Ordnung, wie sie um die Mitte des funfzehnten Jahrhunderts eintritt, eine alles Zusammenhalten vollends zer-

setzende Gewalt aus. Er zieht weltliche Streitigkeiten vor sein Forum, wie die Soester zwischen Cleve und Köln, die Gröninger zwischen Utrecht und Ostfriesland. Er hat von Rom aus Zölle bestätigt, so 1472 einen im Trierischen. Durch seine Provisionen vergabt er Bisthümer oder Pfründen an italienische Priester; einen Erzbischof von Mainz, Erzkanzler des Reichs, setzt er ab, weil er die Kosten des Palliums nicht bezahlt hat. Fast unaufhörlich ergeht sein oder seiner Commissarien Bann: wie viele Fürsten sind darin gestorben! Wie viele Städte hat das Interdict getroffen: in Braunschweig blieben die Kirchen dreizehn Wochen lang geschlossen, weil ein Bürger dieser Stadt sich weigerte, eine überdies ziemlich zweifelhafte Geldforderung an einen Hildesheimer zu zahlen. Von Jahr zu Jahr durchzogen päpstliche Ablaßverkäufer das Land: in der Mark Brandenburg allein finden wir sie von 1479—1500 in fünf verschiedenen Expeditionen. Friedrich III. war mit alledem zufrieden; er hatte sich in ein untergeordnetes Verhältniß gegenüber dem Papste gefunden. Er ließ zu, daß ein weltlicher Kurfürst, den er allezeit verwarf und bekämpfte, Friedrich der Siegreiche von der Pfalz, von Rom als solcher anerkannt wurde. Die Reichstage waren königliche und päpstliche zugleich; oft erschien dort der päpstliche Commissar eher, als der königliche. Nur in solcher Allianz mit der Autorität von Rom glaubt der Kaiser im Reich etwas ausrichten zu können. Reich und Kirche wurden auch von anderen der Idee nach als gleichartig betrachtet; wir finden als Zweck von Bündnissen angegeben: Stifter und Fürstenthümer bei der heiligen Kirche und bei dem heiligen römischen Reich in Ehre und Würdigkeit zu behaupten. Von einem deutschen Königthum, von Deutschland ist dabei niemals die Rede; es ist noch immer angeblich

das römische Reich der Cäsaren, in Wirklichkeit kaum noch der Schatten eines einheitlichen Staatsgebildes.

Wenn es der Zweck gewesen wäre, mannigfaltiges Leben zu gründen: niemals gab es eine größere, lebensvollere Mannigfaltigkeit, als Deutschland in der zweiten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts. Aber einmal: es fehlte durchaus an einer gesicherten Weltstellung nach außen. Wie Ungarn und Böhmen unter Matthias und Podiebrad, so erhob sich im Nordosten Polen auf Kosten des Reichs: der Orden, mit seinen eigenen deutschen Unterthanen zerfallen, verlor im zweiten Thorner Frieden 1466 Westpreußen und selbst für Ostpreußen die Selbständigkeit an die polnische Krone. So begann im Norden die Verwicklung der holsteinischen Verhältnisse mit den dänischen. Wir werden sogleich sehen, wie das westliche Niederdeutschland von dem burgundischen Zweige der Valois in Besitz genommen ward. Selbst gegen den Oberrhein erfolgte ein französischer Angriff durch die Armagnaken. Von allen Seiten dringen eben fremde Elemente ein. Indessen ich sehe in der äußeren Unabhängigkeit nicht das einzige Object des nationalen Lebens: dies liegt fast noch mehr in der Entwicklung der inneren Kräfte und dem von ihr abhängigen Fortgang der nationalen Hervorbringungen. Wie aber konnte hievon ohne Gesetz und Ordnung die Rede sein?

Das Reich stellte eine Fülle von einzelnen Selbständigkeiten dar, die jede für sich selbst da war, in der größten Mannigfaltigkeit und dem productivsten Lebenstriebe: geistliche und weltliche Fürstenthümer, Städte, Orden u. s. f. Vielfach aber weiß man nicht einmal, wer unmittelbar zum Reiche gehört und wer nicht. Mit großer Willkür werden die Ausschreiben zu den Reichstagen verfaßt. Man hat keine Formen

für die Berathungen; es ist nicht bestimmt, ob die Städte an denselben theilzunehmen haben oder nicht. So sind auch allenthalben die Grenzen der Landeshoheit in den einzelnen Fürstenthümern weder nach oben, noch nach unten festgesetzt; fast allenthalben ist der Adel in Insurrection gegen die Landesfürsten: hie und da finden wir, daß diese die Weigerung ihrer Edelleute, sich vor ihr Gericht zu stellen, mit nichts anderem zu strafen wissen, als daß sie ihnen ihren Schirm entziehen. Es ist sehr bemerkenswerth, daß der Hansebund, der in dieser Zeit die größte Handelsmacht in Europa ausmachte, mit Ausnahme von Lübeck und wenigen anderen, größtentheils aus landsässigen, mittelbaren Städten bestand, die dann natürlich ihren Landesherren nur einen höchst beschränkten und ungewissen Gehorsam leisteten. Mit der inneren Autonomie war überhaupt eine natürliche Schwäche aller einzelnen Glieder verbunden. Was ein jeder noch an Kräften besaß, mußte er vor allem in Kämpfen mit den Nachbarn, den Reichsgenossen selber verbrauchen. Namentlich das obere Deutschland war voll von Gewaltsamkeit und Selbsthülfe.

Die Aufgabe war nun offenbar, einmal die inneren Elemente des Lebens zu erhalten und zu entwickeln, und sodann doch auch wieder eine Einheit zu begründen, welche dem Ausland widerstehen, das Recht handhaben und aufrecht erhalten konnte. Von den vorliegenden Interessen war dies doch das nächste, eine solche Autorität hervorzubringen, welche das Ganze zusammenfaßte, ohne das Einzelne zu zerstören. Hiefür nun boten sich zwei Wege dar: entweder der einer lebendigen Reorganisation der Reichsverfassung an sich, sei es nun in mehr monarchischem oder wesentlich föderativem Sinne. Nach vergeblichem Bemühen gegenüber dem passiven Widerstande

Friedrichs III. kam man damit unter seinem Nachfolger Maximilian zu einem gewissen Ergebniß, das jedoch auch keinen rechten Bestand zu gewinnen vermochte. Glücklicherweise blieb dann noch der andere Weg: die lebensfähigen territorialen Gebiete, vor allen die Hausmacht der Kaiser selbst, mußten sich je für sich soweit entwickeln und constituiren, daß dadurch der Schutz der vornehmsten nationalen Interessen, der äußeren wie der inneren, geistigen, dennoch möglich wurde. In dieser Hinsicht ward das Wesentliche schon zu Zeiten Friedrichs III., wenn nicht vollbracht, so doch wirksam angebahnt, und insoweit erscheint diese Periode doch mit nichten unbedeutend. Ohne in das Einzelne einzugehen, worüber ich im Eingang meiner deutschen Geschichte ausführlicher gehandelt, will ich hier nur die Hauptmomente nach der einen wie der anderen Seite kurz in Erinnerung bringen.

Für Friedrich III. hatte es die größten Schwierigkeiten, sich im Besitz der kaiserlichen Macht auch nur zu behaupten. Man kann das u. a. aus Müllers bekanntem Reichstagstheatrum ersehen. Seine zweite Periode schließt mit der vorgewesenen Exauctoration des Kaisers (1456), die dritte mit König Georg Podiebrads in Böhmen Bestrebungen nach dem Kaiserthum, 1460, die vierte geht bis zur anderweit vorgenommenen Absetzung des Kaisers 1471, so daß in der Geschichte der Thätigkeit dieses Kaisers die Versuche, ihr ein Ende zu machen, die verschiedenen Perioden constituiren. Diese Versuche gingen natürlich von den Kurfürsten aus; denn die wirksamste Macht im Reiche war nun bereits herkömmlich die kurfürstliche. Durch sie wurden im funfzehnten Jahrhundert die Reichstage ausgeschrieben, die Hussitenkriege bewirkt; im Jahre 1446 erklären sie es für ihre Pflicht, die Gebrechen in

der Christenheit abzustellen. Was die Kurfürsten zum Einschreiten gegen Friedrich III. bewegt, ist vor allem, daß der Kaiser Friede und Einigkeit nicht herzustellen und keine Unternehmung gegen die Türken zustande zu bringen vermochte. Dann trat als besonderer Grund die pfälzische Entzweiung hinzu.

Der Kaiser wollte nicht zugeben, daß Friedrich von der Pfalz — nahe verbunden mit seinem eigenen Bruder Albrecht, mit dem er selbst in unaufhörlichen Streitigkeiten stand — an der Stelle seines unmündigen, bei dem Tode des Vaters erst elf Monate alten Neffen die Kurwürde verwalte. Er fürchtete die Opposition dieses gewaltigen und kriegskundigen Mannes. Aber Friedrich weiß seine Feinde in der Nachbarschaft sämmtlich zu besiegen und den vornehmsten von ihnen, Erzbischof Diether von Mainz, sogar zu dem engsten Bunde zu bewegen. Eben daher kommt es, daß man 1456 darauf denken konnte, den Kaiser abzusetzen — er verdankte es nur den Bemühungen des Hauses Brandenburg, daß es nicht so weit kam — daß man 1461 damit umgeht, ihm einen tapferen und mächtigen, aber fremden Fürsten, Georg Podiebrad, an die Seite zu setzen, und zwar war es wieder Markgraf Albrecht von Brandenburg und sein Bruder, Kurfürst Friedrich II., die das verhinderten. Es kam zu Kriegen, in welchen sich Friedrich von der Pfalz behauptete, so daß der alte Plan 1471 noch einmal aufgenommen und nur durch den Tod Georg Podiebrads rückgängig wurde. Den Kurfürsten Friedrich von der Pfalz aber hat der Kaiser bis an dessen Tod (1476) niemals anerkannt; doch dieser hat nichtsdestoweniger an den wichtigsten Reichsgeschäften den größten Antheil gehabt.

Natürlich konnte es unter solchen Umständen weder zu einem Frieden, noch zu einem Gericht, noch zu gemeinschaftlichen Unternehmungen kommen. Die Fehden waren in der That in gewisser Hinsicht in einigen Fällen gesetzlich. In der sogenannten Reformation Friedrichs III., sei sie nun officiell oder nicht, wird ausdrücklich bestimmt, daß man seinen Feind dann angreifen dürfe, wenn man nach landläufigem Recht nicht zu seiner Genugthuung gelangen könne. In der goldenen Bulle ist ein besonderes Capitel von der Absage, worin bestimmt wird, daß die wirkliche Fehde erst drei Tage nach dem Anfang stattfinden dürfe. Die Absicht König Albrechts II., einen allgemeinen Landfrieden durch Reichskreise zu befestigen, war mißlungen, da er so bald gestorben war. Friedrich III. nahm die Sache sogleich wieder vor. Jedoch anfangs geschah nichts, als daß man jenes Capitel von den Fehden in der goldenen Bulle erneuerte. In der sogenannten Reformation Friedrichs III., die man 1442 setzt, ist eigentlich nur von einer Sicherung der Bauern, Weingärtner, der geistlichen Personen und der Pilgrime gegen alle Kriegsbeschädigungen die Rede. Das kaiserliche Hofgericht, das man vor aller Selbsthülfe hätte anrufen sollen, war in schlechtem Zustande und ohne alle Autorität. Wenn der Kaiser einmal Recht sprach, so geschah es mehr infolge willkürlicher Wahl.

Da erhob sich nun in dem Inneren der Stände die Tendenz, die Rechte und die Idee des Reiches aufrecht zu erhalten und zugleich eine neue Ordnung zu begründen. Einen Anfang dazu machten die Kurfürsten im Jahre 1455. Auf einem Convent von Neustadt machten sie einen Anschlag, wie das Reich wieder aufgerichtet und der Friede in deutschen Landen befestigt werden könne. Es war die Absicht, daß

Kaiser und Kurfürsten sich irgendwo im Reich vereinigen und ein beständiges Gericht errichten sollten. Allein es war allzu weitaussehend. Erst als der Kaiser der österreichischen Feindseligkeiten einigermaßen überhoben war und die Päpste auf einen Türkenzug drangen, kam man der Angelegenheit etwas näher. Denn es war schlechterdings nothwendig bei dem bildenden, schöpferischen Triebe, der der Nation innewohnte, daß endlich die Sache der öffentlichen Ordnung und Verfassung wieder einmal in Anregung kam. Friedrich III. hielt sich nach wie vor eng an den Papst. Der erste Versuch, das Reich zu constituiren, wurde unter ihrer verbündeten Autorität gemacht. Sie verkündigten 1466 einen Landfrieden und machten 1471 einen Versuch, eine Steuer, den gemeinen Pfennig, einzuführen. Aber die Stände waren dagegen, daß der Papst so mächtig eingriff. Der Landfriede ward nicht gehalten; im Jahre 1479 vermochten die vereinigten Gewalten nichts mehr. Die Stände hatten eine andere Tendenz; sie wollten den Eingriffen des Papstes gesteuert wissen und forderten von ihrem Kaiser eine größere eigene Thätigkeit. Schon im Jahre 1467 haben deshalb die Fürsten durch Uebereinkunft mit dem Kaiser allein den ersten allgemeinen Landfrieden mit bestimmten Pönen zustande gebracht, jedoch war auch das nur eine einseitige Satzung. Ein besserer Zug kam erst dadurch in diese Dinge, daß die Kurfürsten sich 1486 dazu entschlossen, den Sohn Kaiser Friedrichs, Maximilian, zu seinem Nachfolger zu designiren.

Das erste nun, worauf bei der Ordnung der inneren Verhältnisse alles ausging, war die Bildung einer gewissen Regel des Reichstages. Schon oft hatte der Kaiser mit den Städten besonders berathschlagt; die Städte hatten sich ge-

14*

weigert, die Bewilligungen, die von den Fürsten ausgingen, anzuerkennen. Zwar waren die Städte gewöhnlich auch zu den Reichstagen berufen worden, aber ihre Theilnahme war nicht gesetzlich geordnet. 1460 weigerten sie sich, mit den Fürsten gemeinschaftlich dem Kaiser zu antworten, 1474 den von Kaiser und Fürsten beschlossenen Landfrieden gutzuheißen. Jetzt aber erschienen sie nicht allein zahlreich, sondern sie nahmen an den Ausschüssen theil, in welchen die Fürsten selbst saßen. Auch die Geistlichen hatten sich früher wiederholt abgesondert. Sie wollten sich dem beschlossenen Landfrieden ohne besondere päpstliche Consecration nicht unterwerfen, so daß die Beschlüsse des Reichstags keine rechte Folge hatten. Zuerst im Jahre 1487 wurden diese Absonderungen beseitigt. Der Kaiser erklärte, er wolle die Ungehorsamen aus dem Schirm des Reiches setzen. Ein Reichstag in bestimmten Formen und mit voller Autorität fand zuerst im Jahre 1489 statt. Die drei Collegien setzten sich aus einander; die vornehmste Berathung geschah in dem kurfürstlichen, in den anderen die Annahme.

So wie man aber in der Form übereingekommen war, erhob sich in der Sache der große Streit zwischen dem Kaiser und den Ständen. Worauf bei der gegenseitigen Unabhängigkeit der verschiedenen Landschaften und den durch einander laufenden Rechten alles ankam, das war ein höchstes Reichsgericht, welches eine gewisse Unabhängigkeit vom Hofe und sogar ein Cooptationsrecht, sodann aber das Recht haben sollte, die Acht auszusprechen. Eine Reform war hier dringend geboten, denn bisher hing das Gericht ganz vom Kaiser ab und ward, wie gesagt, mit der äußersten Willkür verwaltet. Den Executoren der Richtersprüche ward dann selbst noch wieder in weitem Umfange freie Hand gelassen. Es war nothwendig,

diesen Uebelständen ein Ende zu machen. Damit aber war bei Friedrich III. nicht durchzubringen; er wollte es nur so haben, wie es vor alters gewesen. Am allerwenigsten war er geneigt, die Achtserklärung an das Gericht übergehen zu lassen; er wollte diese vornehmste Waffe der höchsten Gewalt in seinen eigenen Händen behalten. Da kam nun der Idee des Reiches das Bedürfniß und die Beweglichkeit König Maximilians zu Hülfe. Schon 1489 versprach er alles ihm mögliche zur Einrichtung eines Kammergerichts auf die vorgeschlagene Weise zu thun, was ihn moralisch verpflichtete. Nach seines Vaters Tode aber, im Jahre 1493, als Europa aufs neue in die größte Bewegung gerieth, mußte er sich zu noch größeren Zugeständnissen bequemen.

Da ist nun besonders der Reichstag zu Worms von 1495 merkwürdig. Die vorwaltende Idee ist, daß, nachdem das Kaiserthum als Centralgewalt seine Bedeutung verloren, der Reichstag den Versuch macht, eine Einheit anderer Art zu gründen. Die Absicht der Stände, namentlich ihres damaligen Führers, Berthold von Mainz, ging dahin, eine freie Vereinigung aller Glieder des Reiches zu stiften und hiedurch die Macht des Reiches, die nicht mehr monarchisch sein konnte, auf einer mehr aristokratisch-republikanischen Grundlage zu befestigen. Ihr erster Gedanke war, einen Reichsrath zu errichten, von dem König, den Kurfürsten und den verschiedenen Landschaften zu besetzen, welcher die innere Regierung ganz in seiner Hand gehabt haben würde. Die Absicht Maximilians dagegen war, Hülfe an Geld und Mannschaft zu erlangen, nicht allein für den Augenblick die eilende Hülfe, sondern auf immer, was er die währende Hülfe nannte, eine Kriegs- und Contributionsverfassung. Beide wollen, wie wir sehen, die Einheit, aber

jene mehr in aristokratischem, dieser mehr in monarchischem Sinne. Natürlich hatten die ersteren das Uebergewicht, weil sie an sich bedeutend mächtiger waren. Auch die Stände übrigens schlugen vor, eine Kriegsverfassung, aber nicht auf dem Grund des Lehnssystems, sondern einer allgemeinen Auflage zu gründen. Sie hatten die Großmuth, dem König anfangs das Geld zu bewilligen, das er zu seiner eilenden Hülfe forderte, um, wie sie sich ausdrücken, ihn nicht gleichsam zu pfänden. Die Städte, die besonders auf den Landfrieden drangen, gaben das nur auf Bitten Bertholds nicht ohne ein gewisses Widerstreben zu. Da Maximilian jedoch auch dann noch zögerte, nur immer aufs neue Geld und Truppen verlangte, die Festsetzung der immerwährenden Hülfe, so fing man an, ihm alles abzuschlagen, bis Friede und Gericht aufgerichtet worden sei.

Es wurden Ausschüsse bestellt, Entwürfe gemacht und begutachtet. Durch den Widerspruch kam es endlich dahin, daß auch Maximilian sich in das Nothwendige fand und sie annahm. Es waren folgende vier Punkte: 1) der Landfriede, der sich besonders dadurch von den früheren unterscheidet, daß er nicht wie bisher auf einige Jahre, sondern auf immer bestimmt wurde: allgemein und beständig. Die Strafe der Reichsacht ward beibehalten. 2) Das Kammergericht, das jetzt so besetzt wurde, wie Friedrich III. niemals hatte zugeben wollen: mit Rath und Willen der Versammlung und durch auf der Stelle vollzogene Wahl; der Kammerrichter soll sogar selbständig in die Acht erklären können. 3) Der gemeine Pfennig oder die immerwährende große Hülfe; eine allgemeine Reichsauflage, wie sie später nie zustande gekommen ist: ein pro Mille von dem Besitzthum, wie es in der That eingeführt

ward, und damit zusammenhängend 4) zwar nicht das Reichsregiment, aber eine Versammlung der Reichsstände alle Jahre einen Monat hindurch, die sogar in dringenden Fällen von den Kammerrichtern zusammenberufen werden sollte. Man sieht, daß der Erfolg sich jetzt ganz auf die ständische Seite neigt. Die Reichsversammlung würde das Geld zu verwenden gehabt und alle auswärtigen Geschäfte geleitet haben. Durch die hohe Berechtigung des Kammergerichts würde selbst ein Theil der richterlichen Gewalt auf eine Vereinigung aus den Ständen übergegangen sein.

Es ist kein Wunder, wenn Maximilian eine Verfassung dieser Art nicht eben liebte und beförderte. Gleich bei der ersten Reichsversammlung erschien er nicht. Daraus folgte, daß nach dem vorigen Beschluß über den gemeinen Pfennig nicht verfügt werden konnte. Einige Fürsten hatten die Gewissenhaftigkeit, ihn ihren Unterthanen zurückzugeben: gleich im zweiten Jahre wollte ihn niemand mehr zahlen. Daraus folgte dann weiter, daß das Kammergericht, das man aus diesem gemeinen Pfennig hatte besolden wollen, ebenfalls nicht behauptet werden konnte, wodurch es dem Landfrieden an aller Execution mangelte. Offenbar lag doch die Schuld großentheils an dem Könige. Da er nun zugleich in seinen Kriegen, in dem schweizerischen so gut wie in Italien, den Kürzeren zog, so nöthigte man ihn in der That im Jahre 1500, auf dem Reichstage zu Augsburg einen Reichsrath — oder Reichsregiment — zuzugeben, was er früher immer abgeschlagen hatte. Jeder Kurfürst sollte ein Mitglied, die Städte deren zwei schicken. Auch die Kanzlei sollte vom Kurfürsten von Mainz besetzt werden. Die Stände bewilligten dafür eine Art von Truppenaushebung. Wirklich empfing der neu geschaffene

Reichsrath hierauf die Gesandten von Frankreich. Allein der König, der diesem Rathe präsidiren sollte, erschien nicht. Er verhinderte eine vollständige Besetzung der Rathsstellen; aus dem ganzen Vorhaben wurde abermals nichts. Auch einen neuen Reichstag berief er nicht. Anstatt, wie man ihm so oft nachsagt, das Reich in dieser Zeit gegründet zu haben, hat Maximilian vielmehr alles aufgelöst. Er hat dann wohl ein Kammergericht, aber ganz in der alten Weise, aus ein paar Bischöfen und auf Sporteln beruhend, gegründet. Da das aber von niemand anerkannt wurde, richtete es gar nichts aus.

Im Jahre 1502 vereinigten sich die Kurfürsten dahin, wenigstens alle Jahre zusammenzukommen, und jeder mit den ihm zunächst gesessenen Ständen die Reichsangelegenheiten zu berathen. Maximilian wußte jedoch auch diese Absicht dadurch zu sprengen, daß er bei der Vacanz von Köln einen ihm ganz ergebenen Fürsten zur Ernennung brachte. Er selbst war so mißvergnügt, daß er zuweilen äußerte, er wolle die Krone zu den Füßen der Stände werfen und sie zertreten. Die Stände ihrerseits haben im Jahre 1503 sogar daran gedacht, den König abzusetzen. Da erschien er, wie einst (1343) Ludwig der Baier, selbst in der Versammlung, um das zu hintertreiben. Und so ohnmächtig war er doch wirklich nicht im Reich: er besetzte eine Anzahl von Bisthümern und geistlichen Stellen; Albrecht von Sachsen und Heinrich von Calenberg standen in seinen Diensten. Weiter war es ein Glück für ihn, daß die Landshuter Fehde ausbrach, an der er so erfolgreich Antheil nahm, daß er sein Ansehen, seinen Einfluß herstellte. Es geschah dies hauptsächlich durch den schwäbischen Bund, der sich seit 1488 gebildet. Es kam

hinzu, daß auch sein Sohn Philipp in der Fehde von Geldern den Sieg davontrug, dessen Schwiegervater Ferdinand der Katholische sein Ansehen in Neapel aufrichtete, und daß man soeben mit den Franzosen einen Austrag getroffen hatte. All diese glücklichen Umstände veranlaßten, daß nach und nach der Grund zu einer Verfassung gelegt wurde, in welcher die Ansprüche des Königs und der Reichsstände mit einander ins Gleichgewicht gesetzt wurden. Das rein ständische Princip konnte seitdem nicht mehr die Oberhand behalten, aber es ganz zu unterdrücken war auch unmöglich.

Auf dem Reichstage von Köln 1505 bewilligten die Stände dem Könige eine Hülfe gegen Ungarn, nach den Anschlägen wie früher. Es ward ausdrücklich jeder Gedanke an eine Einforderung des gemeinen Pfennigs zurückgewiesen. Dagegen ward hier die Hülfe zugleich zu Geld angeschlagen und ein Sold bestimmt. Der König versprach die Errichtung des Kammergerichts und die Handhabung des Landfriedens auf die zu Worms beschlossene Weise. Auf dem Reichstag zu Constanz im Jahre 1507 setzte man dies Bestreben fort. Schon war die Macht des Königs so consolidirt, daß ein französischer Gesandter, welcher Schreiben an die Reichsstände mit sich führte, festgenommen und ziemlich schnöde behandelt werden konnte. Hier wurden nun einmal jene Anschläge erneuert und auf den Zweck eines Römerzugs gerichtet. Man sieht, wie stark hiebei die Städte herangezogen wurden. Die sämmtlichen Kurfürsten, Böhmen einbegriffen, haben zu stellen: 760 Reiter, 557 Mann zu Fuß, und 16230 Gulden zuzahlen; die Städte haben 632 Reiter, also beinahe ebenso viel wie jene, dagegen 1335 Mann zu Fuß aufzubringen, anderthalbmal so viel als die Kurfürsten, und 39942 Gulden zu

entrichten. Dann ward ein fester Grund für das Kammergericht gelegt, die Besetzung desselben zwischen König und Ständen getheilt, die Besoldung auf die fiscalischen Strafen und, insofern diese nicht hinreichen sollten, auf einen Reichsanschlag gegründet. Der Kammerrichter sollte das Recht haben, in die Acht zu erklären. Die Reichshülfe ward indeß nur auf ein halbes Jahr gewährt, das Kammergericht vorläufig nur auf sechs Jahre angenommen. Doch war es schon sehr wichtig, daß es wirklich zu Sitzungen und einer regelmäßigen Thätigkeit kam, die erst von dieser Zeit zu datiren ist.

Auf dem Reichstage von Köln im Jahre 1512 wurden diese Bemühungen dann weiter fortgesetzt. Das Kammergericht ward auf neue sechs Jahre bewilligt: es ward eine Revision desselben festgesetzt. Es fehlte nur noch an der Execution seiner Urtheile. Dazu ward nun die Eintheilung des Reiches in zehn Kreise vorgenommen. Es waren schon 1500 in Augsburg sechs Kreise entworfen, mit Ausschluß jedoch des Königs und der Kurfürsten. Jetzt wurden aus den österreichischen Gebieten zwei neue und aus den kurfürstlichen ein rheinischer und ein obersächsischer Kreis oder, wie es in dem Reichsabschied heißt, Cirkel gebildet. In jedem Cirkel soll ein Hauptmann mit seinen Zugeordneten sein. Bei jedem Landfriedensbruch soll der Hauptmann in dem Bezirk, in welchem die Thäter, ihre Helfer und Anhänger wohnen, mitsammt seinen Zugeordneten zusammenkommen, rathschlagen und fürnehmen, damit der Landfriede gehandhabt werde. Die Schweiz blieb von dieser Verfassung ausgeschlossen, wie sie denn für sich selbst sorgte. Noch waren hiebei andere Pläne; es war die Rede von einer neuen allgemeinen Auf-

lage wie sie in Worms beschlossen worden, von acht dem Kaiser zuzuordnenden Räthen, überhaupt von einer engeren Vereinigung des Reiches. Der Kaiser drückt das in dem Abschied sehr gut so aus: Wir haben uns mit des heiligen Reiches Ständen und sie mit uns nachfolgender Artikel und Meinungen als ein christliches Corpus und Versammlung gegen und miteinander vereint, verpflichtet und vertragen. Die Städte waren seit einiger Zeit von der Siegelung ausgeschlossen, jetzt wurden sie wieder dazu genommen.

Man dürfte jedoch nicht glauben, daß diese Beschlüsse nun auch wirklich sofort ausgeführt worden wären. Es waren Ideen, über deren Nothwendigkeit man übereingekommen war, welche aber in ihrer Ausführung die größten Schwierigkeiten machten. Die Kreise wurden doch vielleicht erst zwanzig Jahr später wirklich eingeführt, die Hauptleute wurden nicht ernannt, ebenso wenig die Räthe, auf die man Bedacht genommen hatte. Maximilian selbst war in einer unaufhörlichen Fluctuation von Ansehen und Verachtung, von Glück und Unglück, von Macht und Ohnmacht. Es hängt das sehr mit seinen auswärtigen Verhältnissen zusammen. In diesen erreicht er für sein Haus und dessen Macht, vornehmlich durch Verträge und Ehebündnisse, unermeßlich viel; wie merkwürdig, daß ihm dagegen, wo er für die Rechte des Reichs, und zwar mit großer, wenn auch nicht immer wohlüberlegter, kriegerischer Anstrengung eintritt, eigentlich alles mißlingt! Seine italienischen Feldzüge verfehlen ihr Ziel; selbst die Kaiserkrönung erlangt er nicht: nur den Titel gestattet ihm Papst Julius II. anzunehmen. Sein Bemühen, den Trotz der Schweizer zu brechen, führt nach heftigem Kampfe zum entgegengesetzten Ergebniß: 1507, übrigens damals im Zenith

seiner Macht, muß er sich bequemen, sie vom Kammergericht zu eximiren, welches anfangs seine Gewalt auch über die Schweiz hatte erstrecken sollen. Dies ist ohne Zweifel, obwohl weder in der deutschen noch in der schweizerischen Geschichte davon die Rede zu sein pflegt, wie denn eine factische Unabhängigkeit sich schon ohnedies herausgestellt hatte, der eigentliche Moment, wo dieselbe auch legal, wenn nicht vom Reiche, so doch vom Kaiser anerkannt wurde.

Maximilian war ein Mann der Entwürfe, nicht der Ausführung; voll von Talenten und Kunstfertigkeiten: der beste Jäger und Schütze, so recht ein Gemsensteiger durch Gewohnheit und Neigung; unermüdlich, geheimnißvoll, dabei populär, so daß man ein freudiges Andenken an seine Person knüpfte — aber gethan und zu Ende gebracht hat er nichts. Er war unerschöpflich in neuen Ideen, dadurch hat er auch für die Zukunft des Reiches viel Bedeutung, nicht durch unmittelbare Institutionen. Vielmehr waren die letzten Jahre seiner Regierung noch weniger als die ersten in lobenswürdiger Ordnung. Im Jahr 1513 berief er einen Reichstag, der gar nicht zustande kam; im Jahre 1517 kam wohl ein Reichstag zu Mainz zusammen, den er durch seine Commissarien besuchen ließ, den man jedoch mit jenem Reichstag im Reineke Fuchs vergleichen kann, so viele Beschwerden liefen ein. Das Kammergericht sogar, welches soeben erst errichtet war, in dessen Verwaltung aber Maximilian unaufhörlich eingriff, erfuhr die heftigsten Anfechtungen.

Überhaupt war das Reich in einer allgemeinen Gährung begriffen. Die gegenseitigen Rechte des Kaisers und der Fürsten waren auf jedem Punkte streitig. Von allen Institutionen kam keine eigentlich zur Ausführung. Man wußte

immer noch nicht, welches unmittelbare und welches mittelbare Stände waren. In allen Landschaften war darüber mannigfaltiges Mißbehagen. Die Matrikeln, welche zustande kamen, waren eben aus diesem Grunde ganz unbrauchbar. Der Adel, über die um sich greifende Autorität namentlich der fürstlichen Gerichte besorgt, that sich in Bündnisse zusammen oder erfocht auch in einzelnen Scharen sein Glück. Ebenso waren die Städte in großer Erregung. Bedrängnisse vonseiten der fürstlichen Macht, der ewige Unfriede der Landschaften, die Beschränkung ihres Handelsverkehrs, der sich nichtsdestominder herrlich erhebt, und eine Menge innerer Unruhen setzen sie in Bewegung. Aber das gefährlichste war, daß es in den Bauernschaften so mächtig gährte. Schon in der zweiten Hälfte des funfzehnten, dann fast in allen Jahren des anfangenden sechzehnten Jahrhunderts finden wir Empörungen der Bauern, die natürlich dadurch sehr genährt wurden, daß sie, die Bauern, jetzt die Kriegführung gelernt haben und, da sie so gut zu schlagen wissen wie die Schweizer, nun auch deren Rechte in Anspruch nehmen.

Eine Periode voll so mannigfaltiger innerer Unruhe wie die Maximilianische, giebt es in der deutschen Geschichte nicht wieder; selbst die heutige Zeit kann man nicht damit vergleichen. Eine feste Reichsordnung, welche dieser Unruhe hätte steuern können, hatte man nicht zustande gebracht. Unter solchen Umständen war es eigentlich die religiöse Bewegung der Reformation, die, indem sie die allgemeine Erregung um ein neues Moment vermehrte, dieselbe zugleich vom politischen Gebiete ablenkte und in sich auffog. Und hier erschien nun doch auch ein Augenblick, wo das an sich so geringe Resultat der ständischen Verfassungsbestrebungen von der größten Be-

deutung ward. Indem man dem Erben Maximilians, Karl V., gegenüber auf die Idee eines Reichsregimentes zurückkam, das in dessen Abwesenheit fungiren sollte, geschah es, daß in den ersten, zweifelhaftesten Jahren der umsichgreifenden kirchlichen Neuerung eine dieser zugeneigte Centralgewalt, eben dies Regiment, an der Spitze des Reiches stand, bereit, das nationale Anliegen in entgegenkommendem Bestreben zu fördern. Die entscheidenden Kämpfe sind dann freilich wieder von Macht zu Macht, zwischen den territorialen Gewalten der Fürsten und des Hauses Oesterreich geführt worden, von denen die deutsche Entwicklung seitdem überhaupt Maß und Richtung empfing.

Das Emporkommen des Hauses Oesterreich zu europäischer Macht beruht zumeist auf seinem Eintritt in die burgundischen Verhältnisse. Das ursprünglich französische Haus Burgund erhob sich in französischen und deutschen Gebieten zu einer ansehnlichen Stellung. Die Erbtochter von Brabant und Limburg, Johanna, vermählt mit Wenzel von Luxemburg, hatte ehedem versprochen, wenn sie keinen Erben erhalte, auch diese Niederlande an Karl IV. und dessen Haus zu bringen. Unter König Wenzel bekam sie jedoch von ihren deutschen und böhmischen Verwandten so wenig Hülfe, daß sie das Recht ihrer zweiten Schwester Margarethe, Gräfin von Flandern, Gemahlin Ludwigs de Male, abtrat, was Geistliche, Adel und Städte anerkannten (1384). Hiedurch wurden Brabant und Limburg, wenigstens in Hinsicht künftiger Vererbung, mit Flandern und Artois vereinigt. Aber auch Margarethe und ihr Gemahl hatten nur eine Tochter, Margarethe, und diese vermählten sie mit Philipp dem Kühnen von Burgund, dem Sohne Johanns des Guten, der nunmehr mit dem Herzog-

thum und der Grafschaft Burgund, die ihm aus französischen Ansprüchen zustanden, Artois und Flandern zusammenbrachte. Dessen Enkel nun, Philipp der Gute, ward auf Grund der alten Ansprüche 1430 nach dem Tode des letzten Herzogs Philipp auch in Brabant mit Hülfe der Stände anerkannt. So bildete sich zum Theil aus luxemburgischen Ansprüchen, auf altlothringischem Boden, zwischen Frankreich und Deutschland die stattliche Herrschaft von Burgund.

Sie breitete sich vor allem während der französisch-englischen Kriege des funfzehnten Jahrhunderts aus. Namur ward 1421 durch Kauf erworben. 1433 wurde die letzte Fürstin aus dem bairischen Hause, Jakobäa, in dem Parteikampfe der Kabeljaus gegen die Hoeks — Burgund hielt es mit den ersten, sie mit den zweiten — genöthigt, auf Holland, Seeland und Hennegau Verzicht zu leisten. Die Engländer mußten diesem Gange der Dinge ruhig zusehen. Die Franzosen mußten sich dann im Frieden zu neuen Abtretungen verstehen. Hierauf aber richtete dies Haus sein Augenmerk auf die eigentlich deutschen Länder, wo streitige Succession, Verpfändungen und zwiespältige Bischofswahlen ihnen einen glänzenden Schauplatz eröffneten. 1443 brachten sie Limburg selbst, das Stammhaus des luxemburgischen Geschlechts, auf das Ladislaus Posthumus sehr bestimmte Ansprüche hatte, an sich, indem zwei aus diesem Hause stammende Prinzessinnen, Elisabeth von Görlitz und Anna von Sachsen, über ihre Rechte uneins geworden waren. Jene verkaufte die ihrigen an Philipp den Guten; der Gemahl der anderen, Wilhelm von Sachsen, ward mit Geld abgefunden. In Utrecht brachte Philipp seinen legitimirten natürlichen Sohn David, in Lüttich seinen Neffen Philipp auf den bischöflichen Stuhl. Die

Gemeinden, die gegen die Bischöfe rebellirten, wurden mit gewaltiger Hand im Zaume gehalten (1456). In Niederdeutschland gewann dadurch ein ursprünglich fremdes Haus eine gewaltige Stellung und strebte danach, sie fortwährend auszubreiten.

Bei allen diesen Unternehmungen war nun schon besonders der Sohn Pilipps des Guten, Karl der Kühne thätig. Seine Entzweiungen mit Ludwig XI., welche die geschichtlichen Darstellungen gewöhnlich erfüllen, sind nicht so wichtig, wie der allmähliche Fortgang dieser Territorialerwerbungen. Karl nahm sich 1470 des Herzogs Arnold von Geldern gegen den Sohn desselben, Adolf, an. Der Sohn ward von den Rittern des goldenen Vließes zu ewigem Gefängniß verdammt; der Vater übergab sein Herzogthum für 300000 Ducaten Karl dem Kühnen, der es 1472 einnahm. In verschiedenen Schlachten besiegte Karl Lüttich; nachdem es wiederholt sich ihm widersetzt, eroberte er es 1468 und verhängte eine furchtbare Plünderung über die Stadt.

In allen diesen Dingen war Oesterreich mit Burgund einverstanden. Friedrich III. hatte schon 1443 eine Zusammenkunft mit Philipp dem Guten gehalten und ihm seine deutschen Erwerbungen bestätigt. Zu dem Unternehmen gegen Geldern hatte Friedrich Karl den Kühnen sogar aufgefordert. Jetzt verpfändete diesem Sigismund von Tirol seine Besitzthümer im Elsaß oberhalb und unterhalb Basel, auf die Bitten seiner Ritterschaft, die in dem unaufhörlichen Kampfe mit den Schweizern eine etwas nachdrücklichere Hülfe wünschte. Hierauf gründete Karl, und zwar mit gutem Grunde, die weitreichendsten Pläne. René von Lothringen, eine Zeit lang von Karl gefangen gehalten, mußte ihm die Oeffnung der

lothringischen Städte bewilligen. Im Kölner Erzbisthum waren Städte, Capitel und Adel wider ihren Erzbischof in Aufruhr, und dieser Erzbischof, Ruprecht von der Pfalz, rief Karl als Schirmherrn an. Dessen Landvogt im Elsaß legte nicht allein neue Steuern auf und übte persönliche Gewaltthätigkeiten aus, sondern bedrängte auch die Städte Straßburg und Mühlhausen, und ließ sich vernehmen, sein Herzog werde bald Herr daselbst sein. Weiter in der Ferne war Karl mit Savoyen verbündet. Da wäre es von der höchsten Bedeutung gewesen, wenn der alte Kaiser Friedrich sich sogleich mit dem Hause Burgund zu einem wirklichen Bunde vereinigt hätte.

Im Jahr 1473 ward eine Zusammenkunft in Trier gehalten, in welcher die Rede davon war, Herzog Karl von Burgund zum König zu krönen. Es ist wohl kein Zweifel, daß dieser wirklich römischer König zu werden und Antheil an der Reichsregierung zu erwerben gedachte. Wie weit es damit kam, sieht man am besten aus einem Schreiben des Kurfürsten Albrecht Achilles an den Herzog Wilhelm von Sachsen. Alle Länder, die Karl erobert, auch Lothringen, die Bisthümer, die er eingenommen, Utrecht und Lüttich, sollten in einem einzigen Körper vereinigt werden. Der Herzog von Burgund sollte dann dem Kaiser seine Lebtage mit 10 000 Mann zu dienen verpflichtet sein. Er versprach, ihn in den inneren Angelegenheiten des Reiches zu unterstützen. Hätte Karl entschieden zugesagt, seine Tochter Maria mit dem Sohne des Kaisers, Maximilian, zu vermählen, so würde es wohl zu diesem Erfolge gekommen sein. Allein Karl der Kühne irritirte mit seinen hochfahrenden Plänen und Reden den friedfertigen Kaiser, der von dem Range des Kaiserthums und der Be-

stimmung seines Hauses eine hohe Idee hatte. Es mögen fremde Einflüsterungen dazu gekommen sein. Genug, der Kaiser ward mißvergnügt und verließ Trier an dem Tage, wo er Karl zu krönen vorgehabt hatte.

Darauf wollte nun Karl seine Pläne mit Gewalt durchsetzen. Da er keine Rücksicht kannte und in das Erzbisthum Köln einbrach, dort sein Wappen anschlagen ließ und die feste Stadt Neuß angriff — 56 Stürme hat er dagegen versucht, aber es wehrte sich auf das tapferste —, stellte sich Friedrich an die Spitze des deutschen Heeres — drei Kurfürsten, eine große Anzahl Fürsten, bei 500 Grafen und Herren waren bei ihm — und zog ihm entgegen. Zur Schlacht kam es nicht. Durch Vermittlung des päpstlichen Legaten ward ein Vertrag geschlossen, kraft dessen Karl der Kühne diese Länder binnen vier Tagen zu räumen versprach. Jene Vermählung seiner Tochter mit Maximilian kam neuerdings zur Sprache; sie ward zwar auch jetzt noch nicht völlig entschieden, aber man näherte sich gegenseitig. Dazu bequemte sich Karl hauptsächlich, weil sich ihm indeß auch auf allen anderen Seiten die gefährlichsten Gegner erhoben. Ludwig XI. erneuerte an den niederländischen Grenzen den Krieg. René fiel von Burgund ab, Sigismund wies die Lösung für seine verpfändeten Lande an. Der Landvogt Karls wurde von seinen bisherigen Unterthanen geradezu hingerichtet. Hauptsächlich aber die Schweizer erhoben sich gegen ihn: Bern kündigte ihm Fehde an.

Karl gerieth hierüber in Wuth und erhob sich aufs neue. Leicht war Lothringen genommen, und nun warf er sich gegen das Elsaß, das indeß mit der Schweiz in engen Bund getreten war. Die benachbarten Fürsten erwarteten ihn mit Verlangen. Die Fürsten von Savoyen hielten ihn für ihren rechten und

wahren Messias. Man muß in Diebold Schillings Beschreibung der burgundischen Kriege die Schilderung des weiteren Verlaufes lesen. Der Herzog erobert Granson: die Besatzung, welche sich auf Treu und Glauben ergeben hat, wird umgebracht. Hierauf rückten die Berner, ihre Eidgenossen und Zugewandten heran. Man gedachte, wie Schilling sagt, der Ehre und Mannheit nach, wie man sich mit Hülfe des allmächtigen Gottes möchte rächen: „anders nütt da was, dann Sterben oder Genesen!" Es kam nach einander zu den Schlachten von Granson und Murten. Bei Granson griffen die Burgunder an, bei Murten warfen sich die Eidgenossen auf das burgundische Lager. Beidemale siegten die Schweizer vollständig, am 2. März und 22. Juni 1476. Die Angriffe von den Niederlanden und von der Franche Comté aus wurden ebenso gut zurückgeschlagen, wie einst die von Oesterreich und Schwaben aus. Hiedurch bekamen die Schweizer eine hohe Bedeutung für alle umliegenden Länder. Mit ihrer Hülfe kehrte René von Lothringen in sein Land zurück; sie schlugen Karl bei Nancy zum drittenmale, eine Schlacht, in der er selbst umkam (5. Januar 1477).

Es ist keine Frage, daß diese ganze Bewegung sich hauptsächlich auf die Opposition von Oesterreich gegen Burgund gründete. In dem Manifest, in welchem Burgund der Krieg erklärt wird, ist von der Aufforderung des Kaisers ausdrücklich die Rede. Ein sonderbares Geschick, daß so Oesterreich erst die Aussichten und Entwürfe von Burgund hintertrieb und darauf sie selber erbte und fortsetzte. Nun erst ward die von Karl niemals vollkommen zugesagte Vermählung Maximilians und Marias vollzogen. Maximilian hatte den schwersten Stand. Unaufhörlich und auf allen Seiten angegriffen, mußte

er zugleich, besonders nach dem frühen Tode seiner Gemahlin (1482) mit allen inneren Parteien kämpfen, die sich jemals seinen Vorgängern entgegengesetzt hatten: den Städten in Flandern, die immer Einfluß auch auf Brabant gehabt hatten, den Hoeks in Holland, Seeland und Hennegau, den Bürgern in Lüttich und Utrecht. Im Jahre 1488 hielten ihn die Einwohner von Brügge auf ihrer Burg geradezu gefangen. Allmählich aber besiegte, beruhigte er die Factionen. Auch in dem Kriege gegen Frankreich behauptete er den größten Theil der in Anspruch genommenen Provinzen. Als dann bereits 1494 sein Sohn Philipp dahin gelangte, die Regierung selbst übernehmen zu können, war, da auf diesen auch Oesterreich kommen mußte, die Vereinigung von Oesterreich und Burgund definitiv vollzogen.

In Oesterreich selbst hatte indeß Maximilian nicht minder Beschäftigung. Matthias Corvinus hatte Friedrich III. von Wien vertrieben; er hielt Oesterreich für sein eigenes Land; er starb zu Wien. Nach diesem Todesfall kehrte Maximilian nach Oesterreich zurück; am 19. August 1490 zog er in Wien ein. Obwohl er aber in St. Stephan Tedeum hielt, so mußte er erst dann noch die Burg erobern; er ward dabei sogar verwundet. Im Jahre 1496 starb Sigismund von Tirol. Schon vor seinem Tode hatte er die Verwaltung seines Landes an Maximilian aufgeben müssen. Die schlechte Wirthschaft, die er führte, bewirkte, daß sich ihm die Stände opponirten und, unabhängig von ihm, um so leichter die Regierung an Maximilian übergehen ließen. Maximilian hatte das Talent, während er sich in unabsehliche auswärtige Unternehmungen einließ, die nächsten dringendsten nicht zu versäumen. Während er Sorge dafür trug, durch seine europäischen Verbindungen seinem Hause die Erbschaft von

Spanien zu verschaffen, ließ er es sich doch auch zugleich nicht verdrießen, in dem pfälzischen Kriege von 1504 einige kleine Besitzungen an sich zu bringen, wie Kufstein, Kitzbüchel u. a. m. Aber sein Hauptabsehen war den alten Tendenzen seines Hauses gemäß auf Böhmen und Ungarn gerichtet.

Noch einmal hatte in Böhmen die nationalslavische Partei den Sieg davongetragen und den polnischen Prinzen Wladislav zu ihrem König erhoben (1471). Wladislav gewöhnte sich hier an eine Regierung über Magnaten, die ihm wenig Autorität übrig ließen. Eben dies mochte ihn zum ungarischen Thron empfehlen, zu dem er 1490 nach Matthias' Tode im offenen Kampfe mit Maximilian berufen wurde. Allmählich indeß wurden auch diese Verhältnisse friedlich. Im Jahre 1515 hielt Maximilian eine Zusammenkunft mit Sigmund I. von Polen und dessen Bruder, seinem Nebenbuhler, König Wladislav. Er brachte eine Doppelverbindung zu Stande, seiner Enkelin Maria mit dem Sohne Wladislavs, Ludwig, seines Enkels Ferdinand mit der Tochter Wladislavs, Anna. Erst einige Jahre später wurden diese Vermählungen vollzogen; sie hatten einen Erfolg, größer, als ihn selbst Maximilian sich gedacht haben mochte. Nachdem Ludwig in der Schlacht bei Mohacz 1526 geblieben war, ward Ferdinand König von Ungarn und Böhmen, und in der That, obwohl unter gar manchen Schwierigkeiten anerkannt.

Durch den Gang dieser Ereignisse ward so alles überboten, was je einem deutschen Kaiserhause gelungen war. Was sind die Erwerbungen der früheren Habsburger, der Baiern und selbst der Luxemburger gegen diese großartigen Besitzthümer? Von den Enkeln Maximilians erwarb der eine, nachdem er König in Spanien geworden, auch die kaiserliche

Würde und gab ihr eine neue, rein politische Bedeutung; der andere, mehr auf den Osten angewiesen, nahm die ungarisch-böhmischen Ansprüche an sich und hatte an der Verwaltung des Reiches selbstthätigen Antheil. Das Geschlecht hatte freilich große und gefährliche Gegner. Der alte Wettkampf des dreizehnten Jahrhunderts um Italien — Staufen-Aragon wider Anjou — wurde in anderen Formen wieder lebendig, zugleich hatte Habsburg auch die burgundische Entzweiung mit Frankreich auszufechten; einen neuen Feind, die Türken, verscheuchte es von den Grenzen von Ungarn und nahm wenigstens den wichtigsten Theil dieses Reiches an sich. Der Besitz der Reichsgewalt erweckte in ihm natürlich vor allem die Absicht, sich der Kräfte des Reiches zu seinen verschiedenen politischen Zwecken zu bedienen. Darauf beruht jene Gestalt der deutschen Verfassung, wie sie sich am Schluß des funfzehnten und am Anfang des sechzehnten Jahrhunderts bildete, großentheils.

Von dem deutschen Fürstenthum läßt sich überhaupt sagen, und es leuchtet besonders in diesem Momente hervor, daß es das meiste dafür that, die Grenzen des Reiches aufrecht zu erhalten. Zunächst aber ist das doch namentlich das Verdienst des Hauses Oesterreich. Wäre dies nicht an die Stelle des burgundischen Hauses getreten, so würden alle niederländischen Provinzen, wie es späterhin doch geschehen ist, sich schon damals von dem Reiche abgesondert haben. Hätte es nicht zuletzt Böhmen erworben, so würden Schlesien und die Lausitzen schwerlich beim Reiche und beim deutschen Wesen behauptet worden sein. Auch die Ansprüche des Kaiserthums auf Italien machte dies Haus zu seinen eigenthümlichen und hat sie wohl, freilich nicht auf die Art, wie man in

Deutschland wünschte, ausgefochten. Allerdings aber standen die Habsburger schon derzeit in solchen Leistungen nicht allein. Auch die Erhaltung der Grenzen gegen Polen, in Pommern und der Neumark, ist dem Fürstenthum zuzuschreiben. Der Orden hatte sich überlebt und vermochte sich gegen Polen kaum zu behaupten; er verlor außerordentlich viele Gebiete. Eine sehr bedeutende Stellung aber nahm in seinem Rücken das Haus Brandenburg ein. Preußen ist für Deutschland nur durch die Besitznahme des Hauses Brandenburg gerettet worden. Wäre für Livland ein gleiches geschehen, so würde auch das nach meinem Dafürhalten nicht unter Polen und später unter Rußland gerathen sein. Die Familienverbindungen deutscher Fürsten, welche alle Ansprüche und Rechte zu gemeinschaftlichen machten, gaben für die Erhaltung im Großen ein außerordentlich wichtiges Moment ab. Den Königen von Dänemark konnte es doch nicht einfallen, ihr Erbherzogthum mit ihrem Staate zu vereinigen und von Deutschland abzureißen, da sie im Reiche die größten Privilegien hatten durch das Herzogthum. Sie blieben nun deutsche Fürsten und breiteten das Ansehen des deutschen Namens immer weiter aus. Auch im Inneren des Reiches aber, in demselben Maße wie sich die zusammenhaltenden Institutionen auflösten, stieg das Fürstenthum im funfzehnten Jahrhundert zu immer größerer Macht empor. Ein wichtiges Moment ist, daß es ihm gelang, nach und nach die bedeutendsten geistlichen Fürstenthümer in seine Hände zu bringen. Es war dies jetzt selbst die Maxime des päpstlichen Hofes, das zu begünstigen. In den meisten Fällen ist überhaupt eben damals der spätere territoriale Bestand des Fürstenthums begründet worden. Durch Erwerbung und Befestigung,

Anfall und Vereinigung consolidirten sich Sachsen und Brandenburg, Hessen und Württemberg, Pfalz und Baiern. Sie waren es dann, die in Kampf oder Gemeinschaft mit dem Hause Oesterreich die großen religiösen Interessen der Nation in die Hand nahmen, die Reformation begründeten und vertheidigten, oder zurückdrängten und einschränkten, und dem modernen Dasein des deutschen Geistes und der deutschen Macht so oder so seine geschichtliche Gestalt gaben.

Elftes Capitel.

Frankreich und England im funfzehnten Jahrhundert.

In den beiden großen westlichen Reichen kam es in diesem Jahrhundert abermals zu inneren Irrungen, die, wie jene des vierzehnten, an sich selbst von größter Bedeutung und Wirksamkeit waren. Ueberall erscheint jener Städtekrieg, dem wir in Deutschland begegneten, in mehr oder minder ausgesprochener Form. In Frankreich, wo durch die Einrichtungen Karls V. der niedere Adel zu besonderem Ansehen gelangt war, erfolgte unter Karl VI. (1380—1422) mehr als ein heftiger Zusammenstoß. Zu den ständischen Gegensätzen aber gesellte sich eine Parteiung innerhalb des Adels selbst, die sich um die großen Familien von Burgund und Orleans-Armagnac gruppirte. Nach der auf Anstiften Johanns von Burgund 1407 erfolgten Ermordung des Herzogs Ludwig von Orleans trat Graf Bernhard von Armagnac, der Schwiegervater von Ludwigs Sohne Karl, an die Spitze dieser Partei, welche zuletzt die Oberhand bei Hof und Regierung behielt.

In diesem Moment der größten inneren Entzweiung erneuerte nun König Heinrich V. von England seine Ansprüche auf die Krone von Frankreich. Die Pariser Bürger boten der

Ritterschaft ihre Hülfe gegen denselben an: bei der herrschenden Stimmung begreift man es, wenn sie zurückgewiesen wurde. Der Adel glaubte allein die Aufgabe und die Kraft zu haben, den Einfall der Engländer zurückzuwerfen und an ihnen zu strafen. Aber der Ungestüm, mit dem man das unternahm, hatte denselben Erfolg wie früher. In der Schlacht bei Azincourt (1415) sollen bei 8000 Edelleute geblieben sein.

Man dürfte noch an kein eigentliches Verständniß zwischen Burgund und England, oder zwischen Paris und dem Herzog oder dem König denken, aber ein gleiches Interesse war allerdings für sie vorhanden. Die Armagnacs waren die gemeinsamen Feinde aller. Der ungeheure Verlust, den diese Partei in der Schlacht gegen den auswärtigen Feind erlitten, kam ihren Gegnern im Inneren zustatten. Im Mai 1418 kam es zu einem Aufruhr in der Hauptstadt, in welchem die Einwohner unter dem Geschrei: es lebe der König und der Herzog von Burgund! sich sammelten, wie sie denn schon burgundische Truppen bei sich aufgenommen hatten. Ihnen konnten die Armagnacs, die das Feldgeschrei: es lebe der König und der Dauphin! erschallen ließen, nicht mehr widerstehen. Nachdem sie sich zuerst in die Bastille gerettet, wurden sie bei einem Versuch, die Stadt wieder zu erobern, geschlagen und sammt ihren Anhängern der gräßlichsten Rache preisgegeben. Das Volk weidete sein Auge an den zusammengebundenen Leichen des zum Connetable des Reichs erhobenen Grafen Armagnac und des Kanzlers, denen sie bisher hatten gehorchen müssen. Unter dem Namen Armagnacs widmete ein jeder seine Feinde dem Tode.

Der öffentliche Geist bewegte sich schon damals in unaufhörlichen Convulsionen. Es gab eigentlich keinen König.

Karl VI., entweder irrsinnig oder in lichteren Momenten völlig schwach, ließ sich bald von der einen, bald von der anderen Partei beherrschen. Es gab ebensowenig eine feste Ansicht. Bald wurde die Lehre von dem nothwendigen Antheil des Volkes an der Regierung, bald die entgegengesetzte von dem ursprünglichen Unterschiede aller Stände gepredigt. Der Franziscaner Jean Petit, der zur Rechtfertigung des Herzogs von Burgund den Satz, daß ein Tyrann getödtet werden könne, vertheidigt hatte, war einst damit durchgedrungen; später war er darüber verurtheilt worden; jetzt ward seine Theorie aufs neue vertheidigt. In dem Auf- und Abfluthen der Leidenschaften wird jedes Attentat nach einiger Zeit an seinen Urhebern heimgesucht. Die Empörung von 1357 wurde 1383 gerochen; die Erinnerung an das, was damals geschehen, belebte den Aufruhr von 1413. Die Empörung von 1418 ist von denen veranlaßt worden, die bei dem letzten Aufruhr der Reaction verfallen waren.

Noch waren aber die Orleans nicht so schwach, daß nicht auch sie auf Rache gedacht hätten. Unter schrecklichen Umständen, eben bei einer Zusammenkunft, die zur Versöhnung dienen sollte, auf der Brücke von Montereau, ward im Jahre 1419 der Herzog Johann von Burgund von den Armagnacs erschlagen. Man hat später als das wahrscheinlichste angenommen, daß der Dauphin von dieser Unthat im voraus nichts gewußt habe; aber sie war in seiner Gegenwart geschehen, er behielt den Thäter in seiner Umgebung. Der Sohn des Ermordeten, Philipp der Gute, hielt es für gerechtfertigt, wenn er sich von ihm lossagte und die Ansprüche des Königs von England anerkannte. Er vermittelte den Vertrag von Troyes, nach welchem Heinrich V. sich mit der Tochter

Karls VI. vermählte, und als zukünftiger König und sogleich als Regent des Reiches anerkannt werden sollte.

Und diesem Vertrage trat die Hauptstadt ohne langes Bedenken bei. Die Mitglieder des Parlaments und der Universität, die Geistlichkeit und alle Behörden der Stadt gaben ihm in feierlicher Versammlung durch lauten Zuruf ihre Zustimmung; des salischen Gesetzes gedachte man nicht. Nie war ein Fürst aus dem Hause Valois besser aufgenommen worden, als Heinrich V.: als er mit dem Herzog von Burgund, der noch in Trauerkleidern ging, in der Stadt erschien, schrie ihm das versammelte Volk das freudigste Vive zu. So beging man die Vermählung des Herzogs von Bedford mit einer Prinzessin von Burgund als ein öffentliches Glück. Nach dem Tode der beiden Könige — Heinrich V. starb noch vor Karl VI. 1420 — ward der Vertrag von Troyes aufs neue beschworen; die versammelten Stände hatten ihn angenommen. Der französische Thron ward dem Kinde Heinrich VI. von England vorbehalten. Durch eine Art von Rechtsgang war der Dauphin Karl VII. seines Anrechts an die Krone verlustig erklärt worden. Der sagte bei der Nachricht, er appellire von dieser Sentenz an sein Schwert.

Eine Art englischer Regierung hätte auf diese Weise auch in Frankreich stattfinden können. Es wäre aber eine der wunderlichsten Verwirrungen gewesen, wenn die innere Einrichtung des französischen Reiches ihm hätte vom Ausland kommen sollen. Niemals ist es ein Glück, dergestalt unterworfen zu sein. Jetzt lief es wider den eingeschlagenen Gang der Dinge, wider die Forderung der Weltgeschicke, wider den Sinn und das Schicksal der Nation. Allzu eigenthümlich waren Franzosen und Engländer einander gegenüber ausge-

bildet, als daß eine solche Vereinigung möglich gewesen wäre. Aber auch immer wird man da, wo der Genius angegriffen ist, ihn auf die wunderbarste Art sich vertheidigen sehen.

Wie der Herzog von Bedford im Norden, so hielt der Dauphin, der sich als Karl VII. hatte krönen lassen, im Süden Ständeversammlungen, die ihm ebenfalls Bewilligungen machten. In einer und der anderen Stadt zeigte sich ein royalistischer Enthusiasmus für den angestammten Fürsten, vor allem in Orleans, wo Bedford, der es im Jahre 1428 belagerte, einen Widerstand fand, wie er anderen Städten nicht selten unsterblichen Ruhm verschafft hat. Aus dem untersten Stande, den Arbeitern auf dem Lande, tauchte endlich die wunderbarste Erscheinung auf. Die Tochter armer Arbeiter in Dom Remy, an den Grenzen der Champagne und Lothringens, riß sich von ihrer Heimath los, um den König von Frankreich zu seiner Krönung zu führen. Dies junge Mädchen, eine Hirtin, die unter einem Baume an einem heiligen Brunnen Erscheinungen hat, erhebt sich, um dem Könige von Frankreich zu sagen, daß er der rechte König sei. Es ist in ihr etwas von dem Geiste der Ritterbücher: sie sagt dem König, Karl der Große und St. Louys bäten für ihn. Sie gesellte sich dem Ritterthum zu und erneuerte alle seine religiösen Sympathien.

Man kann sich dies nur einigermaßen erklären, wenn man weiß, wie das Haus der französischen Könige, die Royaux de France, und die Krone der Lilien von der Sage verherrlicht ward. Das Königthum Karls des Großen, an dessen Namen sich alles knüpfte, erschien als eine Institution des Himmels. In jenen Gegenden, wo so viele Kirchen dem heiligen Remigius gewidmet sind und das Erzbisthum von Rheims reiche

Besitzungen hatte — Dom Remy gehörte wahrscheinlich selbst dazu und hatte eine Kirche des Heiligen, in der Jeanne d'Arc getauft worden ist — mochten diese Anschauungen besonders verbreitet sein und ein einfaches, kraftvolles und erregbares Gemüth einnehmen. Es ist hier nicht der Ort, das Geheimniß dieser Geschichte zu enträthseln. Wo aber eine Erscheinung, wie diese, möglich ist, da ist noch der volle Glaube, die Religion des Königthums in den Massen.

Der Hof, die Staatsmänner und Ritter zweifelten: allein sobald die Jungfrau erschien, ward sie von dem Enthusiasmus der Massen empfangen. Sie traf bei ihrem Zuge nach Orleans noch eben im rechten Augenblicke ein, als die burgundischen Hülfsvölker die Belagerung verlassen hatten. Sie ist immer in vollen Waffen voraus; sie betritt keine Stadt, ohne sogleich nach der Kirche zu gehen. Gerade das Wunderbarste wirkte am meisten; es ergaben sich Städte, vor denen die Jungfrau mit einer einzigen Kanone erschien. Sie verjagte die Engländer und führte ihren Dauphin glücklich nach Rheims, wo er aus der heiligen Ampulla gesalbt und mit allen in den pontificalen Büchern vorgeschriebenen Ceremonien gekrönt wurde. Die Jungfrau stand bei der Krönung mit der Fahne in der Hand neben dem König; sie küßte ihm die Füße mit heißen Thränen; denn nun sei Gottes Wille vollzogen: es liege am Tage, daß der Gekrönte der wahre König sei und das Reich ihm gehöre. Den Herrn, der sie sende, bezeichnet sie nun als den König des Himmels. Ihre innere Sendung war damit erfüllt; indem sie den Krieg als Krieg weiter führte, fiel sie den Engländern in die Hände, die ihr nicht vergeben konnten, daß sie vor ihr geflohen waren, und sie als Ketzerin verbrannten. Ihr Märtyrerthum gab den Ideen, die sie verfocht,

nur eine noch höhere Gewähr. Das Landvolk der Normandie, das von den Engländern gegen den König bewaffnet worden war, erhob sich zugunsten desselben. Zuweilen wurden sie wieder zu Paren getrieben, zuweilen aber auch nicht, wie die Communen des Landes Caux; der größte Theil der festen Plätze desselben, Harfleur, Tancarville, Lilleborne, wurden wieder französisch. Mit ihrer Hülfe gelang es einem französischen Marschall, sich Dieppes zu bemächtigen, welches als der vornehmste Waffenplatz der Engländer betrachtet werden konnte.

Nie hat das Königthum eine zugleich idealere und wirksamere Vertheidigung gefunden. Die Religion, auf der es alle Jahrhunderte daher beruht hatte, ward wieder erneuert. Doch wäre es noch nicht hergestellt worden, hätte sich nicht endlich auch der Herzog von Burgund bewogen gefühlt, seinen Frieden zu machen. Der König von Frankreich erklärte, der Mord Johanns des Unerschrockenen mißfalle ihm. Hierauf trug dessen Sohn, Philipp der Gute, kein Bedenken, sich zu Arras mit ihm zu verbünden. Es mußten ihm ungeheure Zugeständnisse gemacht, sein Herzogthum Burgund erweitert, sein niederländisches Reich bis an die Somme ausgedehnt werden: aber dafür war auch sein Uebertritt entscheidend. Die Engländer konnten sich gegen die Verbindung der Burgunder mit den Königlichen nicht halten. Der nächste Erfolg war, daß sie Paris verloren. Der alte Parteigänger von Burgund, L'Isle-Adam, den Parisern wohlbekannt, erschien jetzt von französischen sowohl wie burgundischen Truppen begleitet, vor den Mauern der Stadt, zeigte den Bürgern die Amnestie, welche Karl VII. unter dem großen Siegel für sie hatte anfertigen lassen, und beschwur sie, auch aus Rücksicht

auf den Herzog von Burgund, dessen Partei sie so gut gehalten, in den Gehorsam des Königs von Frankreich zurückzukehren. Nach kurzer Berathung der städtischen Führer ward er aufgenommen. Die Engländer waren zufrieden, durch Ueberlieferung der Bastille ihr Leben zu retten. Burgundische Truppen nahmen an der Eroberung theil. Noyon und Soissons wurden von dem Herzog an den König zurückgegeben.

Karl VII. hatte eine Armee, die sich tapfer schlug und an deren Spitze nach langem Zögern er endlich selber erschien. Dem sich wieder erneuernden Königthum kam die Meinung des Volkes entgegen. Aber unleugbar ist, daß die Großen des Reiches einen sehr wesentlichen Antheil an der Herstellung der höchsten Gewalt nahmen. Die Herzöge von Anjou und Bourbon haben hauptsächlich den Uebertritt des Herzogs von Burgund hervorgerufen, der dann die Hauptsache entschied. Die Zeitgenossen bemerken, daß ein fester Widerstand gegen die Engländer erst dann möglich geworden sei, als die Kinder der bei Azincourt erschlagenen Edelleute groß geworden seien. Die Erinnerung hielt die Jugend noch ab, nicht wieder eine Schlacht zu wagen, wenn der Feind sie wünschte; man zog vor, ihn durch allmähliche Eroberung der festen Plätze, die er inne hatte, zu überwältigen.

Es dauerte noch ein Jahr, ehe Karl VII. seine Hauptstadt wiedersah. Auch bei deren Einwohnern trat dann die Rückkehr zu den royalistischen Gefühlen für ihren König und natürlichen Herrn deutlich hervor. Man sah Thränen der Freude in den Augen der Alten, die diesen Umschwung der Dinge noch erlebt hatten. Auch der König trug Sorge, daß von seinen Truppen niemandem etwas zu Leide geschehe. Das Bemerkenswerthe ist, daß es diesmal zu keiner Reaction kam;

jetzt wurde nicht, wie früher, eine Partei durch die andere ausgestoßen und bestraft. So brachte es der Gang der Dinge mit sich; auch lag es nicht in dem Charakter Karls VII., Gewaltsamkeiten auszuüben. Sein ganzes Sinnen war nur darauf gerichtet, das Land wieder zu beruhigen und die Engländer vollends aus demselben zu verjagen. Und hiezu ergriff er ein paar Maßregeln von allgemeiner Bedeutung, auf denen die spätere Monarchie zum guten Theil beruht, die aber ganz in den Zuständen des Moments wurzeln und nur daraus zu erklären sind.

Für das platte Land und seine Bewohner hat es wohl niemals verderblichere Kriege gegeben, als die Fehdschaften zwischen Adel und Städten im vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert. Es gehörte zum Kriegsgebrauch, daß Freund und Feind das Land verwüsteten. In Frankreich war aber die Verwüstung noch ärger als irgendwo sonst, weil der Krieg, wie später der dreißigjährige in Deutschland, zugleich ein innerer und äußerer war. Auch an diesem französischen Kriege nahmen alle Nachbarn theil. Wir finden Capitäne aus allen Nationen. Der mächtigste von ihnen war einst ein Spanier, Villandrate, den Karl VII. aus den Grenzen verjagen mußte, um ihn dahin zu bringen, daß er ihm wieder seine Dienste anbot. Denn eigentlich für unabhängig hielten sich diese Hauptleute, oder doch für berechtigt, jeden Augenblick sich jeder Rücksicht zu entschlagen. Wie oft haben Capitäne, die für den König von Frankreich fochten, die Befehle seiner Marschälle zurückgewiesen: wie oft haben sie sich hinter den Mauern ihrer Festungen die schnödesten Ausbrüche gewaltsamer Gesinnungen erlaubt! Was sie von diesen festen Plätzen aus erreichen konnten, hielten sie für gute Beute.

Das dringendste von allem war nun, diesem Zustande ein Ende zu machen, und wir finden Karl VII. mit allem Eifer beschäftigt, es zu vollführen. Er setzt die räuberischen Capitäne ab; solche, deren Thaten allzu verbrecherisch gewesen, bestraft er mit dem Tode; um alle die übrigen von weiterer Plünderung abzuhalten, weist er sie auf bestimmte Einkünfte an, die ihnen der Bezirk zu zahlen hat. Hie und da konnten diese nicht in Geld aufgebracht werden; dann werden die Bedürfnisse für Mann und Pferd, wie der Landbau sie erträgt, geliefert. Es ist wie eine Brandschatzung, ein Abkauf der sonst unvermeidlichen Plünderung, wie die Kriegssteuern, welche im Laufe des dreißigjährigen Krieges in Deutschland von den Generalen den Kreisen und Communen, welche sie inne hatten, auferlegt worden sind. In Frankreich ward die Sache jedoch nicht zufällig und nach Gelegenheit, sondern von Staats wegen und auf immer eingerichtet; sie ist in einer Ständeversammlung zu Orleans im Jahr 1439 in aller Form beschlossen worden. Die Versammlung erscheint bei den Chronisten als aus Abordnungen der Herzoge von Orleans, Bourgogne, des Grafen von Armagnac und der Stadt Paris bestehend, zu denen noch eine Anzahl von Notabeln aus den Provinzen und Städten des Reiches kamen. Man faßte hier die wichtigsten Beschlüsse über eine Abkunft mit England und besonders über die Herstellung der Ordnung im Lande.

Aber erst, als sich auch Bretagne wieder mit der Krone verbündet hatte, wurde Guyenne und der wichtigste Platz im Süden, Bordeaux, im Juni 1451 erobert. Durch diese großen Siege, die eine neue Eroberung in sich schließen, ward nun natürlich auch die königliche Macht ganz neu begründet. Indem Karl VII. in den Hommes d'armes ein stehendes Heer ein-

führte und das Volk deshalb zum erstenmale zu einer immerwährenden Auflage nöthigte, gab er der ganzen Staatsverfassung eine neue Wendung. Durch die Annahme der Baseler Concilsbeschlüsse und die pragmatische Sanction verlieh er seinem Lande zugleich eine sehr selbständige geistliche Haltung. Ihm folgte Ludwig XI. nach, 1461—1483, der zuerst den Gedanken faßte, er sei ein Beamter der Krone — officier de la couronne — und diese Krone, wie er sich ausdrückte, von einer Schnürbrust, d. h. von der überwiegenden Gewalt der Großen zu befreien beschloß. Das Glück wollte ihm so wohl, daß er die großen Lehen Berry, Anjou, Provence, endlich Burgund an sich brachte. Institute hat er nicht geschaffen; von großartiger Gesinnung war er weit entfernt; er lebte in unaufhörlicher Furcht vor Gott und den Menschen. Aber er war listig, unermüdlich und gründete wieder eine stabile Gewalt in Frankreich, die selbst während der Minderjährigkeit seines Sohnes aushielt.

Mittlerweile waren in England die heftigsten inneren Kämpfe ausgebrochen, aus denen erst nach langwieriger Anstrengung das Königthum, ähnlich wie in Frankreich, mit neu befestigter Gewalt siegreich hervorging. Gerade wie es unter Richard II. geschehen war, bewirkten auch bei der schwachen Regierung Heinrichs VI. (1422—1461) vornehmlich die auf französischem Boden erlittenen Verluste neue Parteiungen. Die einst bei der Erhebung Heinrichs IV. übergangenen Ansprüche der Linie von York wurden jetzt von Herzog Richard geltend gemacht: die ganze englische Aristokratie spaltete sich für die Lancasters oder Yorks. Zuweilen schlug man, wie das erste Mal 1455 bei St. Albans, wo König Heinrich VI. selbst gefangen ward; zuweilen vertrug man sich: alle gingen dann Hand in Hand

mit einander in die Kirche. Aber gleich darauf bricht der Streit um einer elenden Entzweiung von ein paar Dienstboten willen aufs neue aus. Mehr und mehr bekamen die Yorks allmählich durch den alten Richard das Uebergewicht, doch scheute sich dieser, die Krone selber anzunehmen; sein Sohn Eduard IV. aber nahm den Thron unbedenklich ein.

Auch unter ihm aber dauerten die inneren Kämpfe fort. Es war nicht eigentlich eine Spaltung der Nation, vielmehr eine Entzweiung der vornehmen, mit dem königlichen verwandten Geschlechter. Bald war die eine, bald wieder die andere Partei im Vortheil; der Erfolg des Sieges war immer in wenigen Tagen entschieden. Dann zog sich die andere Partei nach Asylen zurück und wartete auf die Wiederkehr eines günstigen Augenblicks. Wer im Vortheil war, berief ein Parlament seiner Partei, ließ die andere verdammen und gab Gesetze im eigenen Interesse. Von Bedeutung für die Entwicklung der Verfassung sind diese Kriege der weißen und rothen Rose nur insofern, als sich der Adel, im ganzen betrachtet, dabei selber zerfleischte. Viele der Häupter kamen dabei um: Comines nennt ihrer achtzig, welche er gekannt habe. Eduard IV. rief anfangs in seinen Schlachten ausdrücklich: schonet das Volk, tödtet die Herren! Allmählich aber, seit 1471, ward ihm auch das Volk zuwider. Er behauptete sich, glänzend, schön und unermüdlich wie er war, obwohl seine eigenen Freunde von ihm abfielen.

Aber das Unglück wollte, daß er keinen Sohn hinterließ, der seine Herrschaft unmittelbar hätte fortsetzen können. Noch als Knabe ward Eduard V. auf Anstiften des eigenen Oheims, Richards III., umgebracht: das Haus York, das den Platz behauptet hatte, zerstörte sich in sich selbst, bis dann endlich

1485 Heinrich VII. Tudor, ein echter Lancaster, auch die von Richard mißhandelten Yorks um sich sammelte, um sie gegen den Usurpator zu führen. Die Schlacht bei Bosworth, in der Richard fiel, ist indessen nicht ohne französische Hülfe für Heinrich entschieden worden. Dann freilich, als König, wußte er den fremden Einfluß von seinem Reiche auszuschließen. Heinrich VII. repräsentirt, wie drüben Ludwig XI., zum erstenmal wieder eine starke, nationale Monarchie, ein Regiment in modernen Formen.

Frankreich und England sind von nun an für immer getrennt. Dort werden die mächtigen Barone der königlichen Gewalt unterworfen; hier behält das Oberhaupt einer Partei den Platz und regiert, ohne viel Rücksicht auf die im Bürgerkrieg entwürdigte parlamentarische Verfassung, nach seinen persönlichen Interessen, die jedoch auch hier zugleich die des Landes sind.

Zwölftes Capitel.

Nordische Reiche.

Für Dänemark bildete das Verhältniß zum deutschen Reich jederzeit fast die vornehmste äußere Frage. Die entschiedene Durchführung des Christenthums unter Erich Eiegod war, wie wir sahen, mit einer Entfremdung von Deutschland verbunden, welche die Gründung des Erzbisthums Lund zu ihrem Ausdruck hat. Die dänische Geistlichkeit stand seitdem unmittelbar unter dem Papst, sie hielt sich in ihrer Bildung an Paris. Aber darum emancipirte sich das Land doch nicht völlig von Deutschland. Gleich zu Anfang seiner Regierung entschied Friedrich I. eine Erbstreitigkeit zwischen Svend und Knud; er hielt selbst die Rechte des Erzbisthums Bremen im Norden fest. Die Wahl Waldemars des Großen ward ihm förmlich angezeigt, und er bestand auf der ihm zu leistenden Huldigung, welche dann auch wirklich geleistet ward.

Die inneren Unruhen, vor allem der Streit zwischen Staufern und Welfen, machten es jedoch dem Reich unmöglich, diese Stellung gegenüber dem Norden aufrecht zu erhalten. Wie Waldemar I., so nahmen noch mehr Knud VI. und Waldemar II. an der Bekämpfung des Heidenthums an der Ostsee selbständig Theil. Waldemar II. hatte infolge

dessen ein großes baltisches Reich aufgerichtet, als er 1227 bei Bornhöved besiegt ward und die deutschen Küsten vollkommen freilassen mußte.

Im dreizehnten Jahrhundert hatten auch die dänischen Könige viel mit den Geistlichen zu kämpfen. Ihre Streitigkeiten mit dem Erzbischof hatten ein Interdict zur Folge, das siebzehn Jahre lang auf dem Lande lag. Der Erzbischof Jacob Erlandson behielt den Platz. Als das Interdict 1274 aufgehoben ward, war doch die Unabhängigkeit des Erzbisthums gesichert. Im Jahre 1282 erhoben sich die weltlichen Großen gegen den König. Man setzte fest, daß künftig jedes Jahr Danehof — ein dänisches Parlament — gehalten werden sollte. Ein demokratisches Element hatte man eigentlich nur an den deutschen Städten, welche einen großen Einfluß auf den Norden ausübten. Erich Menved — soviel wie Manneswitz, oder auch als eine abgekürzte Betheuerungsformel erklärt — 1286—1319, scheint von allen dänischen Königen dieser Epoche der geachtetste gewesen zu sein. Sein Andenken erscheint in späteren Klageliedern; er war Lehnsherr und Schirmvogt über Lübeck, Rostock und Stralsund, Mecklenburg und Pommern. Dessen Nachfolger Christoph II. mußte den Großen 1320 eine Wahlhandfeste ausstellen, welche die wichtigsten königlichen Rechte beschränkt, das königliche Gericht der Appellation des Reichstags unterwirft. Da er sie nicht hielt, so ward im Jahr 1326 beim Antritt Waldemars III. das Reich durch eine neue Handfeste auf das vollständigste in ein Wahlreich verwandelt; der König sollte keine Burgen bauen, alle Städte sich befestigen dürfen.

Es war dieser Waldemar, dessen Constitution von dem nämlichen Jahre festsetzt, daß Schleswig niemals mit Däne-

mark vereinigt werden sollte. Gerhard der Große, Graf von Holstein, welcher diese Constitution durchsetzte, vermochte beiweitem mehr als der König im Lande. Die Ermordung des Mächtigen mitten unter seiner streitbaren Schar (April 1340) gehörte dazu, um dem dänischen Wesen noch einmal einen gewissen Vorsprung zu ermöglichen. König Waldemar IV. Atterdag — soll heißen: morgen ist wieder ein Tag, zur Rache u. dgl. — nahm in Folge dessen eine desto stärkere Stellung gegen die Deutschen ein. Die Deutschen, heißt es in einer Chronik von 1350, mußten aus Dänemark, weil die holsteinischen Grafen, die Erben Gerhards des Großen, in Nachtheil geriethen. Allein als bei der Erneuerung des Kriegs auch die Hansen für die deutsche Sache eintraten, zeigte sich bald, daß Dänemark noch immer der schwächere Theil war. Der König wich aus dem Lande; im Jahre 1370 schloß der Reichshauptmann Henning von Podebusk sammt den weltlichen Herren einen Frieden mit den Hansen, in dem es ausdrücklich heißt, der König müsse ihn bestätigen, falls er bei seinem Reiche bleiben wolle. Sie wollen keinen anderen Herrn empfangen, es sei denn mit dem Rathe der Städte.

Inzwischen aber hatte derselbe Waldemar nach einer anderen Seite hin dem dänischen Königthum eine große, recht eigentlich scandinavische Aussicht eröffnet durch die Verlobung seiner Tochter Margarethe mit dem Erben von Norwegen, Hakon VIII. Wir wissen, wie sich hier im zwölften und dreizehnten Jahrhundert die Könige Sverrir und Hakon V. der Alte zu bedeutender Macht erhoben hatten, auf welche selbst das weltbeherrschende Papstthum jener Zeiten behutsame Rücksicht nahm. Von nicht geringer Bedeutung ist auch Hakons Sohn, Magnus VII. Lagabätter 1263—1280, der die bisher rein kriegerischen In-

stitute friedlich umbildete. Eine große Kaufstadt, Bergen, kam empor; die Sklaverei hörte auf. Der König ließ die Lehen nicht erblich werden. Der Geistlichkeit wurden jedoch dabei, dem Zuge der Zeit entsprechend, bedeutende Rechte verwilligt, und sie gelangte eigentlich auch hier zu ihren Absichten. Nun vermählte Hakon VII., Magnus' Sohn, seine Tochter mit Herzog Erich, dem Bruder des Königs Birger von Schweden; es geschah, daß ein Kind aus dieser Ehe Erbrecht auf beide Reiche erhielt. Im Jahre 1319 kamen auf der Wiese bei dem Morastein die schwedischen Stände zusammen; ein tapferer Kriegsmann trat mit dem Knaben Magnus VIII. Erichssohn hervor und bewirkte, daß er als König anerkannt wurde. Die schwedischen Stände waren aus geistlichen und weltlichen Großen, Adel, Bürgern und Bauern zusammengesetzt. Sie schlossen mit dem norwegischen Reichsrath eine Abkunft, nach welcher Magnus auch hier anerkannt wurde. Magnus VIII. lebte fast immer in Schweden, wo er durch ein allgemeines Landesgesetz, das sich trotz alles Widerspruchs durchsetzte, ein gutes Andenken gestiftet hat. In Norwegen vermißte man jedoch seine Anwesenheit, und er entschloß sich im Jahre 1350, seinen erst zwölfjährigen Sohn, Hakon VIII., dorthin als Regenten zu schicken; denselben, der sich mit Margarethe, der Erbin von Dänemark, vermählte.

Auf diesem Verhältniß beruhte der Gedanke der Union. Margarethe bewirkte nach Hakons Tode 1380, daß ihr Sohn Olaf III. hier wie dort anerkannt wurde. Nachdem auch er 1387 früh gestorben, übernahm sie selbst die Herrschaft in beiden Reichen. Sie verstand es, mit den Reichsräthen des einen wie des anderen gut zu stehen. Alsbald aber streckte sie ihre Hand auch nach Schweden aus. Hier hatte Magnus VIII.,

mit seinem Sohne Hakon bald entzweit, bald verbündet, schwere Tage gehabt und manche Gewaltsamkeit verübt. 24 vertriebene schwedische Herren entboten deshalb 1363 den Herzog Albrecht von Mecklenburg, dessen Mutter eine Schwester des Magnus war, nach Schweden und gaben ihm die Herrschaft in die Hand. Er führte das Regiment hauptsächlich durch deutsche Ritter und Bürger, die wir als Befehlshaber finden. Allein hiegegen erhob sich eine starke nationale Partei, die besonders an Bo Jonsson, dem reichsten Mann in Schweden, der je gelebt, Rückhalt hatte. Bei dessen Lebzeiten ward der König von ihnen in Schranken gehalten. Nach seinem Tode aber, als dieser wieder um sich griff, boten die Großen des Reichs die Krone der dänischen Margarethe an. Es kam zu einem Kampfe, in welchem Margarethe die Empörung unterstützte. Durch die Schlacht bei Falköping, in welcher Albrecht gefangen genommen wurde, kam die Sache 1389 zur Entscheidung.

Zwar nahmen sich die wendischen Städte und mehrere deutsche Fürsten Albrechts an, wie er sich ja überhaupt auf deutsche Hülfe lehnte; sie bewirkten auch seine Befreiung, aber zum König konnten sie ihn nicht wieder machen. Am 20. Juli 1397 ward vielmehr die Union zu Calmar geschlossen, nach welcher jedes Reich inskünftig nach seinen Gesetzen regiert werden, aber alle drei einen gemeinschaftlichen König wählen sollten. Margarethe war klug und gewandt genug, um die Herrschaft bis an ihren Tod (1412) allenthalben zu behaupten. Allein diese Union, als ein äußerliches Werk, das sie war, vermochte sich doch nicht gegen den nationalen Widerwillen durchzusetzen. Statt der Einigung ergab sich am Ende eine lange Kette von Streitigkeiten und Käm-

pfen, die das Bild einer allgemeinen Zersetzung, wie es das funfzehnte Jahrhundert gewährt, auch hier im Norden vervollständigen. Erst auf der Losreißung Schwedens von der Union, welche Gustav Wasa vollbrachte, beruht alsdann die moderne Entwicklung Scandinaviens überhaupt.

Und eine Schwierigkeit trat allbereits unter Margarethe selbst hervor, die sie nicht zu beseitigen vermochte und die merkwürdiger Weise noch unser Jahrhundert beschäftigt hat: die Frage über Schleswig. Jener mächtige Gerhard von Holstein hatte sich, wie berührt, Ansprüche auf Schleswig, das ein dänisches Lehen war, erworben. Nach dem Tode Waldemars IV., der sie nicht hatte anerkennen wollen, setzten sich die Söhne Gerhards, hochstrebend wie der Vater, mit Gewalt in Besitz (1375). Königin Margarethe, mit anderen Entwürfen beschäftigt, gab ihnen Schleswig im Jahre 1386 zu Lehen: einer von den holsteinischen Herren soll immer Schleswig als Herzog besitzen. Man hat noch im achtzehnten Jahrhundert ausführlich untersucht, ob sie damit einen Staatsfehler beging, oder nicht. In der Sache lag eine natürlich nicht leicht zu hebende Schwierigkeit. Einem deutschen Hause, mächtig in der Nachbarschaft, wurde ein Land zu Lehen gegeben, das der dänischen Krone angehörte. Faktische Verbindung mit Deutschland, rechtliche mit Dänemark ward dabei gleich anfangs verschmolzen.

Nothwendig kam es nun hierüber zu fortwährendem Hader. Bei der ersten Gelegenheit, die sich darbot, im Jahre 1410, erklärten die Dänen das Lehen für verfallen und eröffneten einen Krieg, um es wieder zu erobern. König Sigismund als erwählter Schiedsrichter erklärte sich, beirrt durch eine falsche Information, für die Dänen. Dagegen nahmen die

deutschen Städte im Jahre 1426 Partei für die Holsteiner Sie haben 1431 Flensburg erobert und im Jahre 1435 sich einen Frieden nach ihrem Sinne erzwungen. Es waren hauptsächlich Hamburg, Lübeck, Wismar, Lüneburg. Alle ihre alten Rechte und Zollfreiheiten wurden ihnen bestätigt. Dem Grafen Adolf VIII. ward Alles abgetreten, was er von dem Herzogthum Schleswig besaß, sammt Femarn und Friesland. Seine Lehnsfolge ward auf bloßes Friedehalten beschränkt. König Christoph der Baier suchte die Hansen zu beschränken, indem er die Westsee der Ostsee entgegensetzte; er starb aber, ehe er etwas ausgerichtet hatte, 1448.

Bei dem Tode Christophs hätte nun Adolf VIII. selber leicht die Krone erlangen können, die ihm angeboten ward; aber, ohne daß man gerade angeben könnte — was Dahlmann gleichwohl versucht — aus welchem Grunde: er lehnte sie ab und schlug — denn in dem dänischen Reichsrath saß er selbst — seinen Schwestersohn, den Grafen Christian I. von Oldenburg, vor. Christian, den die Holsteiner Kersten nennen, versprach, weder Krieg zu führen, noch ein Geschäft von Bedeutung zu unternehmen, noch auch Frieden aufzurichten, ohne den Reichstag gefragt zu haben. Dann erst empfing er die Huldigung, am 28. September 1448. Indessen war Karl Knudson zuerst in Schweden, dann auch in Norwegen gewählt worden. Hauptsächlich von Adolf unterstützt, mit den Kräften von Schleswig-Holstein, erlangte Christian von Oldenburg 1450 die Krone von Norwegen, 1457 auch die schwedische. Als 1459 mit Adolfs VIII. Tode der Mannsstamm Gerhards des Großen ausging, ward Christian auch von den Holsteinern und Schleswigern anerkannt. Hier hätten zwar eigentlich die Grafen von Schaumburg als Agnaten das bessere Recht ge-

habt, und so erwarteten die Hansestädte, daß es geschehen würde. Aber zu ihrem Aerger, wie die Chronik sagt, wurden die Holsten Dänen und verschmähten ihren Erbherrn. Wir bemerkten schon, daß durch solche Verbindung der geistige Einfluß des deutschen Wesens auf Dänemark eher befördert ward. Allein politisch führte sie doch unausbleiblich zu weiteren Verlusten der Macht an den Grenzen des Reichs: ungelöst hinterließ das funfzehnte Jahrhundert eine nationale Streitfrage, die dann noch im neunzehnten eine so große Rolle spielen sollte.

Dreizehntes Capitel.

Timur Beg; Eroberung Constantinopels durch die Türken.

Von der Welteroberung Dschingischans sind wir ausgegangen und haben sie so weit begleitet, bis allenthalben eine Reaction gegen die Herrschaft der Dschingissiden eintrat: in Persien durch die einheimischen Häuptlinge, die sich gegen die Ilchane aufstellten (1353); in China durch die Erhebung des Bonzen Tschuh (1368); in Kaptschak durch die Entzweiung innerhalb der goldenen Horde und die Theilnahme der Chane an den Streitigkeiten der Russen, welche sich seit 1380 auf das kräftigste emporrichteten; in Tschagatai durch die allgemeine Empörung der Emire (1358), insbesondere den Abfall von Kaschgar und Chowaresmien. Eben hier aber in Tschagatai entstand nun der zweite mongolische Welteroberer Timur, der Asien unter Eine Hand zu vereinigen den Anlauf nahm, während sich Europa in die kleinsten Unabhängigkeiten zerklüftete und das Papstthum dem großen Schisma verfiel. Er erscheint als der Polarstern seines Volkes. Seine Derwische erneuern die Lehre, daß es nur Einen Herrn geben müsse.

Timur ist im Jahre 1336 zu Kesch, südlich von Samarkand, geboren, ein Mongole, aber nicht aus dem Geschlechte Dschingischans. Auch nannte er sich nur Timur Beg, niemals Chan, wiewohl er Chane einsetzte und unter sich dienen

sah. In den inneren Kämpfen in Tschagatai wußte er seine Jugendgefährten um sich zu sammeln; bald unterstützte er den einen, bald den anderen von den Prätendenten; zuletzt aber unternimmt er die Vertreibung der nach Tschagatai eingedrungenen, von demselben abgefallenen Kaschgarier. Er gewinnt und verliert; oft hat er nur noch 40 Ritter um sich, aber endlich gelingt es ihm, die Kaschgarier zu überwinden. Dann spricht er zu sich selbst: wie es nur Einen Gott gibt, so darf es auch nur Einen Herrn in seinem Königreich geben! Ein Emir nach dem anderen wird unterworfen. Im vierunddreißigsten Jahr seines Lebens, 1370, ist Timur Herr von Tschagatai. Auf einem Landtag zu Samarkand setzt er sich selbst die goldene Krone auf. Die Einwohner von Tschagatai galten für die tapfersten von allen Mongolen: Berge im Widerstand, reißende Ströme beim Angriff. Mit diesen beginnt er die Eroberung wie Dschingischan; sein Ziel ist, alle in Abfall begriffenen mongolischen Gebiete wieder zu unterwerfen. Zuerst gelingt ihm das mit den Ländern, welche früher zu Tschagatai gehört hatten: mit Kaschgar 1376, Chowaresmien 1379. Hier stellte er sich selbst zum Zweikampf dar, den indeß der Herrscher nicht annahm. 1381 überwindet er Chorasan, dessen Fürst den Landtag zu besuchen sich weigerte. Alles, was es hier Ausgezeichnetes gab, Gelehrte und Scherifs, selbst die Thore von Herat, nahm er mit nach seiner Vaterstadt Kesch, die seitdem als das Haus der Tugend berühmt wurde.

Timur war strenger Mohammedaner: alle Pflichten der Religion erfüllte er; unzählige Bauten hat er aus diesem Gefühl unternommen. Sein Sinn war, zugleich die Herrschaft der Mongolen zu erneuern und den Islam zu pflanzen. Er trifft dann mit den Schahs Kothbeddin von Sedschestan und

Zein Abidin von Fars zusammen. Kothbeddin flieht, wie er sagt, vor ihm zu ihm und unterwirft sich. 1387 bringt Timur nach Fars, wo sich die Mozafferiden, vor allen Zein Abidin selbst, ihm mit Tapferkeit im offenen Felde widersetzen, aber geschlagen werden. Der Sieger erfüllt Ispahan mit Blut: die Köpfe läßt er tausendweise zu hohen Haufen aufschichten. Nur die Abkömmlinge des Propheten werden verschont. Von allen den Bergfesten, wie sie seit den Sassaniden die eine nach der anderen Dynastie errichtet, kann Timur keine widerstehen. Dann trägt Timur kein Bedenken, auch den Herrscher von Bagdad selbst, Ahmed, einen Enkel des großen Hasan, unterwerfen zu wollen. Der Herr, sagte ihm ein Derwisch, der dir das eine gegeben, gewährt dir damit auch das andere! Er schickt einen Boten, sich nach Ahmed zu erkundigen. Er ist, antwortete der Bote, ein Stück Fleisch, welches zwei Augen hat! Mit reißender Geschwindigkeit — bei Fackeln ließ er sich des Nachts einhertragen — stürzte sich Timur auf Bagdad los. Er traf die Stadt ohne alle Vertheidigungsanstalten und nahm sie ohne Widerstand, die Gelehrten ließ er nach Samarkand wegführen.

In Kaptschak, wo ähnliche Zerrüttung, wie in Tschagatai eingerissen war, hatte Timur früher den Toktamisch eingesetzt. Der aber trug den Stolz eines dschingissidischen Abkömmlings in sich und wollte seinem Helfer nicht gehorchen. Timur ließ ihm einmal sagen: Weißt du nicht, daß ich meine Freunde liebe, daß aber vor meinem Zorn auch die Tiefe des Meeres nicht errettet? Im Jahre 1391 griff er Toktamisch an. Er verwunderte sich über die unermeßlichen Steppen, die er zu durchziehen hatte. Er bestieg einen Hügel, von dem aus er nichts sah, als die ungeheure grüne Ebene. Sein Heer

war geschwächt und muthlos, als er vor dem Feinde ankam. Aber er wußte zuerst seine nächsten Verwandten wieder zu stimmen, und diese flößten den übrigen Muth ein. Ein Imam aus dem Geschlechte des Propheten verfluchte die Feinde: ihr Antlitz solle geschwärzt werden vom Schimpfe des Abfalls! So ward das Heer wieder muthig. Den Träger der feindlichen Hauptfahne bestach Timur. Wie die Fahne gefallen, war alle Tapferkeit des Toktamisch unnütz; er ward unweit der Wolga völlig geschlagen (1391). Auf einer Wiese theilte Timur die unermeßliche Beute aus. Junge Mädchen mit lang herabwallenden Locken reichten dem Fürsten und seinen Gefährten Wein in goldenen Bechern. Doch war Toktamisch noch nicht völlig besiegt, und im Jahre 1395 unternahm Timur einen neuen Zug wider ihn. Am Fuße des Elburs hielt Timur Heerschau: vier Farasangen bedeckte das Heer; die Hauptleute, die Zügel ihrer Pferde am Arm, fielen vor ihm nieder und schwuren ihm Treue. So ging er vorwärts. Am Terek, in der Nähe von Jekaterinograd, brachte er dem Feinde eine entscheidende Niederlage bei. Er verwüstete die Herrschaft des Toktamisch und brachte sie selbst an sich. Auch drang er unverweilt in Rußland ein und nahm Jelez. Eben damals war das Großfürstenthum an Moskau gelangt; Fürst Wasilij Dimitrijewitsch sammelte sein Heer zum Widerstand. Es war ein Krieg, der als ein Religionskrieg betrachtet wurde; das vornehmste Marienbild ward aus Wladimir nach Moskau geführt, und der Mutter Gottes ward die Rettung des russischen Landes aufgetragen. Indessen wollte sich Timur nicht allzu weit einlassen; Ssarai und Asow zerstörte er, dann kehrte er um und gab seinem Heer am Fuße des Kaukasus ein prächtiges Siegesfest. Nach wie vor verfolgte er alles, was nicht

an Mohammed hielt: auf die unzugänglichsten Bergfesten, auf die Inseln des kaspischen Sees. Die Christen, die er erreichte, nöthigte er, das Licht der Lehre des Propheten anzunehmen. An Seilen ließen sich die Tataren in die Höhlen herab, in welche die armen Christen geflüchtet waren.

Prächtig kehrte Timur nach Samarkand zurück. Schon hatten sich ihm auch seine nördlichen Landsleute beugen müssen. Die alte mongolische Eroberung — ausgenommen China — war hergestellt. Doch unternahm er, seine Waffen auch in neue Gebiete zu tragen. 1397 überstieg er das Gebirge unter ungeheuren Mühseligkeiten, besiegte die Afghanen und näherte sich dem Indus. In Indien hatten nach dem Verfall der ghaznawidischen Herrschaft die Puschtaneh oder Patanen eine weitreichende Herrschaft gegründet. Ihr Stifter ist Kuttub († 1210). Sie widerstanden manchem Anfall und breiteten ihre Herrschaft von Dehli über ganz Dekhan aus (1230). Eine wilde Mischung von Roheit und schroffem Regiment mit höchstens einiger poetischer Bildung tritt an ihnen hervor. Ein Sultan hat ein Monument zum Andenken eines verlorenen Zahnes errichten lassen. Wir gedachten der wiederholten Angriffe der Ilchane, die doch kein anderes Ergebniß hatten, als die fürchterliche Rache, die Alaeddin von Dehli an den Mongolen im Lande nahm. Timur nun eroberte Multan und, indem er die Feueranbeter furchtbar verfolgte, rückte er gegen den Indus. Mahmud II. von Dehli zog ihm mit einem indischen Heere und seinen Elephanten entgegen. Timur verschanzte sich und ließ zusammengekoppelte Auerochsen gegen den Feind los, welche sehr bald die Elephanten scheu machten und zurückwarfen. Hierauf ward Dehli eingenommen und verheert. Timur bestieg den kaiserlichen Stuhl.

Dann besuchte er die Quellen des Ganges. Die Wunder Indiens begleiteten ihn nach Samarkand; eine prächtige Moschee auf 480 Säulen ward gebaut.

Historisch wichtiger ist, wie darauf diese neue mongolische Macht in Vorderasien mit den Mamluken und der aufkommenden türkischen Macht zusammenstieß. Seit 1382 herrschte in Aegypten Barkok, ein circassischer Mamluk, der trotz unzähliger Empörungen die abtrünnigen syrischen Emire in Pflicht hielt. Von dessen Sohne Faradsch forderte Timur, daß er seinen Namen in das Kanzelgebet aufnehme, d. h. ihm huldige. Er war gereizt dadurch, daß sich seine Flüchtlinge von Asien her oft zu den circassischen Mamluken begeben hatten. Jetzt erschien er zugleich mit indischen und europäischen Kriegsmitteln, Elephanten und Feuergewehr. Er eroberte Aleppo und Emesa. Die Mamluken kamen, um wenigstens Damaskus zu schützen, allein vergebens. Timur nahm die Stadt und züchtigte sie nach seiner Weise, weil sie einst die Omajjaden gegen das Haus des Propheten unterstützt habe (1401).

Sodann kam die Reihe an die Osmanen. Sultan Bajesid hatte sich von seinen Erfolgen in Europa nach Asien zurückgewandt, die Emire gebeugt und die noch unabhängigen Karamanen im inneren Kleinasien besiegt. Die einen wie die anderen riefen Timur um Hülfe an. Selbst Kaiser Manuel verschmähte nicht, bei ihm Schutz zu suchen; er erklärte, lieber ihm, als Bajesid seinen Tribut entrichten zu wollen. Auch gegen Bajesid hatte Timur die Beschwerde, daß jener einige Flüchtlinge nicht hatte herausgeben wollen. Er ließ dem Sultan sagen: liefere man seine Feinde nicht aus, so werde alles offenbar werden, was unter dem Schleier des Schicksals verborgen liege. Die Osmanen aber pochten auf ihre Siege in Europa. Bei An-

gora maßen sich am 16. Juni 1402 die Heere. Unter Bajesids Scharen dienten Serben, alle in Schwarz gekleidet. Wie wild sind diese Derwische, sagte Timur. Es sind keine Derwische, es sind Christen! wird ihm geantwortet. Bajesid ward geschlagen und in der Mitte seiner Janitscharen gefangen genommen. Mein Chan, sprach Timur, was würdest du thun, wenn du mich so hättest, wie ich dich? Ich würde, entgegnete der wilde Bajesid, dich in einem Käfig herumführen. So that ihm, sagt man, nunmehr Timur. Alle kleinasiatischen Emire machte er von ihm frei. Den Byzantinern gab er einige zuletzt verloren gegangene Besitzungen zurück.

Herrlicher als je kehrte Timur nach Samarkand zurück. Indem er sich aufmachte, China zu erobern, starb er 1405 am Jaxartes. Scherefeddin rühmt vor allem seine Ehrfurcht gegen die Religion, seine strenge Gerechtigkeit. Er begnügte sich nicht mit scheinbarer Unterwerfung, sondern forderte die entscheidende. Seine Politik war, überall einzugreifen, immer dabei zu sein. Er berief Versammlungen, richtete sich aber nicht nach ihnen. Sein Lauf war wie der Gang des Schicksals. Unter den Eroberern ist er wohl derjenige, der das größte Stück Welt eingenommen hat, der Napoleon des Orients.

Unter seinen Nachkommen brachen trotz aller seiner Anordnungen sogleich Entzweiungen aus, und eine Zeitlang behauptete wohl Khalil, ein Enkel Timurs, Samarkand und dadurch das oberste Ansehen. Aber wie hätte ein Mann wie er, der völlig in die Liebe zu Schadi-Mulk versenkt war, ein Reich wie dieses beherrschen können? Sein Oheim Schah Rokh stürzte ihn im Jahre 1409. Khalil vergnügte sich, seine Liebe zu besingen; darin wenigstens war er glücklich: nach

seinem Tode tödtete sich Schadi-Mulk selbst. Seitdem beherrschte Schah Rokh das Land, eigentlich als einziger Nachfolger Timurs. Er selbst hatte im siebzehnten Lebensjahre an den Kriegen des Vaters gegen die Perser theilgenommen, einen blutigen Kopf zu den Füßen Timurs niedergeworfen mit den Worten: so mögen alle deine Feinde umkommen! Von Chorasan aus, das ihm sein Vater gegeben, hatte er Mazenderan und Transoxanien erobert. Er wird als sparsam und weise gerühmt; er beförderte den Handel. Es sind einige Gesandtschaftsberichte an ihn erhalten, die Abdul Rizak, sein Almosenier, ihm abstattete. Schon unter ihm, wie viel mehr nach ihm — sein Sohn Ulugbeg ist berühmt durch seine astronomischen Tafeln, wurde aber schon 1449 von dem eigenen Sohne getödtet — empörten sich die unterworfenen Völker.

In Iran erhoben sich die Turkmenen, und zwar am mächtigsten diejenigen, die sich gegen Timur gehalten hatten, deren Sitz in Mosul war. Sie besiegten die schwarzen Turkmenen — sie unterschieden sich nach ihrer schwarzen und weißen Fahne —; Usunhassan eroberte Schiras und war völlig Herr in Iran. Der Timuride Abusaid betrachtete sich noch einen Augenblick als den Herrn und forderte die Turkmenen vor sich. Die begegneten ihm mit ihrer bewaffneten Macht, schlugen und tödteten ihn (1468). Usunhassan hatte eine Reiterei von 50000 Mann; er hielt sich im Westen und Osten des persischen Gebirges mit ungeschwächter Kraft. Aber sein Geschlecht entzweite sich, und im Jahre 1501 kam die einheimische Dynastie der Shafi zur Regierung, die blutdürstigste, die je auf einem Thron gesessen hat. Da kam es nun zu dem Zustand von Persien, wie er noch heute ist. Die

alten Einwohner, die noch persisch reden, großentheils Mohammedaner, aber sehr gemischt — die Tadschiks, d. h. Bauern auf mongolisch — sind die arbeitende Volksklasse für die kriegerischen Oberherren. Aber diese sind bei weitem roher. Es ist derselbe Zustand von der hohen Bucharei bis nach Aegypten hin; ja die christlichen Unterthanen des türkischen Reiches sind in einer ähnlichen Lage. Eben darauf beruht das Princip der Unkultur, daß man nur die Herrschaft des Rohen kennt, eine wahre Kakistokratie.

In Kaptschak erhielt sich ein Anhänger Timurs, Mohammed, bis 1467, doch erhoben sich auch hier gar bald Unruhen. Die Chanate von Kasan und Astrachan sonderten sich ab. Am wichtigsten aber wurde das Chanat der Krim. Seit 1468 setzte sich dort Ahmed auf das kühnste dem Chan entgegen und nöthigte ihn, seine Zuflucht zu den Polen zu nehmen, bei denen er aber wenig Trost fand (1501). In diesen Bewegungen machten sich dann die Russen völlig unabhängig und erwarben seit 1487 sogar die Oberherrschaft über die Chanate. Auch in Turan unter den Uzbeken erhoben sich dschingissidische Geschlechter. Bald waren sie verbündet, bald bekämpften sie einander. Im Jahre 1482 behielt Schaibek die Oberhand. Dieser warf sich auf Tschagatai und eroberte es im Jahre 1494, sodaß seitdem dies Geschlecht in jenen Gegenden herrschte. Samarkand, Balkh, Buchara hatten sie inne. Von diesem Reiche riß sich Chowaresmien 1516 wieder los, von welchem das mongolische Reich in Indien ausging.

In Indien erhob sich nach Timur wieder eine arabische Dynastie, die ihren Sitz in Agra nahm, bis 1448. Hierauf folgten wiederum die Afghanen. Es war ein unaufhörlicher Kampf zwischen einem fast barbarischen Islam und den ein-

heimischen Kasten und ihrer Religion. Einen Versuch machte Nanak († 1539), den Hinduismus und Mohammedanismus zu vereinigen; jedoch entstand daraus nur die Sekte der Sikhs. In Tibet richtete sich der Lamaismus zu voller Unabhängigkeit auf. Es war dort ein großer Lehrer Tzongkaba gewesen († 1312), dessen Schüler sich außerordentliche Macht erwarben. Mit dem Tode Timurs fällt die Erhebung der eigentlichen Dalailamas zusammen. Der erste ist ein Schüler des Tzongkaba. Er bestieg den Thron in L'Hassa, das von Tzongkaba erst erbaut ist; er vereinigte weltliche und geistliche Herrschaft.

An allen diesen Ländern ist die Zeit Timurs und der Seinen vorübergegangen, ohne die geringste Spur einer neuen Entwicklung zurückzulassen. Es gilt von dieser zweiten Periode mongolischer Eroberung, was von der ersten: sie hat ihren Weg einzig durch Zerstörung bezeichnet. Die alte Blüthe von Asien war dahin, und kein frischer Anfang einer menschenwürdigen Entfaltung ist seitdem dort zutage gekommen. Nur an einer Stelle möchte man den Rückgang der Macht der Timuriden geschichtlich ebenso bedauern, wie vordem die Ermattung der Dschingissiden. Hätten diese einst die Mamluken besiegt, so wäre Akkon nicht gefallen: hätte das Reich Timurs Bestand gehabt, so würde sich Constantinopel behauptet haben. Wie aber hätte Schah Rokh, der von Samarkand aus Persien kaum im Zaume zu halten vermochte, auf Vorderasien und die Osmanen irgendwelchen Einfluß ausüben können?

Auch unter den Söhnen Bajesids waren Thronstreitigkeiten ausgebrochen. In ihre inneren Kämpfe mischten sich die Griechen, und da sie Musa zu Tribut zwingen wollte, so wandten sie sich an dessen Bruder Mohammed. Mohammed beschützte die Griechen in der That. Er ist, wie die Türken

sagen, der Noah, dessen Arche die Griechen aus der tatarischen Sintfluth errettet hat; allein eben in diesen Kämpfen gab er dem zerfallenden türkischen Reiche wieder eine Einheit, die sich nach seinem Tode als unzerstörbar erwies. Zwar fehlte es auch jetzt nicht an Zwistigkeiten. Aufs neue begünstigten die Griechen einen asiatischen Thronbewerber wider den europäischen; aber diesmal fielen die Würfel des Kriegsglücks anders: der Europäer Murad II. (1422—1450) behielt den Platz und war nun der entschiedene Gegner des constantinopolitanischen Reiches, dem er sogleich die größten Verluste beibrachte.

Kaiser Manuel II. Paläologus theilte vor seinem Tode sein Reich unter seine Söhne, deren er sieben hatte, so daß sich allenthalben Despoten erhoben, die sich an die lateinischen Herrschaften anschlossen, welche in Athen, Theben, Achaja, Aetolien noch immer bestanden und sich nach dem Princip der Theilung immerfort vervielfältigten. Unter diesen Umständen sah Johann VIII. Paläologus keine andere Hülfe als in dem Westen. Er hatte sich tief in theologische Streitigkeiten eingelassen; unter so vielen Gefahren beschäftigte er sich noch damit, Juden zu bekehren. Er glaubte die Möglichkeit zu entdecken, sich mit der lateinischen Kirche zu vereinigen. Im Jahre 1439 ward auf dem florentinischen Concil in der That eine Vereinigung geschlossen, die hernach öfters bei solchem Versuch zugrunde gelegt worden ist. Auch bewirkte dies, daß Papst Eugen IV. sich anstrengte, noch einmal einen Versuch zustande zu bringen, den unabhängigen Gewalten im Bereiche der türkischen Macht durch einen großen Schlag Luft zu machen.

Die Lage von Europa hatte sich insofern ganz verändert,

als das polnische Reich damals mächtig emporkam, vor allem im Kampfe gegen das Deutschritterthum, dessen umfassender Herrschaft es ein Ende machte. Jagello spielte die größte Rolle in dem östlichen Europa. Nach seinem Tode ward sein Sohn und Nachfolger Wladislav III. durch die Mehrzahl der Ungarn, im Gegensatz zu dem jungen Ladislaus Posthumus, 1440 auch zum König dieses Landes gewählt. Eugens IV. Kreuzpredigt war in Frankreich und England unwirksam; nur einige deutsche Ritter wurden gewonnen. Die Hauptstärke aber bestand in dieser neugebildeten jagellonischen Macht. Die Absicht war, daß zugleich sowohl Lateiner als Griechen an den Küsten den Krieg beginnen und die Karamanen in Asien sich erheben sollten.

Im Jahre 1443 unternahm man einen großen Zug. An der Spitze der Christen stand Wladislav III. und sein ungarischer Feldherr Johann Hunyad, in der türkischen Geschichte berühmt unter dem Namen des Janku; die Christen nennen ihn den weißen Ritter von der Walachei. Hunyad war schön, gutmüthig, tapfer, durch Unglück nicht zu überwinden und von dem hinreißenden Heldenmuth, der auch in schwierigen Lagen die Gemüther noch erwärmt. Man schlug den Feind bei Nissa. Im Winter ging man durch das Gebirge: man langte in Bulgarien an, und schon durch die Verwandtschaft der Sprache machten die Polen einen großen Eindruck. Murad, zweimal besiegt, bequemte sich zu einem Vertrag, der die Walachei sowie, wenigstens factisch, auch Serbien unter den Einfluß des ungarischen Reiches gestellt haben würde. Triumphirend zog man nach Ofen zurück.

In diesem Augenblick aber kam die Nachricht, daß Karamanien in Waffen, daß die päpstliche Flotte im Hellespont

angelangt sei; und es schien der Moment gekommen, der türkischen Macht auf immer ein Ende zu machen. Cardinäle in Italien erklärten, man sei den Vertrag zu halten nicht schuldig; denn man habe Gott und Christo eher geschworen, als den Türken, den Feinden desselben. Und so erhob sich das Heer aufs neue, aber um vieles schwächer. Es rückte die Donau hinab. Hunyad schmeichelte sich, König von Bulgarien zu werden. Murad II. war ein Mann von Gefühl für das Recht, Nachdenken und Sinn. Der Treubruch der Christen entrüstete und begeisterte ihn zugleich. Das Pergament des geschlossenen und gebrochenen Vertrages ließ er vor sich hertragen. Mit ungeheurer Uebermacht begegnete er den Christen bei Warna am 10. November 1444 und brachte ihnen eine Niederlage bei, wie die bei Nicopolis gewesen war. Der polnisch-ungarische König Wladislav kam selbst in der Schlacht um.

Noch einmal zog Hunyad 1448 wider die Türken, mit dem schönsten Heer, das aber zu klein war. Die Türken machten den Fluß, über den sie zogen, drei Tage lang trübe, die Ungarn nur einen Tag. Er hatte weder Serben noch auch Polen, aber böhmische und deutsche Schützen. Obwohl 30 000 Türken und nur 8000 Ungarn fielen, so ward doch Hunyad auf dem Felde von Kossowo völlig geschlagen. Als ein Flüchtling, der mit Mühe dem Tode in der Schlacht entronnen, kam er in das Reich zurück.

Seitdem war die Herrschaft der Osmanen in Europa ganz entschieden, und durch die Unterwerfung der noch erhaltenen unabhängigen Fürsten setzte sie sich fort. Im Peloponnes hatte sich ein Despot Constantin, in Albanien Georg Castriota, besonders infolge jenes glücklichen Feldzuges von 1443

erhoben und ausgebreitet. Gleich 1446 griff Murad den ersten an und eroberte Korinth; dann wandte er sich gegen den zweiten, der als Skanderbeg, der letzte christliche Held so berühmt ist. Er war schon ein Sklave der Türken gewesen, aber in der Schlacht von Nissa entronnen. Auf das listigste bemächtigte er sich Krojas. Alle Osmanen in Albanien wurden getödtet. Alle umwohnenden Herren, die von den Osmanen ihren Ruin vor Augen sahen, schlossen sich an ihn an, an ihrer Spitze die beiden Topia. Sie bildeten eine sehr bedeutende Macht. Murad rückte selbst wider sie heran, auch eroberte er einige Bergfesten, doch konnte er Kroja nicht bezwingen.

Aber schon folgte ein Fürst auf dem türkischen Throne, der alle diese Bestrebungen vollenden sollte: Mohammed II., 1451—81. Das Kaiserthum erschien nur noch wie eines jener Despotate und war auf Constantinopel beschränkt, aber sein bloßes Dasein erhielt den Muth in den übrigen. Dies griff Mohammed zuerst an. Im April 1453 erschien er vor Constantinopel. Eine ungeheure Belagerungskanone von funfzig Paar Ochsen gezogen, pflanzte er vor dem Thore des heiligen Romanos auf, das noch heute das Kanonenthor heißt. Er hatte auch viel anderes Geschütz. Das Heer war drittehalbhunderttausend Mann stark. In der Stadt hatte aber unglücklicherweise die Vereinigung mit den Lateinern ihre Rückwirkung. Der Kaiser Constantin XI. Paläologus und der Klerus des Hofes waren lateinisch gesinnt, die Mönche und der Admiral Notaras griechisch; sie verfluchten einander. Notaras sagte, er wolle lieber den türkischen Turban, als den lateinischen Hut in der Stadt sehen.

Der Angriff Mohammeds unterschied sich dadurch von

allen bisherigen, daß er zugleich von der Landseite und vom Hafen her gemacht ward. Als alles so weit war, die Gräben erfüllt, Breschen geschossen, und die Griechen dennoch ihre Stadt nicht überliefern wollten, bestimmte der Sultan den Sturm. Sein Volk war entzückt, da er ihm die Plünderung der Stadt versprach. Dem La illaha illallahu antworteten die Christen mit Kyrie eleison. Am 29. Mai in den ersten Morgenstunden begann der Sturm. Außerordentlich tapfer wehrten sich die Christen. In der Sophienkirche hatte der Kaiser Constantin noch einmal das Sacrament empfangen. Er fiel wenigstens rühmlich. Das Volk drängte sich nach der Kirche. Sie hatten eine alte Prophezeiung, wenn die Türken bis zur Säule Constantins vorgedrungen sein würden, würde ein Engel vom Himmel steigen und einem armen Manne das Schwert in die Hand geben mit den Worten: räche das Volk Gottes! Den Sinn dieser Prophezeiung verstanden sie nicht. Ihre Kirche wurde genommen, ihre Paläste von dem Sultan bezogen.

So ward Constantinopel erobert; bald fielen dann auch die Despotate. Skanderbeg selbst erkämpfte sich Frieden, aber nach seinem Tode fiel auch Albanien dem Feinde in die Hände. So siedelte sich der christlichen gegenüber die türkische Macht in Europa an und verwandelte jene gesammten Gebiete in asiatische. Sie schließt sich unmittelbar an die mongolische Herrschaft an, die ganz Asien, wie wir sahen, einnahm, um es zu verwüsten. Was die Gefahr vor den Türken noch steigerte, war, daß sich nach dem Tode Wladislavs III. jene slavisch-lettisch-magyarische Macht wieder aufgelöst hatte.

Indessen leistete man doch im allgemeinen guten Widerstand; in Ungarn besonders die Hunyads; so Johann, der

Mohammed 1456 bei Belgrad eine starke Niederlage beibrachte, und sein Sohn, jener Matthias Corvinus, welcher 1458—90 den ungarischen Thron innehatte und ihn mit großem Glanz behauptete. Er unterwarf sich die Walachei und Bosnien; und nur die unaufhörlichen Zwistigkeiten bald mit dem böhmischen Könige Podiebrad, in dem sich das hussitische Element repräsentirte, bald mit den Polen, bald mit den Oesterreichern, welche die ungarische Krone noch nicht aufgeben mochten, hinderten ihn, etwas Bedeutendes gegen die Türken selbst auszuführen. Aber in dieser unmittelbaren Nähe des gewaltigen Feindes hielt er sich sehr gut. Er bildete die Kriegsverfassung in Ungarn dahin aus, daß auch hier die Fußvölker, die schwarze Garde, und die leichte Reiterei, die Husaren, die Hauptsache ausmachten. Er lernte die Kriegskunst übrigens von den Alten. In Ofen stiftete er eine Bibliothek, die zu den größten gehörte. Ein glänzender und mächtiger Fürst.

Neben ihm regierte Casimir IV. von Polen mit nicht minderem Ruhm, bis 1492. Er vereinigte Litthauen und Polen endlich innerlich unter Einer Herrschaft. Die Einfälle der Tataren wies er glücklich zurück. Die Walachei half er noch immer gegen die Türken beschützen. In seinen letzten Jahren hatte er das Glück, seinen Sohn Wladislav auf den böhmischen und endlich 1490 auch auf den ungarischen Thron steigen zu sehen, so daß dies litthauische Geschlecht alle diese Nationen beherrschte und vereinigte. An seiner Stelle hat dann später das Haus Habsburg an der Donau die Vormauer gegen die Türken gebildet.

Schlußwort.

Als Mohammed II. in die Kirche der heiligen Sophia trat, rief er aus: die Spinne spinnt ihr Gewebe in dem kaiserlichen Palast und die Eule singt ihren Wächtergesang auf den Thürmen! So viele Herrlichkeit war vergangen: heute neigt sich auch die, welche er gestiftet, zum Untergang. Ja wohl vergeht aller Glanz, wie eben der menschliche Leib, das menschliche Leben! Ewig ist nur der Geist, dessen unendliche Entwicklung in den Schicksalen des Menschengeschlechts die Geschichte als Wissenschaft darstellt. Doch erscheint er sich selber keineswegs nur gleichsam nachträglich in dieser allein. Die Geschichte als Wissenschaft wäre nichts, wofern ihr nicht als reales Object eine Geschichte als Daseinsform zugrunde läge. Jene Schicksale des menschlichen Geschlechts enthalten einen ununterbrochenen Zusammenhang des Lebens. Jede wahrhaft welthistorische Handlung, die niemals einseitig aus bloßer Vernichtung besteht, vielmehr im flüchtigen Augenblick der Gegenwart aus dem Vergangenen ein Künftiges zu entwickeln weiß, schließt ein volles und unmittelbares Gefühl ihres unzerstörbaren Werthes in sich ein. Hierin erblicke ich den vornehmsten Unterschied des orientalischen und des occidentalen Systems,

wie sie seit dem Ausgang des Mittelalters einander gegenüberstehen.

Welch unschätzbaren Antheil hatte vor Zeiten nicht gerade der Orient an der Gründung der Culturwelt gehabt! Jedoch das Princip der Bildung, das noch die Araber sogut wie die westlichen Nationen in sich aufgenommen, hatte zuletzt im Osten nicht den Sieg erfochten. Nicht allein bewahrten die hinterasiatischen Völker in Religion und Sitte ihr eigenes Wesen in abgeschlossener Gestalt. Auch der vordere Orient von Mittelasien bis nach Afrika hinein ist seit der mongolisch-osmanischen Epoche gleichsam Schritt für Schritt aus dem weltgeschichtlichen Leben ausgeschieden. Fast allenthalben waren es türkische Nationen, welche die Oberherrschaft mit den Mongolen theilten oder sie allein besaßen. In den osmanischen Türken hatten sie einen großen Mittelpunkt. Auch diese aber haben die antike Cultur von sich ausgestoßen. Sie vernichteten deren großen Ruf an ihrer Heimstatt selbst und nahmen nichts als ein leeres Ceremoniell von dem letzten byzantinischen Rest des alten Imperiums an.

So ergoß sich die rohe Kraft von Asien zerstörend nach Europa herüber. Glücklicherweise fand sie hier Widerstand. Gegen die Mongolen erhob sich die slavische Nationalität, eigenthümlich geformt durch die griechische Lehre, in den Russen nach und nach zu größter Selbständigkeit. Den Osmanen stellten sich Polen, Wlachen, Ungarn, Litthauer, Böhmen entgegen, unter der Hegemonie des jagellonischen Geschlechts, und hielten ihnen die Wage. Hiedurch verdienten sich diese Völker des östlichen Europas in höherem oder geringerem Grade die Aufnahme in den Kreis der abendländischen Bildung im engeren Sinne.

Denn die ganze Cultur der Welt hatte sich nun in der That zurückgezogen in die Nationen des entfernten Occidents, romanische und germanische, die nur einen kleinen Theil des Erdraumes einnehmen, und jetzt an den großen Weltkämpfen minderen Antheil hatten, die sich aber soeben auf die eigenthümlichste Weise ausbildeten. Die Einheit, welche sie bisher mit einander verknüpfte, fing an sich aufzulösen. Fast bei jeder von ihnen gewahrten wir im vierzehnten und noch mehr im funfzehnten Jahrhundert eine verwirrende Fülle von inneren Gegensätzen und mit einander ringenden Elementen. Ueberall aber hielt man nichtsdestoweniger an den überlieferten Grundlagen der allgemeinen wie der besonderen Bildung fest; aus dem Getümmel der Kämpfe ging das alte Leben verjüngt und erfrischt hervor.

Die Staaten bildeten sich, jeder nach verschiedenen Principien, aus, was ihre innere Stärke nothwendig steigern mußte. Es wurden eine Menge neuer Gestaltungen versucht; Freiheit und Cultur haben gleichsam einen engen Bund geschlossen. An mehr als einer Stelle treten mächtige Fürsten auf, Männer von schöpferischem Talent, die das Princip ihrer Nationalitäten repräsentiren. Wir sahen, wie so in Frankreich und England — in verschiedenen Formen, aber mit gleicher Energie — aus den inneren wie den gegenseitigen Kämpfen beider Länder sich die moderne Monarchie erhob. In Spanien kam es zu einer weiteren Vereinigung der Reiche; das katholische Königspaar giebt durch geistliche und politische Einrichtungen insbesondere der Macht von Castilien einen neuen Impuls. Während Osteuropa sich der Türken erwehren muß, erobern Ferdinand und Isabella Granada und machen Entwürfe, den Islam jenseit der Meerenge heimzusuchen. Die Portugiesen

steuern die afrikanische Küste entlang; ihre Erwerbungen erweitern sich zu Entdeckungen, noch im funfzehnten Jahrhundert finden sie den Seeweg nach Indien. Im Wetteifer mit ihnen enthüllen die Spanier Amerika. Ein unermeßlicher Schauplatz thut sich auf für die künftige Ausbreitung der Herrschaft der Cultur über die historisch ausgelebte alte Welt sowohl, wie über eine neue, die noch niemals von der Geschichte berührt worden.

Der formlose Versuch, die skandinavischen Gebiete unter derselben Herrschaft zu vereinigen, führt zu einem Erstarken der nationalen Lebenstriebe. Italien hält im funfzehnten Jahrhundert die Franzosen, die Spanier, die Deutschen von sich ab. Durch ein System des Gleichgewichts bleibt es eine Zeitlang in Ruhe; lange genug, um die Keime einer modernen Geistesbildung zur Entfaltung zu bringen. Dort zuerst war man so weit gekommen, die Hervorbringungen des Alterthums wieder in ihrer reinen Eigenthümlichkeit zu würdigen. In Deutschland bildet sich die anderwärts unterdrückte Aristokratie zu der wahren Inhaberin des Staates aus. Die Reichsgesetze geben dem Oberhaupt nur eine richterliche Gewalt, die es zu erweitern sucht. Die gesammte Verfassung beruht auf dem Frieden, der nur eben die innere Zerstörung verhindert, aber die allgemeine Erregung nicht zu dämpfen vermag, sodaß diese alsbald in der größten Erhebung der Gemüther, auf dem Gebiete der Religion, einen Ausweg sucht.

Schon bevor es hiezu kommt, kann der Papst über so viele Unabhängigkeiten nicht mehr gebieten, wie ehedem. Er hat noch einmal mit den Ansprüchen der versammelten Kirche in Basel zu kämpfen gehabt und auch da noch den Sieg davon-

getragen: die Gegenpäpste sind erdrückt worden. Jedoch hat man Grundsätze aufgestellt, welche die einzelnen Länder annehmen und zumtheil behaupten. Mit allen muß der römische Stuhl Concordate abschließen, hauptsächlich muß er den Fürsten einen großen Antheil an der geistlichen Gewalt überlassen. Heinrich VII. von England und Ferdinand der Katholische setzen ihre Bischöfe ein; Karl VII. behauptet die gallicanischen Freiheiten; in Deutschland werden den Territorialfürsten starke Einwirkungen auf ihre Landeskirche gestattet. Das Papstthum bewahrt so eine noch immer gewaltige, jedoch durch den Gang und die Nothwendigkeit der Dinge beschränkte Macht.

Unter solchen Umständen treten diese Nationen in die neuere Geschichte ein, in der es ihnen bestimmt ist, die Weltherrschaft über den Erdkreis an sich zu bringen und mit hoher Ausbildung eine unerschöpfliche Kraft zu vereinigen. Unter den größten Stürmen bewahren sie ihre welthistorische Tradition, die es denn ist, woraus sie die Fähigkeit zur Bildung neuer Formen des Lebens schöpfen. Die reformirten Kirchen, die sich dem Papstthum entgegen und an die Seite setzen, besitzen geradezu den Nerv ihrer Kraft in der geistigen Beziehung auf die ursprünglicheren Formen der auch nach der Trennung immer noch gemeinsamen Religion. In den großen Mächten, welche sodann nach dem Abschluß der confessionellen Kämpfe neben einander auftreten, um mit einander um Vorrang und Einfluß in der Welt zu streiten, erscheinen die vordem historisch gestalteten Nationen in dem erhöhten Bewußtsein ihrer selbständigen, einander ebenbürtigen Berechtigung. Die bürgerlich demokratischen Tendenzen endlich, die wir im vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert in lokalen oder doch partikularen Erhebungen emportauchen sahen, be-

gegnen uns nunmehr wieder in den großen, immer weitere Kreise der Völkerwelt erschütternden Revolutionen. Ihnen gegenüber aber behaupten die alten Rechtsordnungen der Staaten nicht minder ihren Platz. In unaufhörlicher, immer neue Schöpfungen hervorbringender Bewegung, und dennoch in allen Grundzügen sich selber treu, gleichsam in jedem Moment sein eigener Erbe, vollzieht sich so das welthistorische Geschick.

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.